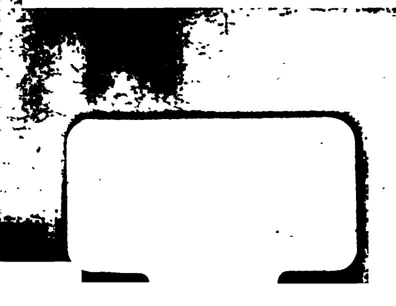






ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstaecker, Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin Schücking, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

J. L. KOBER.

Eilfter Jahrgang.

Neunzehnter Band.

Erinnerungen einer Großmutter.

I.

1856.

Prag & Leipzig,
Expedition
des Albums.

New-York,
B. Westermann & Comp.,
290, Broadway.



ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Eilfter Jahrgang.

Neunzehnter Band.

Erinnerungen einer Großmutter.

II.

1856.

Prag & Leipzig,

Expedition des Albums.

Erinnerungen
einer
Großmutter.

Roman
in zwei Bänden.

Von
Julie Burow.

Erster Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Zueignung.

An meine liebe Tante und verehrte Freundin

Frau Obrist-Lieutenant Amalie Leo

in Mainz!

Wenn ich auch selten nur **Dir** Grüße sende,
Gedenket **Dein** doch oft mein dankbar Herz!
Und jetzt, bei dieser Arbeit heiterm Ende,
Schau ich mit stillem Sinnen himmelwärts.
Dort! wo der Erde Schmerzen friedlich schweigen,
Wo jedem Wunsch sein heilig Ziel gestellt —
Dort weilt ein Freund! Sein Herz es war **Dein** eigen,
Du hast sein Leben liebevoll erhellt.

Ich hing als Kind, in mancher frohen Stunde,
Wenn er von seinem Kriegerleben sprach,

Voll Achtsamkeit an seinem lieben Munde
Und fühlte jedes seiner Worte nach. —
So wuchs in mir der Dichtung heit're Blüthe
Aus heil'ger Wahrheit, freundlich ernstem Keim. —
Nimm, Theure, denn dieß Buch mit milder Güte,
Es kehrt der Fritz so gerne zu **Dir heim**.

Bromberg im Juni 1856.

Julie Burow,
Frau Pfannenschmidt.



Einleitung.

Winzerin.
Ja schön ist das Wasser! ich muß das wissen,
Ich komme ja von der Oder her,
Die liebe Oder! ich möcht' sie nicht missen
Und wenns um Tonnen Goldes wär.
Festspiel von Marie Harrer.

Die letzten Ausläufer des Riesengebirges verlieren sich in dem sandigen Boden der Neumark. Dort bilden sie an den Ufern des Oderstromes eine Kette lieblicher Hügel, die seit drei Jahrhunderten einen trinkbaren, wenn gleich schlimm verrufenen Wein hervorbringen.

Die Dichter sprechen jedoch auch von diesem Traubensaft; gehört doch in Deutschland Wein, Lied und Liebe immer zusammen. Der Deutsche nennt sie die drei schönsten am Himmel des Lebens glänzenden Sterne und Martin Luther sagt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Ich freilich kann nicht beurtheilen, welchen Zusammenhang diese drei untereinander haben. Vielleicht weil ich selbst ein Weib bin und ohne mehr Wein zu trinken, als Amseln oder Rothkehlchen, doch wie diese harmlosen Geschöpfe zu singen liebe, ohne daran zu denken, ob jemand auf mein Gezwitscher horcht.

Die Weinberge am Oderufer, die liebe ich aber von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und oft ziehen meine Gedanken und Träume dorthin und ich sehe die goldenen Lichter des Abends auf den Silberwellen der Oder glänzen, ich sehe die bläulichen und violetten Duft-Schleier, mit denen der sinkende Sommertag die Hügelreihen zwischen Sabor und Grüneberg schmückt, und das tiefe Grün der Wiesen, das da, wo das kleine Flüßchen Obra in die mächtige Oder einmündet, wie ein Sammetteppich zum Mondschein-Tanz für die Nixen ausgebreitet liegt.

Hier an dieser schönen Stelle treten die Weinberge des rechten Oderufers, zwischen Padilgar und Crossen bis dicht an den Fluß, in dessen klaren Wellen sie ihren Fuß zu baden scheinen, während sie auf der linken Seite bis Grüneberg zurückweichen, ein reizendes gesegnetes Thal bildend, aus dem sich lachende Dörfer, uralte Herrensitze, grünende

Laubwälder und reiche Felder, allmählig ansteigend, bis zu dem genannten gewerbfleißigen Städtchen erheben, dessen Fenster man im Sonnengolde auf der Höhe blitzen sieht.

Es ist ein schönes, ein liebliches Stückchen von Gottes Welt, dies freundliche Oderthal, eingeschlossen von seinen grünen Rebenhügeln, wo unter schattigen Bäumen, oder versteckt in den Ranken grünender, blühender Schlinggewächse, die freundlichen Weinbergshäuser liegen, Sommerwohnungen der wohlhabenden Bürger, des nahen Fabrikstädtchens Züllichau.

Glückliche, glückliche Tage habe ich dort verlebt, und wenige Plätzchen giebt es wohl am Flußufer, in den Weinbergen und in den nahen Wäldern, die ich nicht rüstig durchschritten, wenige Lauben, in deren Schatten ich nicht geruht.

Mögen sie gesegnet sein, diese lieben grünenden Hügel! lachender Sonnenschein reife fort und fort ihre Trauben, ihre Pfirsiche, ihre duftigen Erdbeeren und gepuderten Pflaumen! Fort und fort trage der silberhelle Strom auf seinem Spiegel Schiffe, die die Erzeugnisse der Gegend, Wein und Obst und die in Züllichau verfertigten Manufactur-Waaren, Tuch und Seidenstoffe, in alle Fernen bringen! Fort und fort säusle und rausche der Wind in den

Zweigen der alten Platanen, Eichen und Linden, und flüstre allen jungen sehnsüchtigen Herzen, die in ihrem Schatten träumen, Melodieen zu für die Gefühle, die in der Menschenbrust erwachend, sich zu Lied oder That gestalten möchten.

Lied oder That! sie sind nicht Gegensätze ihrer Natur nach, sie sind Geschwister, Kinder eines Vaters und einer Mutter.

Nur in einer Brust, in der sich Kraft und Liebe einen, kann das süße Lied entstehen, und eine solche Brust kann auch die wackre That erzeugen. Wer das Gute erkennt und durch sein Wort, sein Lied ehrt, der wird es auch durch seine That ehren, wenn das Schicksal ihm die Gelegenheit dazu giebt.

Darum traure ich nicht, obgleich mein Schicksal mich in die Stille und Einsamkeit verwies von Jugend auf. Es ist nicht mein Loos, große Dinge zu thun, mit zu wirken im Getriebe der Welt, aber die Gabe des Liedes ist mir gegeben und ich freue mich derselben und benütze sie aufs Beste für mich und meine Lieben.

Mit leisem Schritt gehe ich einfach und unbemerkt durchs Leben, unscheinbar wie die Biene, aber wie diese begabt mit der Fähigkeit, in allen Blumen, ja auch selbst in giftigen Kräutern die Süßigkeit, die

die Natur ihnen verlieh, zu entdecken und mit treuem Fleiße zu sammeln.

Das ist das Glück meines Lebens, das ist mein Talent. Ich sehe das Gute und Schöne, ich weiß es zu benützen, und des Guten und Schönen ist überall genug, wenigstens weiß ich es überall zu finden.

Mein Platz ist nicht in der großen Welt. Fremd bin ich dem Treiben der Gesellschaft; in der Natur und mit ihr lebend ist mein Familienkreis, mein Alles, und die enge heilige Grenze meines Hauses, auch die Grenze meiner Wirksamkeit.

Meine Lieder aber tönen hinaus über diese enge Grenze. Wie weit hinaus, weiß ich freilich nicht, es kümmert mich auch wenig! ich singe wie der Vogel im Nest, zunächst für meine horchenden Kinder; trägt die Sommerluft meine Lieder in das Ohr eines Wanderers, horcht ihnen ein vorübergehendes Mädchen, freut sich ein bräutliches Pärchen ihrer, das im Schatten kosend ruht, um so besser! es ist ja des Liedes Art und Natur, daß es hinaus schallt ins Freie, daß es sich gerne wiegt auf den Schwingen der Luft, und wo das Geräusch des Weltlebens schweigt, da tönt ein Lied weit weit und erfreut trauernde Herzen und befreundet sie der verborgenen Sängerin.

Meine Seele gleicht der kleinen Lerche. Sie schwingt sich singend gern nach oben. Die Wolken ziehen nur in einer bestimmten Region, dann sieht man die Blitze zu seinen Füßen und über sich eben so ewig klar, als ewig unerreichbar, den ewigen Himmel, dessen kleinster Stern unsere unermeßliche Erde ist. Was macht es der Lerche denn aus, daß ihr kleines Nest im kleinsten Felde tief versteckt liegt? Singend kann sie die Region der ewigen Klarheit erreichen und die ganze Erde tief unter ihren Schwingen sehen.

Aber wie leicht und sicher der Flügel des Gesanges die Seele auch emporträgt, wie frei sie sich auch fühlt, wenn sie aufwärts, aufwärts zieht, dem ewigen Lichte entgegen! doch liebt sie, ach wie sehr, das kleine im Grünen versteckte Nestchen, die beschränkte aber heitere Heimath und jedes Plätzchen, das ihr einst eine Heimath war, bleibt ihr auch in der Erinnerung noch theuer.

Es sind nun schon Jahre verflossen, seit ich ein freundliches Weinbergshaus auf einem der höchsten freiesten Oberberge mit meiner Familie bewohnte.

Es war nicht mein Eigenthum! auch darin gleiche ich den Sängern der Lüfte, daß ich mein heimathliches Nestchen bald hier bald dort bauen muß, wo

eben das tägliche Brod zu finden ist für mich und meine Lieben.

Das Gefühl der Heimathlichkeit ist aber — Gott sei Dank — nicht an einen Ort oder Raum gebunden. Es liegt in den Herzen unserer Lieben, und das Zelt des Beduinen, das bewegliche Boot des armen chinesischen Fischers ist darum eben so gut eine traute Heimath als der stattliche Palast des reichen Grundbesitzers.

Wo man uns liebt und vertraut, wo wir uns nützlich und nothwendig fühlen durch unsere Thätigkeit, da haben wir unsere Heimath und ziehen Liebe, Vertrauen und Thätigkeit mit, so ist die Trennung von einer gewohnten Heimathstätte nur eine Mühe, ähnlich der, welche die Schwalbe hat, die ihr Nestchen in einem Jahr von den Ufern des Nil an den der Oder verlegt.

In meinem Weinbergshause wohnte mit uns zugleich eine Schwalbenfamilie. Sie hatte ihre häuslichen Bequemlichkeiten unter dem vorgebauten Dach, gleich neben dem hölzernen Drachenkopf der Rinne; ich die meine in zwei geräumigen Zimmern, vor deren Fenstern die Zweige einer prächtigen Linde rauschten. Aber nur Nachts, wenn der Regen prasselnd an die Fenster schlug und die wilden Winde das Dach

umtobten, suchten wir seinen Schutz. Im Sonnenschein waren alle draußen, Menschen und Schwalben, und freuten sich herzinnig der schönen Welt, die wie ein Gemälde zu unseren Füßen ausgebreitet lag.

Die Schwalben wurden zahm im Laufe des Sommers; ich halte was auf gute Nachbarschaft und betrachte es als eine Pflicht, all' denen, die ein Dach mit mir deckt, nach Kräften Freundliches zu erweisen.

Das merken Menschen und Thiere und sind schneller vertraulich als diejenigen wähnen, die im Gedränge des großen Welt-Babels lebend, die Freude freundnachbarlicher Verhältnisse nicht kennen.

Das Kanarienvögelchen meiner Mädchen hatte gute Freundschaft mit der Schwalbenfamilie. Es setzte sich früh Morgens schon gern auf das hölzerne Drachenmaul und sang aus allen Kräften, und die jungen Schwalben hörten piepend zu, während eine der Alten oder auch beide sich neben den Sänger setzten.

Gelegentlich kamen sie denn Alle mit einander auf den Frühstückstisch und pickten die ihnen hingestreuten Krümchen, gaben ihren Kindern verständige Anleitung in der Kunst des Fliegens, ohne im Geringsten schüchtern zu thun, weil wir Alle ihnen



zusahen, und schienen es für ganz natürlich und in der Ordnung zu halten, daß der Kanarienvogel auf dem Fuß aller intimster Freundschaft mit uns stand, aus unsern Tassen trank, von unsern Tellern sich Brocken holte, ja ohne weiteres jedem von uns den Bissen vor dem Munde weg pickte, wenn ihm das eben so gefiel.

Auch andere Nachbaren in den Weinbergen wurden uns befreundet. Die kleinsten aber immer zuerst. Alle Kinder rings umher kannten uns bald, kamen zu uns gesprungen und reichten uns die kleinen braunen Hände, wenn wir an ihren Wohnungen vorübergingen.

Während des Frühlings und Sommers sind nämlich die Weinbergshäuser nur von den Winzern bewohnt. Die eigentlichen Besitzer gehen dann noch in der Stadt ihren Berufsgeschäften nach und beziehen erst, wenn die Trauben reifen, ihre reizenden Villen.

Darum sieht man auch dort während der schönsten Zeit des Jahres nur schlichte arbeitende Leute und grob gekleidete Kinder mit Flachshaaren und verbrannten Gesichtchen.

Die Fensterladen der reizenden oft im schweizerischen Styl gebauten Häuschen, sind geschlossen, und geht man an ihnen vorüber, so stürzt der Kettenhund

wüthend aus seiner Hütte und bellt dem ungebetenen Gaste so lang nach, als er ihn nur irgend in den dichten Laubgängen noch erblicken kann.

Außer dem Hause, das ich mit meiner Familie bewohnte, gab es nur noch eines, das nicht so mit geschlossenen Augen in der Sommerwärme träumte und das lag vielleicht zwanzig Schritte von uns, kaum fünfzig Fuß über dem Wasserspiegel der Oder in einem grünen Thälchen. Ich konnte, wenn ich auf meiner Bergkuppe saß, die Rauchsäule sehen, die sich zwischen uralten Baumwipfeln vom verschiedensten Grün hervorwand, und das Schieferdach mit so viel Ecken und Giebeln, daß man gewöhnlich müde ward, sie zusammen zu zählen, und sich nur wunderte über das wunderliche Gemisch von Winkeln verschiedener Grade.

Das ganze Häuschen war von Holz erbaut, eine Gallerie lief um die Vorderfronte und die Balken, welche dieselbe trugen, waren umschlungen von Winden, Aristolochien, Kriechrosen und wilden Reben, daß jede derselben aussah wie ein riesiges Blumen-Bouquet.

Ganze Nester von Rosen standen auf dem zierlichen Rasenfleck vor der Hausthür und ein bunter Blumenflor blühte und duftete auf den langen Beeten,



die in einiger Entfernung neben dem Buchengange hinliefen, der vom Stromufer leicht aufwärts steigend, nach dem Häuschen führte.

Da ich von meiner Bergkuppe aus den ganzen Garten — denn dieser tief liegende Theil der Besitzung war ein Garten, das Weingelände des Nachbarhauses lag so hoch wie das meine — übersehen konnte, so bemerkte ich sehr bald auch die Menschengestalten, die denselben auf das Anmuthigste belebten.

Da war ein bleicher Mann, der auf einen Stock gestützt sich bisweilen im Sonnenschein erging. Eine schöne jugendliche Frau, seine Gattin wahrscheinlich, die ihn mit liebevollster Aufmerksamkeit pflegte, drei hübsche Kinder von zehn bis zwei Jahren, einige Dienstboten und endlich eine bejahrte Frau von so anmuthigem, freundlichem und thätigem Wesen, daß sie mir bald als der Mittelpunkt der ganzen Familie und als die bedeutendste Persönlichkeit in derselben erschien.

Wenn ich früh um fünf Uhr meinen Spaziergang nach der Bergkuppe machte, so war die alte Dame schon in ihrem Garten beschäftigt. Sie trug denn unabänderlich eine Blouse von ungebleichtem Linnen, ein Häubchen und eine Halskrause von so blendender Weiße, daß ich dieselbe wie verspätete Schneeflocken unter den grünen Bäumen hervorschimmern sah, eine

weite schwarze Taftschürze mit einem Latz, Nanking-Handschuhe ohne Finger und starksohlige Lederschuhe, in denen ich sehr gut den feinen Fuß bemerken konnte, dessen zierliche Form und rüstiger Schritt den Jahren getrotzt.

Es machte mir bald ein ganz eigenes Vergnügen, meine thätige Nachbarin zu beobachten. Sie stand offenbar mit der Sonne auf und hatte stets Beschäftigung in ihrem Blumengarten. Ich sah sie nie ohne einen Henkelkorb von äußerst zierlicher Form, den sie am Arm trug und der Gartenmesser verschiedener Art, Bast, Baumwachs und noch mancherlei andere Dinge enthielt, die sie bei ihren Gartengeschäften brauchte. Da ging sie denn von Beet zu Beet, von Hecke zu Hecke, hier etwas abschneidend, dort einen Zweig aufbindend, dann wieder gießend, oder beschäftigt Raupen und Käfer abzulesen, immer aber thätig für das Gedeihen der Pflanzenwelt, die ihr indeß auch dankbar war durch seltene Pracht und Schönheit.

Allmählig machten wir eine Art von Bekanntschaft mit einander.

Sie hatte mich ein paar Mal auf der Kuppe meines Berges bemerkt, und fing nun an, immer wenn sie aus ihrer Thür trat, einen raschen Blick

nach oben zu schicken. Ich sah dann einen Augenblick das edle ehrwürdige Gesicht zu mir gewendet und meinem Gefühl nachgebend, stand ich auf und begrüßte die alte Dame mit nachbarlicher Freundlichkeit. Seit dieser Zeit grüßte sie mich stets zuerst, und als ich einst auf meinem Plätzchen saß und zusah, wie sie Massen von Rosen aller Farben und Arten abschnitt und in Sträußer band, fühlte ich mich nicht wenig überrascht, das kleine hübsche Mädchen einen Korb voll Rosen am Arm tragend, den ziemlich steilen Weg zu mir hinaufsteigen zu sehen. Das reizende Kind, dem die langen lichtbraunen Locken unter dem offenen Strohhute hervor flatterten, bildete eine gar liebliche Staffage des Landschaftsbildes zu meinen Füßen. Sah es doch fast aus, als könne die Kleine die Last der Blumen kaum tragen, und doch schritt sie so leise und anmuthig mit derselben vorwärts.

Sie kam zu mir, das sah ich noch ehe als sie ihr Knixchen machend vor mir stand und mit weichem süddeutschen Dialekt sagte: „Einen schönen Gruß von meiner Großmama, und sie schickt ihrer freundlichen Nachbarin etwas von ihrem Ueberfluß.“

Die Rosen, weiße, rothe, Moosrosen, Dijonröschen und noch viele andere Sorten waren aufs zierlichste

in dem Körbchen geordnet und bildeten einen Kranz, und eine Menge köstlicher Erdbeeren, die auf einer Unterlage von Weinblättern glühten.

Ich küßte die kleine anmuthige Botin, und da ich das Körbchen ausleeren wollte, um es gleich zurückzugeben, sagte sie sehr freundlich: „Großmama läßt auch bitten, das Körbchen zu behalten, es ist ein ganz gewöhnliches Weinbergskörbchen, und Großmama meint, da jetzt Erdbeeren und Himbeeren reifen, so möchte es Ihnen vielleicht Vergnügen machen, es zu benutzen und in unserem Berge so viel als Sie täglich wünschen, sich selbst in dies Körbchen zu sammeln."

Am Nachmittag desselben Tages, ging ich mit meiner erwachsenen Tochter unserer zuvorkommenden Nachbarin für diese liebenswürdige Freundlichkeit zu danken, mein kleines Minchen sprang lustig vor uns her, sie war schon seit einiger Zeit nicht mehr fremd in der Familie.

Der Bergpfad, den die kleine Enkelin der würdigen Madame Treufeldt gegangen, war für uns zu steil, wir hätten fürchten müssen in unaufhaltsamem Rennen vor der Hinterthür des Nachbarhauses anzukommen. Wir gingen daher gesetzten Schrittes die breiten Fahrwege, die durchaus nicht die nächsten in

den Weinbergen sind, und traten also von der Strom-Seite durch den Buchenweg vor die Thür unserer lieben Nachbarin. Madame Treufeldt saß mit ihrer Familie im Schatten der Veranda und kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen.

Ich konnte die Augen kaum abwenden von ihrem edeln sanften und schönen Matronen-Gesichte und der Gedanke, warum denn weder Maler noch Dichter die Schönheit des Greisenalters verherrlichen, verließ mich keinen Augenblick. Sie stellte mir ihre Tochter und deren Gatten den Obristen Maidstone vor. Im Vestibul, dessen Thüren offen standen, befand sich noch eine Person, ein noch ziemlich junger Mann, und indem sie mich zu ihm führte, sagte sie sehr milde: „Mein Sohn Heinrich hat das Unglück seit seiner Jugend des Gehörs beraubt zu sein, er ist daher zu seiner Unterhaltung auf das geschriebene Wort und auf das Gespräch mit denjenigen beschränkt, die sich die Mühe nehmen, die Zeichensprache, die er sich selbst construirt, zu erlernen. Seit gestern ist er erst von seiner Reise heimgekehrt und freut sich sehr, werthe Frau, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Ich stand theilnehmend vor dem Unglücklichen, der sich wie ein vollkommener Gentleman verbeugte

und mit einer sehr leisen aber unendlich wohllautenden Stimme, mir einige freundliche Worte sagte.

Ich antwortete mit jenem verlegenen Gefühl, das man wohl immer hat, wenn man sich nicht verständlich zu machen weiß, ward desselben indeß sehr bald überhoben, denn mit einigen Bewegungen ihrer schlanken Finger machte Frau Treufeldt ihrem Sohne meine Worte deutlich und nach wenigen Minuten saß ich mit vollkommenerer Behaglichkeit im Kreise dieser liebenswürdigen Familie.

Es war mir eine große Freude zu erfahren, daß ich durch meine Schriften allen Mitgliedern derselben schon bekannt sei. Als ich der würdigen Madame Treufeldt meinen Dank für ihr Geschenk von heute Morgen aussprach, war sie so gütig, dasselbe eine Gabe der Dankbarkeit für den harmlosen Genuß zu nennen, den meine Arbeiten ihr gegeben.

War es nun auch nicht das Erstemal, daß mir ein Dank dieser Art gesagt wurde, so war es doch bisher nur in freundlichen Briefen geschehen, die oft von weiten Fernen her kommend mir herzliche Worte für etwas sagten, das zu schaffen mir selbst die größte Freude gemacht. In meiner Nähe hatte ich noch niemals irgend eine Anerkennung gefunden, vielleicht auch darum, weil ich immer sehr zurückgezogen lebend

in meinem ganzen einfachen Auftreten, durchaus keine Veranlassung gebe zu dem Glauben, ich erwarte oder wünsche dergleichen.

Ich mag es indeß nicht läugnen, daß mich die Anerkennung, die ich in diesem liebenswürdigen Familienkreise fand, ganz außerordentlich freute, und ich sprach dies auch gegen Madame Treufeldt mit aller Offenheit aus, mich dabei auf Longfellow's liebliche Dichtung: der Pfeil und das Lied beziehend.

Madame Treufeldt erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß ihre jüngere Tochter Marie, die als Lehrerin in einer ihr verwandten Familie sich nützlich mache, unter andern auch das reizende Gedicht metrisch übersetzt habe und holte aus ihrer Mappe mir die Uebersetzung herbei, die ich hier folgen lasse:

1.

Ich schoß einen Pfeil in die Lüfte froh —
Er fiel zur Erde, ich wußte nicht wo;
Denn er flog so schnell, daß ich wahrlich nicht
Ihm folgen konnte mit meinem Gesicht.

2.

Ich hauchte ein Lied in die Lüfte so — —
Es fiel zur Erde, ich wußte nicht wo.
Denn wer hat ein Auge wohl scharf genug,
Daß es folgen könnte des Liedes Flug?

3.

Den Pfeil, den fand ich nach langer Zeit
Unversehrt in einem Eichbaum weit,
Und mein Lied mit all seiner Wonne und Lust
Fand ich wieder in eines Freundes Brust.

Ich hatte einen sehr glücklichen Nachmittag, der nur der Vorläufer vieler glücklichen und heitern Stunden war, die ich mit dieser liebenswürdigen Familie verlebte, denn von nun an besuchten wir uns häufig, machten große Spaziergänge mit einander, an denen Obrist Maidstone und seine Gattin freilich keinen Antheil nahmen, da der erstere an den Folgen schwerer Verwundungen litt und nur mit Anstrengung wenige Schritte gehen konnte, und seine Frau sich keinen Augenblick von ihm trennte.

Herr Heinrich, der taube Sohn, war dagegen unser treuester Begleiter, und in sehr kurzer Zeit verstanden wir Alle vollkommen seine Zeichensprache und plauderten auf diese Weise bald lachend, bald ernst mit dem sehr geistreichen und liebenswürdigen jungen Manne, den sein Unglück nur mehr noch zum Gegenstande allgemeiner Theilnahme machte.

Ende Juli verließ die Familie Maidstone den Weinberg, um in ihre Heimath Straßburg zurückzukehren, wo der Obrist große Familien-Verbindungen

hatte. Nur das reizende älteste Mädchen blieb bei der Großmama und dem Onkel, der die Kleine mit größter Innigkeit liebte. Das Weinbergshäuschen im Grunde ward nun um so mehr der Aufenthalt, in dem ich meine freien Stunden zubrachte, als Madame Treufeldt, bei der Abreise ihrer Kinder und Enkel, in mir und den meinen eine Art von Ersatz zu finden schien.

So schwanden die kurzen Sommermonate und der Herbst mit den länger werdenden Abenden mit manchem unangenehm regnigten Tage, machte mir die Gesellschaft meiner würdigen Nachbarin doppelt süß.

Herr Heinrich besaß die Gabe, außerordentlich deutlich vorzulesen, was um so bewundernswürdiger war, als er sich selbst nicht hörte, und mancher Abend entfloh uns heiter bei einer gewählten Lectüre.

Wir Alle zogen indeß das lebendige Gespräch doch meistens den Büchern vor. Nur die Arbeiten, die ich selbst unter Händen hatte, verlangte Madame Treufeldt stets ganz frisch von mir zu empfangen, und so wurde denn jedes Capitel meines: ‚Kleinstädtischen Arztes‘ immer gleich gemeinschaftlich gelesen, so wie es aus meiner Feder floß.

Bei einem derselben, kam denn auch die Rede auf die innere Wahrheit eines Romans. Herr Heinrich

sowohl als Madame Treufeldt behaupteten nämlich, daß alle meine Bücher den Stempel der Wahrheit in sich tragen, und daß man ihnen anfühle, wie sie eigentlich nur Erlebtes, Wirkliches enthielten.

Alle Begebenheiten, die ein Dichter nur erzählen kann, sind Wirkliches, erlaubte ich mir dagegen zu bemerken, denn auch die ausschweifendste Phantasie kann nichts erfinden, was nicht in seinen einzelnen Theilen schon irgend einmal in der Wirklichkeit vorgegangen sei. Der Stempel der Wahrheit trägt eine Dichtung aber nur dann in sich, wenn bei den in ihr geschilderten Personen, Handlungen und Worte aus dem Charakter derselben mit Nothwendigkeit hervorzugehen scheinen. Wer sich selbst in seiner geistigen Entwickelung beobachtet hat, und der Entwikkelung Anderer mit Aufmerksamkeit zu folgen versteht, der kann, hat er sonst die Sprache in seiner Gewalt, einen Roman schreiben, wenn er nur eine einzige dieser Entwickelungen dem Leser klar zur Anschauung bringt.

„Jedes Menschenleben ist ein Roman," sagte Madame Treufeldt, „hat doch jeder Mensch gelebt, geliebt und gelitten und ist dadurch eben zu einer Persönlichkeit geworden."

„Ja, ja!" sagte Herr Heinrich, „wie unser

Körper das Product unserer verschiedenen Nahrungsmittel, so ist unser Geist das Product unserer verschiedenen Erfahrungen."

„Doch nicht so ganz," meinte Madame Treufeldt, „ganz gleiche Nahrungsmittel bilden doch nicht ganz gleiche Körperlichkeit, wie ganz gleiche Erfahrungen noch nicht die gleichen Charaktere hervorbringen. Jeder Mensch hat in sich eine gewisse ihm unmittelbar von Gott verliehene Kraft, die ihn erst befähigt seine Erfahrungen wie seine Speisen zu dem zu verarbeiten, was sich als sein Ich herausstellt. Auf gleicher Stelle gleichen Witterungsverhältnissen ausgesetzt, wächst der Stechapfel neben der Gerstenähre, sie erwachsen nur aus verschiedenem Samen, und die Kraft das zu werden, was sie wurden, lag schon im ersten Keim, die äußeren Verhältnisse konnten sie nur vollkommen oder unvollkommen in ihrer Art entwickeln. So entscheidet auch der erste Keim des Samenkorns, das in die Seele des Menschen fällt, über seine ganze Entwickelung, und oft ist es ein einziges Wort, das in frühester Kindheit gehört, den Menschen zu dem macht, was er wird."

Herr Heinrich dachte eine Weile nach, küßte dann die Hand seiner Mutter und sagte milde: „Du hast ganz Recht, meine liebe theure Mutter."

Madame Treufeldt legte segnend ihre Hand auf des Sohnes Stirn. Es war ihr einziger Sohn, und wohl mochte ihr Mutterherz Schmerz empfinden bei dem Leid, was derselbe trug. Nie aber hatte dieser Schmerz etwas Bitteres, nie hörte man ein Wort der Klage, der Unzufriedenheit aus dem Munde eines dieser Beiden. Es war, als ob eine Atmosphäre von Glück und Frieden um das stille kleine Haus und den heitern Weinberg läge, ein Zauber, der mit allmächtiger Hand jedem Leid, das in seinen Bereich kam, den schmerzenden Stachel abbräche, und kein Ton ward hier so oft gehört, als der, herzlichen harmlosen Lachens; denn Herr Heinrich hatte einen allerliebsten Humor, und verstand die einfachsten Dinge mit unwiderstehlicher Komik vorzutragen.

Im Spätherbst, nach der Weinlese, wollte er wieder nach Dresden, wo er fast jeden Winter im Kreise sehr bedeutender Männer verlebte. Erst spät erfuhr ich, daß Herr Heinrich Treufeldt einer unserer beliebtesten lyrischen Dichter sei, dessen Poesieen ich lange lange kannte und liebte, und die ihm hohen Ruhm für alle Zeiten gesichert hatten, obgleich derselbe sich nicht an seinen Familien-, sondern an seinen Dichternamen knüpfte.

Auch seine beiden Schwestern, die Obristin

Maidstone und Fräulein Marie Treufeldt, die ich später kennen und innig lieben lernte, waren hochbegabte Naturen. Die Krone von Allen aber war die Mutter, die beste, heiterste, mildeste, thätigste aller Frauen, die ich je gekannt und auf deren Freundschaft und Achtung ich stolz gewesen.

Madame Treufeldt bewohnte ihr Weinbergshäuschen Winter und Sommer.

Sie hatte es für die rauhe Jahreszeit mit allen Mitteln versehen, den Stürmen zu trotzen; zudem lag es in einem vor den Nord- und Ostwinden vollständig gesicherten Thale, und als längst weit und breit die rauhe Hand des November das Laub von den Bäumen gestreift hatte, standen die Blutbuche, die zierliche Trauerweide, die beiden Acazien und die Linde, welche das Dach jenes Häuschens beschatteten, noch im vollen Schmuck ihrer vielfarbigen Blätter und an der südlichen Bergwand blühten blaue Veilchen neben der weißen Christblume, während hinter den Doppelfenstern die Camelias knospeten und vielfarbige Antemis ihre prächtigen Blüthensterne entfalteten.

Man kann immer und zu allen Jahreszeiten Blumen ziehen, wenn man ein wenig Sonnenschein hat, und ihn zu benutzen weiß, wie man immer und unter allen Verhältnissen Glück finden kann, wenn man

ein wenig Sonnenschein des Herzens, ein wenig Liebe in sich trägt, sagte Madame Treufeldt, als ich mich über ihre Blumen freute, die recht eigentlich dem Winter Trotz zu bieten schienen.

Ich merkte mir das Wort, wie so manche andere der theueren Matrone, und ehe wir uns für immer trennten, sprachen wir noch oft über dasselbe.

Glücklich sein ist des Menschen Bestimmung auf Erden, dies war der Grundsatz der würdigen Frau, und alles Ernstes behauptete sie zuweilen, daß jeder Mensch auf Erden genau so glücklich sei, als er zu sein verdiene.

Mir schien dies Wort ein sehr hartes, aber sie meinte dann lächelnd, leben Sie nur noch ein Wenig, arbeiten Sie fort und fort an sich selbst und Sie werden die Wahrheit desselben erkennen. Glück, echtes, wahrhaftes, menschliches Glück ist durchaus unabhängig von äußeren Verhältnissen, es bedarf nur zweier Factoren, um dasselbe hervorzubringen, und beide liegen in der eigenen Seele des Menschen und machen sich mit der Zeit die Verhältnisse unterthänig. Gesunder Verstand, der uns die Verhältnisse richtig würdigen, genau erkennen läßt, ist der eine derselben, ein sanftes, liebevolles Herz, der andere. Beide sind aber zum Glücke gleich nothwendig und

gleich wichtig, und beide sind, Dank sei es der Güte Gottes, jedem Menschen erreichbar. So ist denn auch jedes Menschen Glück in seine eigene Hand gegeben und er besitzt davon stets so viel, als er erworben.

So sagte sie, und sah dabei so mild und heiter aus, wie ein sonniger Herbsttag und ich hörte ihr zu und blickte voll Liebe und Ehrerbietung in ihr schönes Gesicht, dessen hohe reine Stirn Silberlocken umkräuselten, die sich unter dem weißen Häubchen hervorstahlen.

Einst, als ich auch ihr so gegenüber saß und ihre edeln Züge ansah, konnte ich lächerlicher Weise den Ausruf nicht unterdrücken:

„Wie schön müßen Sie in Ihrer Jugend gewesen sein, meine verehrte Freundin."

Sie sah mich freundlich an und sagte: „Da sind Sie in einem großen Irrthum; obgleich aus einer durch Schönheit berühmten Familie stammend, war ich doch niemals selbst schön, kaum hätte man mich hübsch nennen können, ich will Ihnen das sogleich beweisen."

Sie schloß bei diesen Worten einen altmodischen Schrank auf und nahm zwei Miniaturbilder von feiner Malerei daraus hervor, die sie mir zeigte. Beides waren jugendliche Köpfchen in einer Frisur,

die längst vergangenen Jahren angehörte, Beide waren von unverkennbarer Aehnlichkeit, und während sie das eine in meine Hand legte, sagte sie: „Dies war meine Schwester, und dies ist mein eigenes sehr getroffenes jugendliches Gesicht.“

In der That, es war nicht schön, besonders wenn man es neben dem der Schwester betrachtete, das so außerordentlich zart, regelmäßig und lieblich erschien, daß man geneigt sein konnte zu glauben, es sei kein Portrait, sondern die Phantasie eines begabten Künstlers.

Das Gesicht der Madame Treufeldt zeichnete sich durch nichts aus, als durch den Ausdruck vollkommener Güte und ein gewisses harmloses Lächeln, das der Maler, der sich auch in diesem Bilde als großer Künstler gezeigt, wieder zu geben verstanden hatte.

„Ich würde fest geglaubt haben, dies Gesicht sei das Ihre,“ sagte ich auf das schönere deutend, „heute noch zeigt sich die Aehnlichkeit in Ihren älter gewordenen Zügen.“

„Wir glichen uns auch,“ sagte die Matrone freundlich, „sehr oft findet man, daß ein sehr schönes und ein gewöhnliches oder gar häßliches Gesicht sich gleichen. Dies war auch bei mir und meiner Schwester



der Fall, die in ihrer Jugend für eine berühmte Schönheit galt."

„Mit vollem Recht, wenn dies Bild nicht geschmeichelt ist," entgegnete ich.

„Sie war jedenfalls in Wirklichkeit wenigstens eben so schön, wenn nicht noch schöner."

„Und lebt diese Schwester noch?" fragte ich eifrig.

„Sie ruht seit drei Jahren in Frieden aus von einem bewegten und schmerzvollen Leben," entgegnete sie mit einem Seufzer.

Die kleine Enkelin der Madame Treufeldt hatte sich auch an den Tisch gedrängt, und betrachtete die Bilder, die sie indeß wohl schon kannte, denn sie sagte: „Du hast mir schon recht lange nichts erzählt, von Dir und Großtante Lydia."

„Ein ander Mal, Betty, mein liebes Kind," entgegnete Madame Treufeldt, das Lockenköpfchen der Kleinen streichelnd.

„Ich möchte wohl auch Etwas von Ihnen und Ihrer Schwester, von Ihrer inneren Entwicklung und Lebensrichtung hören und erfahren," sagte ich, meine bejahrte Freundin anblickend.

Sie lächelte, nie habe ich ein lieberes Lächeln auf einem Menschenantlitz gesehen. „So will ich denn in Ihrer Gegenwart erzählen," sagte sie freundlich,

„und ich gestatte Ihnen auch recht gern, aus den Bruchstücken meines Lebens, die ich Ihnen, so gut ich kann, mittheilen werde, einen hübschen Roman zu bilden, das heißt natürlich wenn ich einmal dies Bruchstück der Ewigkeit, das wir Leben nennen, hinter mir haben werde."

Sie reichte mir dabei ihre Hand und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, dieselbe an meine Lippen zu drücken.

Sie schlang ihre Arme um meinen Nacken, und sagte mich küssend: „Was Sie doch noch für ein jugendliches Herz haben, Sie liebe Enthusiastin, aber eben deshalb bin ich Ihnen ja so gut und nun setzen Sie Sich hier in diese warme Kaminecke mit Ihrem Strickzeug und hören Sie zu, wenn ich meiner Betty und Ihren Mädchen Geschichten aus dem Leben einer Großmutter erzähle. Das menschliche Herz ist zu allen Zeiten ein wunderlich Ding gewesen, und wir Frauen, die wir nur mit dem Herzen leben, können natürlich auch nur Herzensgeschichten erzählen."

Frau Treufeldt erzählte nun. — Was sie erzählte, war ein Stückchen aus einem Frauenleben, ganz einfach, ganz schlicht aber lebendig und wahr.

Gelegentlich erzählte sie denn wieder ein anderes Bruchstück, wiederholte auch wohl auf inständiges

Bitten der jugendlichen Zuhörerinnen, dies oder jenes, und entrollte so allmälig vor mir das Bild eines Seelenlebens, das mich eben so innig anzog als ihre ganze Persönlichkeit.

Drei Jahre genoß ich das hohe Glück ihres Umganges, dann rief das Schicksal mich aus ihrer Nähe und kurze Zeit darauf that ihre verklärte Seele den Schritt durch die Pforte des Grabes in ein helleres Dasein.

Ich sah sie nicht mehr wieder, ich habe auch noch keine Blume auf ihr Grab pflanzen können. —

Dies Buch ist der Kranz, den ich liebend auf dasselbe lege. —

Erstes Capitel.

Leise murmeln es die Bäche,
Daß Gott Flur und Aue liebt,
Daß die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater giebt.
Daß Er uns aus der zarten Hülle
Selbst die goldnen Früchte winkt,
Und durch Ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt —

Jakobi.

Im Jahre 17 . . bald nach der dritten Theilung Polens entschloß sich ein junger Landwirth, der zweite Sohn eines begüterten Kaufmannes in Elbing, sein Vermögen und seine Thatkraft in jenen neu hinzugekommenen Landestheilen, die den Namen Neu- Ost- Preußen erhalten hatten, zu verwerthen.

Er kaufte Güter, welche einem polnischen

Magnaten gehört hatten, der zur Zeit in Paris lebte, baute an der Stelle des verfallenen von Ratten und Blindschleichen bewohnten Palastes, ein einfaches behagliches Wohnhaus, heirathete ein deutsches Mädchen, das ihm ans Ende der Welt gefolgt wäre, weil es ihn liebte, zog deutsche Handwerker, deutsche Taglöhner auf seinen Grund und Boden und bildete so eine deutsche Häuslichkeit auf einer Stelle, wo vor ihm wohl noch kein deutsches Wort erklungen.

Dieser Mann führte den echt deutschen Namen, Ernst Wohlgemuth. In den drei ersten Jahren ihrer Ehe gebar seine junge Gattin ihm zwei Töchter, von denen die ältere Lydia, die zweite Louise genannt ward.

Beide kleine Schwestern waren reizende wunderniedliche Geschöpfchen, die Freude und das Spielwerk und der Stolz der Eltern, bis sie in ungemein frühem Alter von der Geißel heimgesucht wurden, die damals die Menschheit decimirte. Sie bekamen die Pocken, als Louise drei, Lydia fünf Jahre alt waren. — Das jüngere Mädchen hatte die Krankheit im höchsten Grade. Sie lag vierzehn Tage lang gänzlich erblindet, das arme kleine Gesicht mit Schwären bedeckt und geplagt von der gräßlichsten Fieberglut. Die ältere dagegen, war fast fieberlos, hatte im Gesicht nur

eine einzige Pocke, die neben dem Ohr saß und spielte und lachte den ganzen Tag in ihrem Bettchen, neben welchem Vater und Mutter abwechselnd weilten, um ihr die Zeit zu vertreiben. Louise lag unterdeß bewußtlos, empfing Arzenei, ward gepflegt und gewartet ohne eine Ahnung zu haben, wer neben ihr weile, und als endlich die Wuth der Krankheit nachließ, als ihre Augen sich von Neuem dem Lichte öffneten, da war sie so matt und schwach, daß sie nach nichts Verlangen trug als nach Ruhe und Schlaf.

Aus einem Schlummer in den andern fallend, von Zeit zu Zeit ein wenig Limonade oder Gelée genießend, lebte sie, ob Tage, Wochen oder Monate, sie wußte von keiner Zeit, aber als sie endlich das Bett verließ, war sie um eine Hand breit gewachsen, draußen, wo als sie sich niederlegte, Blumen geblüht hatten, lag der Schnee und in dem großen Ofen des Zimmers prasselte lustiges Feuer.

Ihre ältere längst genesene Schwester ward in das Krankenzimmer geführt, um ein wenig mit ihr zu spielen, aber das Kind hielt sich die Händchen vor die Augen, weinte und schrie und wollte nichts von ihr wissen.

Vergebens versuchte die weinende Mutter, das

kleine Mädchen zu beruhigen, vergebens drohte und schalt der Vater. Lydia rief einmal über das andere, mit jammervoller Stimme, das ist nicht meine Schwester, das ist nicht meine Louise, meine Louise war so hübsch, so hübsch, das garstige Kind soll fortgebracht und meine Schwester zurückgeholt werden.

Die kleine Louise hörte es, sie streckte die matten Hände dem Schwesterchen entgegen und versuchte ihr zu sagen, daß sie ja doch Louise sei und ihre Schwester so herzlich liebe, aber selbst ihre Stimme war verändert und klang hart und rauh, und während sie noch strebte sich erkennbar zu machen, kam die Schwäche der Krankheit von Neuem über sie. Gewölk schien sich vor ihren Augen zusammenzuballen, sie hörte ein Geräusch wie Windeswehen, ihre Füßchen versagten ihr den Dienst, und als sie wieder zur Besinnung kam, lag sie in ihrem Bett, es war schon Abend geworden und die alte Muhme Elsbeth saß neben ihr und las mit der Brille auf der Nase ein Abendgebet:

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen
Sei ewig meine größte Pflicht,

Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß o Herz auch seiner nicht. —

Das kranke Kind stützte das Köpfchen auf die Hand, sah mit den großen müden Augen der alten Frau in das runzlige Gesicht und sagte: „Darf ich Dich etwas fragen, liebe Muhme Elsbeth?"

„Frage!" entgegnete die Matrone, „aber dann laß mich auch beten, Louischen."

„So sage mir, liebe Muhme, was verhärtetes Gemüthe und erstickter Dank ist, Du sagst das alle Tage, ich habe es sogar gehört, als ich so sehr krank war und es klingt so graulich und ich möchte so gerne wissen, was es ist. Erstickter Dank! das muß was sehr Schreckliches sein."

„Ich glaube, das arme Kind hat wieder Fieber," sagte die alte Frau und nahm das Händchen der Kleinen in ihre magere und knochige Hand, aber die Fieberglut war verschwunden und die großen klaren Augen blickten ganz ruhig und nur sehr neugierig und nachdenkend aus dem von den Pocken grausam entstellten Gesichtchen hervor.

„Ja Herzchen, wie soll ich Dir das sagen," meinte die Alte, die von den Fragen des Kindes nicht selten arg in die Enge getrieben wurde, „das verstehst Du noch gar nicht, und Christum lieben ist über-

dieß besser als Alles wissen, schlaf nur wieder ein, und denk gar nicht an solche Dinge."

Die Kleine aber schüttelte den Kopf und dachte fort und fort, was wohl erstickter Dank und verhärtetes Gemüthe sein möge, und dachte so lange und so eifrig, bis sie diese Dinge ganz deutlich vor Augen sah, als schreckliche Gestalten mit langen Schleiern, hinter denen entsetzliche Gesichter lauerten und Knochenhände sich verbargen. Noch als sie am nächsten Morgen erwachte, wußte sie ganz bestimmt, daß das ‚verhärtete Gemüthe' große glühende Augen und eine abscheuliche rothe Zunge habe, während ‚der erstickte Dank,' lang und dünn, wie eine Rauchsäule und mit einer schrecklich großen spitzen Nase versehen sei

Sie durfte jetzt wieder täglich das Bett verlassen. Anfangs nur auf ein Stündchen, dann allmälig auf längere Zeit und endlich schwand die krankhafte Mattigkeit ganz aus dem jugendlichen Körper, Louise spielte und hüpfte wieder wie sonst und nach manchem Zureden gewöhnte sich auch Lydia an das veränderte Aussehen der Schwester und liebte sie wieder und spielte mit ihr in harmloser Kindesfröhlichkeit.

Louise wußte und ahnte nicht, welch ein schweres Leid für ein Mädchen der Verlust der Schönheit ist. Sie sah verwundert im Spiegel ihr ganz ver-

änderteS Gesicht, das sie selbst recht unangenehm fand, mit den großen Pockengruben, den rothen und blauen Flecken auf Stirn und Wange, die Augen ohne Wimpern und Brauen und dem kahlen Schädel, auf dem erst hin und wieder ein Härchen zu keimen begann.

Wenn am Sonntag früh Muhme Elsbeth ihre beiden Pfleglinge wusch und anputzte, freute sie sich und klatschte in die Hände, weil ihr Schwesterchen so gar hübsch aussah. Sich selbst konnte sie ja nicht sehen und verlangte nicht darnach, sie wußte, daß der Spiegel ihr ein gar zu häßliches Bild zeigen mußte und darum vermied sie ihn.

Bald aber sollte sie annähernd erfahren, welchen Werth die Schönheit habe.

War Gesellschaft im Hause, so ward Lydia stets in ihre besten Sachen gekleidet und Mama kam sie auf ein Stündchen herunter holen. Manchmal, besonders Anfangs bat Louise, dann auch mit kommen zu dürfen, und mit einem leisen Seufzer gewährte es die Mutter. Bald aber verlangte sie nicht mehr darnach. Alle Anwesenden freuten sich über Lydia und bewunderten sie. Das kleine Engelchen mußte tanzen, Gedichtchen hersagen, man riß sich um ein Küßchen von ihr und brach in laute

gar nicht nöthig hatte, artig zu sein und doch geliebt wurde, und wie geliebt! von Vater und Mutter, von allen Freunden und Gästen des Hauses, von jedem vorübergehenden Fremden.

Louise saß in der Kinderstube und hatte Langeweile. Der Winter ist im Kindesalter von unendlicher Länge. Ein Jahr, das dem Erwachsenen wie ein Traum verfliegt, erscheint dem Kinde eine Ewigkeit.

Muhme Elsbeth zog zwischen den Doppelfenstern einige Hyacinthen. Manchmal, wenn das Artigsein der Kleinen gar zu schwer ward, kletterte sie auf die Stuhllehne der Alten, drückte die Stirn an die Fensterscheibe und schaute hinaus in den Hof, wo die Hühner scharrten, die Kühe zur Tränke getrieben wurden und bisweilen im hellen Sonnenschein die kleinen weißen Lämmchen herumspringen durften. Das war sehr hübsch, o wie hübsch, Louise liebte die Lämmer und die Kälbchen, wenn aber nichts auf dem Hofe zu sehen war, so betrachtete sie auch gern die Hyacinthentöpfe, in denen sich leise und kaum merklich, etwas Eigenthümliches zu regen begann. Ein feines grünes Perlchen kam aus der Erde, klein und blank, aber es blieb nicht so, es ward größer, es schien einen kleinen Mund zu öffnen, in dem es ein zweites Perlchen hielt.



„Meine Hyacinthen wachsen schön,“ sagte Muhme Elsbeth. Louise wußte das schon, sie hätte das beste Kleid ihrer Puppe hergegeben, wenn sie hätte zusehen können, wie die Hyacinthen es machten, daß sie wuchsen. Es kamen bitter kalte Tage. Die Welt lag da wie in Schnee eingewickelt, am Himmel war die Sonne nur ganz kurze Zeit und dann spazierte der Mond den ganzen Abend und die ganze Nacht über den Himmelsbogen weg und Louise erwachte um Mitternacht und sah, wie der Mond hoch oben am Himmel stand, einem großen silbernen Knauf gleichend, der das blaue Zelt, das über die weiße Erde ausgebreitet war, oben fest zusammenhielt. Einige Zeit darauf war er kein Knopf mehr, sondern ein kleiner feiner Kahn, der früh Morgens, wenn Elsbeth den Ofen heitzte, über den braunen Wipfeln des Waldes hing und leise niederglitt, bis die Bäume ihn ganz und gar verdeckten.

„Warum ist der Mond einmal rundbäckig und dann wieder schmal?“ fragte die Kleine.

„Das hat Gott so gemacht,“ sagte Muhme Elsbeth.

Die Hyacinthen entwickelten sich indeß mehr und mehr, niemand konnte sagen, wie sie so schön geworden waren, aber allmählig standen sie da, roth,

blau, weiß und paille blühend und erfüllten das Zimmer mit ihrem süßen Duft. Louise schwamm in einem Meer von Glück, sie küßte heimlich hinter Elsbeth's Rücken, die grünen schlanken Blätter, sie guckte in die zierlichen Glöckchen, sie kniete Stunden lang auf Elsbeth's Stuhllehne und bewunderte die schönen lieben Blumen.

„Sage mir nur Eins, nur das Eine, meine liebe gute goldene Muhme Elsbeth," sagte sie endlich, „wie machen es die Hyacinthen, daß sie so schön werden? ich weiß doch ganz gewiß, daß in den braunen runden Zwiebeln, die ganz und gar nach nichts aussehen, die prachtvollen Blumen nicht gesteckt haben können. —"

„Gott läßt sie wachsen," antwortete die Alte.

Auch der längste Winter vergeht endlich. Auf Sturmesflügeln kam der Lenz. Herr Wohlgemuth kam vom Felde nach Hause und erzählte bei Tisch seiner Gattin, daß der Memelstrom mit Eis ginge.

Der Wagen kam Nachmittags und Papa und Mama und die beiden kleinen Mädchen setzten sich in denselben und fuhren nach den Jelgobischler Bergen, dem Eisgange zuzusehen.

Louise saß auf ihres Vaters Knie, und hatte die Arme um seinen Hals geschlungen, während sie

zitternd in das wilde Gewoge und Gebrause unter sich schaute.

„Papa, mein lieber Papa," fragte sie leise flüsternd, „wer hat denn das Eis, über das wir noch vorige Woche im Schlitten fuhren, so in tausend Stücke gebrochen, die jetzt sich über einander schieben und tosen und schäumen?"

„Die Hand Gottes, mein Kind."

„Kann Gott denn Alles?" fragte die Kleine mit ängstlichem Herzklopfen.

„Alles, Alles, denn er ist allmächtig, aber er thut nur Gutes, weil er auch allgütig, und die Liebe selbst ist."

Das waren die Samenkörner, aus denen der Charakter des kleinen Mädchens sich entwickelte.

Sie verstand die Worte ihres Vaters über Gott so wenig als jene vom „erstickten Dank,' aber sie machte sich ein Bild von Gott, das freilich ganz kindisch war, ihre junge einsame Seele jedoch sehr süß beschäftigte und auf wunderbare Weise erhob.

Denn einsam im hohen Grade war die kleine Louise, und je mehr das Haus ihrer Eltern sich mit Gästen füllte, desto einsamer war das unschöne Kind.

Lydia war der Liebling aller Welt, selbst Muhme Elsbeth zog das schöne, fröhliche immer spielende und

tändelnde kleine Mädchen der häßlichen Schwester vor, die ewig Etwas zu fragen hatte, Etwas erklärt wissen wollte und durch ihre Fragen die schlichte alte Frau aus einer Verlegenheit in die andere jagte.

„Sie ist gar nicht wie ein Kind, sie ist mit ihren großen braunen Augen, die einen so durchdringend ansehen und in dem häßlichen Gesicht so wunderlich blitzen, ordentlich wie ein Spuk," sagte Muhme Elsbeth eines Abends, als sie Louisen schlafend glaubte zu dem alten Doctor Schlesinger, der von Rußland hinüber gekommen war, um nach der kranken Frau des Zoll-Inspectors zu sehen und bei dieser Gelegenheit gleich die ihm befreundete Familie Wohlgemuth besucht hatte, und dort zu Nacht blieb.

„Sie ist ein äußerst gewecktes lebhaftes und sehr gutartiges Kind," entgegnete der Doctor, „mich interessirt das kleine Geschöpfchen mehr, weit mehr als die schöne Schwester."

Louise hörte das, sie weinte leise in ihre Kissen, daß auch Muhme Elsbeth sie nicht lieb hatte, aber ein Trost war es ihr doch, in dem guten Doctor einen Freund zu besitzen, der ihr so aufrichtig wohl wollte.

Leider war er nur so selten anwesend, er wohnte

in Rußland, jenseits der Memel, das Wasser lag zwischen ihr und dem einzigen Menschen, der sie lieb hatte.

Je mehr sie sich indeß unter Menschen fremd fühlte, desto inniger ward ihre Sehnsucht Gott zu finden. Er liebte die Kinder, die reinen Herzens sind, er war ja die Liebe selbst und alles Gute und Schöne, Mondschein, Blumen, der Frühling, Alles kam aus seinen Händen.

Wie es draußen wärmer und grüner wurde, war die Kleine den ganzen Tag in ihrem Gärtchen.

Niemand bekümmerte sich um sie, denn die alte Elsbeth hatte genug zu thun mit Nähen und Flicken und Plätten und hundert andern Dingen. Lydia war fast immer bei der Mutter, und so spielte Louise denn im schönen Sonnenschein, säete Blumen und freute sich, wenn die kleinen Keimchen aus der Erde krochen. Sie fragte jetzt nicht mehr. Sie wußte, daß man sie ihrer Fragen wegen nicht liebte und so saß sie denn und träumte von Gott, der Blumen und Sterne gemacht.

Selbst Mittags aß sie, wenn Gesellschaft anwesend, nicht mit den Eltern. Früher hatte auch Lydia ihr Mittagbrod mit ihr und der alten Elsbeth getheilt und die Kinder waren nur zum Nachtisch in das Speisezimmer gebracht worden. Jetzt aß Lydia

immer mit Papa und Mama, sowie aber Besuch kam, war für Louise kein Platz mehr am Tische.

Sie fand das ganz natürlich, aber dennoch that es ihr weh, so weh, daß sie in heftige unaufhaltsame Thränen ausbrach, als sie an einem Sonntage, wo unerwartet Gäste zu Tisch erschienen, hinauf in die Kinderstube zur Muhme Elsbeth geschickt ward.

Vergebens bemühte sie sich ihrer Thränen Herr zu werden. Die Alte schlang ihre Arme um sie und sagte liebreich: „Weine nicht, Louischen, nein, weine nicht so, ist Dir's denn so unangenehm, einmal wieder mit Deiner alten Muhme zu essen?“

Die Kleine schüttelte heftig das Köpfchen. „Gar nicht, gar nicht, meine gute liebe Muhme,“ sagte sie, als die Thränen sie zu Worte kommen ließen, „ich möchte nur Eins wissen, ein Einziges, o wenn Du mir das sagen könntest.“

„Was denn, mein Louischen, mein gutes Kind?“

„Warum mich Gott, der so gut ist und Alle liebt, so häßlich hat werden lassen, durch die bösen Pocken?“

„Vielleicht,“ sagte die Matrone, „weil Du eitel und leichtsinnig geworden wärest, wenn er Dich schön ließ. Vielleicht weil er will, daß Du sehr gut, sehr geduldig, sehr freundlich und sehr sanft werden sollst,

zu aller Menschen Freude, und durch Deine guten Eigenschaften beweisen sollst, daß Schönheit unwesentlich ist, um geliebt zu werden."

Louise trocknete das kleine Gesicht. „Wie erwirbt man sich aber gute Eigenschaften, liebe Muhme?" fragte sie eifrig.

„Nun zuerst muß man nie auf eine schönere neidisch sein, sondern sich darüber freuen, daß sie ein Gut besitzt, was uns versagt ward."

„Das ist sehr schwer," meinte Louise.

„Aber es ist der Anfang und das Allernöthigste und ohne dies kann man gar nicht weiter gute Eigenschaften erwerben."

„Ich will es versuchen," sagte Louise.

„Dann muß man auch gern und fleißig lernen."

„O ich lerne sehr gern, Muhme Elsbeth, das weißt Du wohl. Papa sagt, ich lerne so leicht. Er wundert sich, daß ich so schnell lesen gelernt."

In der That hierin hatte das kleine Mädchen vollkommen Recht.

Schwerlich hat es viele Kinder gegeben, die so leicht und gern lernten als eben Louise.

In dieser jungen beweglichen Seele war ein Trieb zu Erkennen, zu Wissen, sich zu erfüllen und auszubreiten, der denjenigen, der sich die Mühe ge-

nommen, sie zu beobachten, mit Staunen hätte erfüllen müssen.

Im elterlichen Hause nahm sich aber niemand diese Mühe.

Madame Wohlgemuth lebte für ihren Gatten, für ihre große Wirthschaft und für die ausgebreitete Geselligkeit, die Herr Wohlgemuth liebte und hier an diesem seltsamen Punkte der Erde auf ganz eigenthümliche Weise cultivirte.

Die Güter, welche Herr Wohlgemuth erkauft, lagen nämlich geradezu auf der Grenze dreier Reiche. Dicht vor seinem hübschen Wohnhause stand der Pfahl mit dem preußischen Grenzadler, zwanzig Schritte davon, am Ufer eines kleinen der Memel zueilenden Baches, der weiße Adler Polens, und das jenseitige Ufer des Memelstromes war zur Zeit der Anfang des ungeheuern Rußland.

Eine Menge von Beamten, auf preußischer Seite größten Theils Leute von Bildung, bewohnten, von ihrer Dienstpflicht dorthin verwiesen, diesen abgelegenen Erdwinkel. Die großen Güter des Fürsten Subow erstreckten sich auf der russischen Seite bis ans Memel-Ufer, und eines der Schlösser dieses Magnaten schaute von einer reizenden Anhöhe herab neugierig über den Strom und schien die Achsel zu

zucken über das kleine bürgerliche Wohnhaus des deutschen Landwirths am andern Ufer.

Der Fürst residirte freilich dort nicht, oder besuchte es höchstens einmal im Fluge, aber ein deutscher Verwalter bewirthschaftete die Güter, ein reichgewordener Mann von feinem Wesen und mannigfachen Kenntnissen, zu dessen Familienkreise eine Menge gebildeter Personen gehörten. Ein Engländer, Master Maidstone, hatte die Aufsicht über die ungeheuern Stutereien des Fürsten. Eine Schweizer-Französin fungirte als Gouvernannte bei den Kindern des fürstlichen Verwalters. Kosaken-Officiere, am Don geboren und in Petersburger Cadettenhäusern erzogen, commandirten die Grenzsoldaten auf der russischen Seite, während zwei junge Infanterie-Officiere mit ihren Leuten auf der preußischen stationirt waren, und alle Tage und Stunden in Herrn Wohlgemuth's Hause eine freundliche Aufnahme, ja halb und halb eine beständige Wohnung hatten.

Hundert Schritt hinter dem weißen polnischen Grenzadler, dessen Pfahl auf einem grünen Hügel stand, um den sich schäumend die wilden Wasser der Swantowit winden, lag ein Städtchen, das freilich nur aus erbärmlichen Lehmhütten bestand, aber ein schönes mächtiges Herrenhaus, der Sitz eines

Starosten, der in Paris lebte, stand auf der nächsten Anhöhe und an deren Fuß eine katholische Kirche mit einem Kloster des Cistercienser-Ordens. Die Starostei bewohnte ein Amtmann mit seiner Familie.

Alle diese Personen gehörten dem höheren Mittelstande und bildeten einen ziemlich wunderlichen aber nicht unangenehmen Umgangskreis für Herrn Wohlgemuth und seine liebliche Gattin.

Louise sah wie einen Bienenschwarm Polen, Russen, Engländer, Franzosen, Deutsche aus allen Gegenden des Reiches, Kosaken und Tartaren an sich vorüberfliegen und im Vaterhause eine fröhliche Gesellschaft bilden.

In den Sommertagen, die jetzt so fröhlich über das Land zogen, waren die Zimmer den Gästen leicht zu eng und zu warm und die geschorenen Buchengänge des Gartens, die Terrassen, auf die wunderlich verschnittene und verstutzte Bäume ihre abenteuerlichen Schatten warfen, waren dann Promenaden und Speisesäle der Gäste.

Manchmal wurde dann bis tief in die Nacht hinein musicirt und auf dem grünen Rasen getanzt, während an andern Stellen Tische standen, beleuchtet von Lichtern, die durch Glaskugeln vor dem Winde geschützt waren, besetzt mit Speisen und Wein. Auch



aus den Zimmern strahlte das Licht, dort saßen russische und polnische Herren und spielten Karten, bisweilen so lange, daß der Morgen goldig hineinschaute und die Kerzen unnöthig machte.

Louise, ein kaum vierjähriges Kind, sah das ohne sich etwas dabei zu denken. Ihr kam es als eine Nothwendigkeit, als etwas sich ganz von selbst Verstehendes vor. — Sie spielte für sich oder mit dem Schwesterchen bald im Garten, bald im Hofe oder im Kinderzimmer, und versuchte nicht neidisch zu sein, wenn Lydia aufgeputzt wurde, um der Gesellschaft zum Spielwerke zu dienen. Auch lernte sie fleißig, was Muhme Elsbeth in ihren freien Stunden sie lehrte, um so sich Gottes Liebe zu erwerben.

Sie hatte dabei eine dunkle Vorstellung von dem Glück geliebt zu werden, und meinte, wenn sie recht gut sei, so würde eines Tages Gott hinter den Buchenhecken hervortreten oder aus dem nahen Walde ihr entgegenkommen, oder sich leise in einer der roth goldenen Abendwolken zu ihr niederlassen und freundlich sagen: „Komm her, mein armes Kind, ich habe Dich lieb,“ und dann mit ihr spielen und sie hätscheln wie Mama und Papa das Schwesterchen hätscheln.

Wunderbar verwebt war der Gedanke an Gott

für ihre Kinderseele mit jeder Blume jeder Frucht, mit dem allmälig reifenden Getreidefelde, mit dem Himmel und seinen Sternen, kurz mit allem Guten und Schönen in der Natur.

Als Muhme Elsbeth die ersten Kirschen aus dem Garten brachte, sagte sie: „Der liebe Gott hat sie dies Jahr in solcher Menge gegeben, daß die Bäume unter ihrer Last brechen.“ Wenn Louise einen Strauß pflückte und ihn noch ganz thaufrisch Morgens der lieben schönen Mama brachte, sagte diese: „Welch eine Pracht hat der liebe Gott in die Pflanzenwelt gelegt.“

Wenn Papa auf seinem schönen braunen Pferde Ariol vom Felde geritten kam, sagte er: „Gott giebt eine höchst gesegnete Ernte,“ und Louise, die das Alles hörte, bekam einen immer höheren Begriff von dem Freunde, den sie sich zu erwerben bemühte und sehnte sich mehr und mehr endlich seine Bekanntschaft zu machen.

Inzwischen war sie sehr allein und da sie mit dem Schwesterchen nur selten spielen konnte, da Lydia fast immer bei Mama war, so suchte sie sich Spielgefährten, und fand sie bald in nächster Nähe.

Der große prächtige Schafstall umhegte eine



Seite des Hofes, und dorthin schlich das kleine Mädchen sehr gern und — spielte mit den Lämmern.

Sie waren so niedlich, waren so munter und kannten bald das kleine Mädchen und leckten Salz aus ihrem Händchen und rieben ihre schneeweißen Köpfchen an Louisens Arm und ihrer Schürze.

Die Kleine war bisweilen Tage lang bei diesen ihren Spielgefährten.

Es war schon wieder Herbst geworden, im Hause war ein großer Ball. Mamas hübsches Stubenmädchen hatte Lydia sehr schön ausgeputzt, um unten bei der Gesellschaft zu sein. Muhme Elsbeth mußte in der Küche helfen, niemand im Hause verstand so gut wie sie, Apfelsinen, Crême und kleine Pastetchen zu bereiten, und so übernahm sie denn diese Arbeit bei außerordentlichen Fällen stets. Louise war also ganz allein und schlich beim sinkenden Abend über den Hof zu den Lämmern.

An den Dachbalken hing wie immer eine Hornlaterne und warf ihr blasses Licht auf die Raufen, auf den mit Stroh und Streu bedeckten Fußboden und die nackten Wände. Die Lämmer drängten sich umher und blöckten in den verschiedensten Tonarten, und an den Raufen stand ein alter Mann mit blauem Rock und langem weißem Bart und Haar,

so weiß, daß es im spärlichen Licht der Laterne, das aber gerade auf sein Gesicht fiel, wie Silber glänzte.

Er steckte den kleinen Lämmchen eben ihr Futter auf und richtete seine Augen, als die Thür geöffnet wurde, auf das eintretende kleine Mädchen.

Nie noch in ihrem ganzen Leben hatte Louise solche Augen gesehen, sie schienen ihr zwei Sonnen ohne deren blendenden Glanz. Dabei war der alte Mann groß, schlank und hoch, wie ein Tannenbaum oder wie die gerade aufsteigende Rauchsäule, und es lag etwas so Mächtiges, so Wundersames in seinem Gesicht, daß der Eintretenden schier das Herz still stand, indem der Gedanke es durchzuckte: Das ist der liebe Gott.

Sie blieb stehen, sie zitterte, aber der Alte sprach mit einer sanften und klangvollen Stimme: „Komm nur näher, kleines Mädchen, und fürchte Dich nicht vor mir, ich habe Kinder sehr gern."

Sie schlich nun blöde zu ihm und stellte sich an seine Seite und er tätschelte ihre braunen Haare, zog aus der Tasche seines blauen Rockes etwas hervor und sagte: „Da das will ich Dir schenken."

Sie nahm es mit zitternder Hand, es war ein kleines Körbchen, von festen Wurzelfasern geflochten,



aber so schön und fein, wie sie noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte.

Louise wurde nicht sehr oft beschenkt, so etwas Schönes hatte sie noch nie besessen, und sie zog daher die große feste Hand, die ihr diese Freude machte, schmeichelnd und dankend an ihre Lippen. Der Greis aber beugte sich, — er mußte sich gar tief zu der kleinen Gestalt niederbeugen — und küßte das Kind auf die Stirn.

In diesem Augenblick schien sich Alles um Louise zu drehen, es blitzte vor den Augen des Kindes, eine unnennbare Seligkeit glühte in ihrem Herzen und ohnmächtig lag sie in den Armen des Schäfers, der leise sie auf den Boden legte, eine kleine Flasche aus seinem Rock zog und ihre Schläfen mit dem Inhalt derselben anfeuchtete.

Sie erholte sich, tief athmend blickte sie empor und fragte: „Nicht wahr, sag mirs, Du bist Gott, der zu mir gekommen ist und mich lieb haben wird, weil mich niemand, niemand in der Welt sonst lieb hat.“

Ein Strom von Thränen brach bei diesen Worten aus der Seele des vereinsamten Kindes und mit namenloser Wonne schlang sie ihre Arme um den

so weiß, daß es im spärlichen Licht der Laterne, das aber gerade auf sein Gesicht fiel, wie Silber glänzte.

Er steckte den kleinen Lämmchen eben ihr Futter auf und richtete seine Augen, als die Thür geöffnet wurde, auf das eintretende kleine Mädchen.

Nie noch in ihrem ganzen Leben hatte Louise solche Augen gesehen, sie schienen ihr zwei Sonnen ohne deren blendenden Glanz. Dabei war der alte Mann groß, schlank und hoch, wie ein Tannenbaum oder wie die gerade aufsteigende Rauchsäule, und es lag etwas so Mächtiges, so Wundersames in seinem Gesicht, daß der Eintretenden schier das Herz still stand, indem der Gedanke es durchzuckte: Das ist der liebe Gott.

Sie blieb stehen, sie zitterte, aber der Alte sprach mit einer sanften und klangvollen Stimme: „Komm nur näher, kleines Mädchen, und fürchte Dich nicht vor mir, ich habe Kinder sehr gern."

Sie schlich nun blöde zu ihm und stellte sich an seine Seite und er tätschelte ihre braunen Haare, zog aus der Tasche seines blauen Rockes etwas hervor und sagte: „Da das will ich Dir schenken."

Sie nahm es mit zitternder Hand, es war ein kleines Körbchen, von festen Wurzelfasern geflochten,

aber so schön und fein, wie sie noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte.

Louise wurde nicht sehr oft beschenkt, so etwas Schönes hatte sie noch nie besessen, und sie zog daher die große, feste Hand, die ihr diese Freude machte, schmeichelnd und dankend an ihre Lippen. Der Greis aber beugte sich, — er mußte sich gar tief zu der kleinen Gestalt niederbeugen — und küßte das Kind auf die Stirn.

In diesem Augenblick schien sich Alles um Louise zu drehen, es blitzte vor den Augen des Kindes, eine unnennbare Seligkeit glühte in ihrem Herzen und ohnmächtig lag sie in den Armen des Schäfers, der leise sie auf den Boden legte, eine kleine Flasche aus seinem Rock zog und ihre Schläfen mit dem Inhalt derselben anfeuchtete.

Sie erholte sich, tief athmend blickte sie empor und fragte: „Nicht wahr, sag mirs, Du bist Gott, der zu mir gekommen ist und mich lieb haben wird, weil mich niemand, niemand in der Welt sonst lieb hat.“

Ein Strom von Thränen brach bei diesen Worten aus der Seele des vereinsamten Kindes und mit namenloser Wonne schlang sie ihre Arme um den

Hals des Greises, der sich niedergesetzt hatte, und sie auf seinem Schooß hielt.

Der Alte schüttelte langsam sein silberhaariges Haupt, küßte das weinende Kind, murmelte einige Worte vor sich hin und sagte: „Ich bin Gottfried, und ich werde Dich sehr lieb haben, ich habe Dich schon lieb, armes Kind! armes Kind!" und dann murmelte er wieder; „die Heidenwirthschaft, die Pollackenwirthschaft, die Gottlose Zucht da! so ein armes Ding, so ein Würmchen!"

Louise war von jetzt ab mehr als je im Schafstalle. Obgleich sie sehr bald inne ward, daß der fremde schöne Greis nicht der liebe Gott, sondern der neue Schäfer sei, den Papa von weit, sehr weit verschrieben, so behielt er doch für sie einen eigenen wunderbaren Schein.

Gottfried wußte Alles. Er kannte jedes Kraut, das im Felde wuchs und erzählte dem lernbegierigen Kinde von seinen Eigenschaften und wozu man es brauchen könne. Er zeigte der Kleinen die Sterne, die immer am Himmel bleiben, den großen Wagen und das W*) und den Nordstern und sagte ihr,

* Die Schäfer und Hürten nennen so das Sternbild der Kassiopeia.

was die Uhr sei, wenn er, es sei bei Nacht oder bei Tage, einen Blick an den Himmel warf. Er fing im Winter Schneeflocken auf seinem blauen Aermel auf und ließ Louise sehen, daß jeder einzelne ein wunderbar hübsch geformtes Sternchen sei, indem er ein rundes Brennglas, das er besaß, darüber hielt. Er zeigte ihr den Samen der Distel mit den weißen Federchen, die ihn krönen und ihn fähig machen weit über Land zu fliegen, und das kleine Samenkörnchen des mächtigen Tannenbaums mit den feinen Flügeln.

Er nahm sie trotz Herbststurm und Winterfrost mit hinaus aufs Feld und zeigte ihr das Leben und Weben der schaffenden Natur in den warmverhüllten Knospen, in denen der Blätterschmuck des nächsten Lenzes die rauhe Jahreszeit durchträumte. Er zeigte ihr an den gefällten Stämmen der mächtigen Waldbäume, die zur Feuerung in den Hof gefahren wurden, die Jahresringe, in denen der Baum dem Menschen erzählt wie alt er sei. Er zeigte ihr im Walde die kleinen weichen Moospolsterchen, die dann schon leben und grünen, wenn alles übrige Grün noch in der Knospe schlummert, und auf dem nahen öden Moor das Gewirre von abgestorbenen Pflanzen, aus denen der Torf zusammengefilzt ist.

Sobald nur Muhme Elsbeth aus der Kinderstube schlich, um sich in Küche oder Gesindestube ein Plauderstündchen zu machen, oder sobald es Louisen gelang die Zustimmung der verdrießlichen Alten zu erlangen, war das kleine Mädchen bei ihrem Freunde, und zog mit ihm umher in Feld und Wald und Moor.

Ihre Eltern, ihre Schwester sah sie oft in vielen Tagen, ja in Wochen nicht, sie hatte jetzt einen Freund, sie hatte einen Lehrer und liebte ihn mit aller Glut ihres kleinen Herzens.

Des alten Gottfrieds Lehren hatten für das Kind ein hohes Interesse, und schlossen sich genau an Louisens eigene Gedanken an.

Das ungeliebte Kind hatte sein Herz früh, sehr früh in das Heiligthum der Natur geflüchtet, dort das zu suchen, wornach es am heißesten verlangte, die ewige unwandelbare Liebe, und der einfache Greis, der nur in der Natur lebte und in ganz praktischer Weise sich eine große Kenntniß derselben erworben, hatte diese ewige unwandelbare Liebe im schönen Weltall längst gefunden.

Wie der rothe Faden, der sich durch alles Gewebe und Gespinnst zieht, auf dem unendlichen Meer das Tau- und Segelwerk derjenigen Schiffe be-

zeichnet, die königliches Eigenthum Englands sind, so zog sich durch jede Rede, jede Belehrung des alten Schäfers die Beziehung auf Gott, und das war es eben, was jedes seiner Worte dem Herzen Louisens verständlich und erfreulich machte. —

Das kleine Mädchen, das beim Erwachen des Lenzes in sein siebentes Jahr trat, konnte nur sehr mangelhaft lesen, und noch mangelhafter stricken, aber es kannte jeden Waldbaum, jedes Kraut im Felde, es kannte die Lebensweise und Bedürfnisse aller Hausthiere, die meisten Sternbilder am nördlichen Himmel und die Zeit ihres Erscheinens und Verschwindens und suchte und fand in jedem wechselnden Naturereigniß die ewige unwandelbare Liebe und Weisheit des ewigen Weltgeistes, den unsere arme Sprache Gott nennt! —

Zweites Capitel.

Melchthal.

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht,
Im ewig Finstern.

Schiller.

Herr Wohlgemuth war ein reicher Mann. Er hatte die Güter, die er erkauft, ganz bezahlt, er hatte die großen Bauten, die er ausgeführt, ganz aus eigenen Mitteln bestritten. Er hatte den Boden geprüft, den er kaufte, und wußte, daß er bei gehöriger Bewirthschaftung einen großen Ertrag liefern mußte. Herr Wohlgemuth war ein kenntnißreicher und ein thätiger Landwirth, seine schönen Besitzungen lagen

am Ufer eines großen schiffbaren Stromes, so daß er seine Producte mit Leichtigkeit versenden konnte. Gewiß er hatte alle Aussicht, mit der Zeit Herr eines ungewöhnlichen Vermögens zu werden, und man konnte ihn nicht einen Verschwender nennen, obschon sein Haushalt durch seine ausgedehnte Gastfreundschaft ein sehr kostspieliger war.

Zweierlei nur hatte Herr Wohlgemuth nicht in Betracht gezogen, als er sich in seiner gegenwärtigen Heimath ankaufte. Den Menschenschlag, der dort heimisch, ihm bei seinen Arbeiten hilfreiche Hand leisten sollte und die Kräfte und Fähigkeiten seiner jugendlichen Gattin.

Madame Wohlgemuth war die Tochter eines preußischen Majors. Ein Fräulein von Itzstein, eben so schön als arm. Das junge Mädchen war ihrer Zeit in Elbing die gesuchteste Tänzerin gewesen, die eigentliche gefeierte Schönheit der damals reichen Stadt, in der Major Itzstein garnisonirte.

Friedrich Wilhelm der Zweite, der viel liebende, hatte bei seiner Durchreise die reizende Blume bemerkt, es war indeß eine von den wenigen, die nicht für ihn gewachsen. Major Itzstein ging auf keine der Anerbietungen ein, die ihm in dieser Hinsicht gemacht wurden, ja man sagt sogar, daß der

Schlagfluß, der ihn plötzlich hinraffte, eine Folge des großen Aergers gewesen, den ihm die zweideutige königliche Gnade zugezogen.

Die arme Officiers-Witwe lebte mit ihrer schönen Tochter von einer sehr kleinen Pension, von dem Ertrag feiner Arbeiten und den Wohlthaten entfernter Verwandten und — segnete den Tag, an welchem Herr Wohlgemuth, obgleich ein Bürgerlicher, aber ein sehr reicher Mann um ihre Tochter warb. Das junge Ehepaar zu begleiten und den Reichthum desselben zu theilen, war ihr nicht vergönnt, denn sie starb noch ehe die Bauten beendet waren und die schöne Braut ward am Sarge ihrer Mutter getraut.

Die alte Kammerjungfer der verstorbenen Majorin ging aber mit ihrer jungen Dame nach Neu-Ost-Preußen, und das war eben Muhme Elsbeth, das Factotum der Kinderstube und die treue Helferin bei allen häuslichen Vorfällen.

Herr Wohlgemuth liebte seine Frau über Alles. Er hielt es für ein großes Opfer, daß sie ihm in diese ferne Gegend gefolgt war, und hatte die Ueberzeugung, daß sie viel zu fein und zart sei, um den Geschäften einer großen Landwirthschaft vorzustehen.

In der That verstand sie von derselben nicht

das geringste und hatte auch kein Interesse dafür. Die Geburt ihrer Tochter hatte zudem ihre Gesundheit etwas angegriffen, so verlangte ihr Gatte denn, daß sie wie die Lilien auf dem Felde leben sollte, die nicht arbeiten und nicht spinnen und doch schöner gekleidet sind als Salomon in seiner Herrlichkeit, und sie ließ sich das endlich gefallen.

Die an der Grenze stationirten Officiere waren Verwandte der Familie von Itzstein und suchten ihre Cousine auf, ihnen nach zog der ganze Schwarm von Polen, Russen, Deutschen, Engländern rc., die sich in der Gegend aufhielten und Herr Wohlgemuth machte die Honneurs seines Hauses als gastfreier Wirth.

Der große Schwarm der Gäste hinderte ihn bisweilen, nach den vielen Geschäften zu sehen, die mit der Bewirthschaftung von Besitzungen in dieser Gegend verbunden sind. Hier mehr noch wie anderwärts und zu anderer Zeit galt das Sprichwort, daß des Herrn Auge die Pferde fett macht.

Die eben von der Leibeigenschaft befreiten Ureinwohner jener Gegend, sind ein Völkchen, das zwar zu Allem Geschick, aber zu keiner Arbeit Lust und Ausdauer hat.

Herr Wohlgemuth hatte manchen Aerger, erlitt

manchen Verlust, weil er von den Pflichten des zuvorkommenden Wirthes in Haus und Garten festgehalten, nicht nach seinen Feldern, nach seinen Bauten, nach dem Betrieb der sehr einträglichen Brennerei sehen konnte.

Er verschmerzte das, war er doch ein reicher Mann, und seiner schönen, an Geselligkeit gewöhnten Gattin schuldig, ihr das Leben in diesem abgelegenen Erdwinkel so angenehm als möglich zu machen. —

Er bemühte sich indeß Deutsche auf seine Besitzungen zu ziehen.

Sie hielten treuer an ihrem deutschen Herrn und waren thätiger und zuverlässiger, wenn auch im Grunde weniger geschickt als diese polnischen Leibeigenen.

So hatte er denn auch den Schäfer Gottfried, einen Schlesier, den er auf seinen Reisen in der Gegend von Breslau kennen gelernt, herkommen lassen, und seine große Schäferei befand sich trefflich unter seiner Aufsicht und Pflege.

Für die kleine Louise aber ward dieser Mann bald Alles in Allem.

Das arme häßliche Kind war im elterlichen Hause unbeschreiblich verlassen.

Zwar Herr Wohlgemuth liebte auch sie, das



war keine Frage. Er fand das pockennarbige Gesichtchen noch immer hübsch, weil die Augen seiner Gattin aus demselben hervorblickten und manchmal erschien es ihm sogar als ob Louisens Augen noch schöner seien, als die ihrer Mutter, aber Herr Wohlgemuth hatte weiß Gott keine Zeit sich mit dem kleinen Mädchen zu beschäftigen. Seine große Wirthschaft, auch seine noch größere Geselligkeit nahmen ihn vollständig in Anspruch, und so hatte er denn auch den Vorsatz, die kleine lernbegierige Louise zu unterrichten, bald wieder aufgegeben.

Sie konnte eben nothdürftig lesen als das geschah, da sie aber keine Bücher hatte als das Gesangbuch der Muhme Elsbeth, das ihr nicht sehr gefiel, so las sie nicht, sie hatte eine Art von Grauen vor den Liedern, die darin standen, auch das vom verhärteten Gemüthe war darunter und sie verstand es heute noch so wenig als zur Zeit, wo sie Muhme Elsbeth danach gefragt hatte.

Wo Louise indeß ein Buch oder bedrucktes Blatt fand, da hielt sie es für ihre Schuldigkeit es zu lesen.

Muhme Elsbeth besaß einige Bücher und verschloß sie sorglich in ihre große Truhe. Louise hatte sie noch nie gesehen.

Nun hatte aber der Zahn der Zeit an besagter

Truhe genagt, vielleicht hatten auch noch andere Zähne oder Zähnchen dabei geholfen, kurzum eine Maus hatte ihren Weg in Muhme Elsbeths Truhe gefunden, und als sie eines schönen Tages den Deckel öffnete und dadurch der kleinen Louise das Signal gab herbeizuschleichen und den Lavendelduft einzuathmen, der der Truhe entströmte, und die schönen bunten Bilder zu betrachten, die an den Deckel geklebt waren und die den ersten Consul Herrn Napoleon Bonaparte und dessen Gemahlin Josephine geborene Tascher de la Pagerie vorstellten, ferner die Hinrichtung Ludwig des XVI. auf dem Greveplatz zu Paris, die schöne Madame Recamier mit einer Rose am Busen und die junge Königin Louise von Preußen; da bemerkte Elsbeth, während Louise die Köpfe der Zuschauer auf dem Greveplatz zählte, etwas Entsetzliches, etwas, das sie aufschreien und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen ließ, — in dem Vorderblatt ihres schwarzen Flaminkleides ein rundes Loch.

Sie erkannte sogleich, daß das die Missethat einer Maus sei und packte nun die Truhe aus, Stück für Stück.

Louise betrachtete die Kleider, die Strümpfe und Hemden, die Nähkästchen und Körbchen, verschiedene Gläser mit eingeschliffenen Sternchen, drei messingene

Leuchter so blank wie Gold, Schuhe mit hohen Hacken, gesponnenes Garn und andere Schätze.

Ganz unten lagen die Bücher, auch sie kamen zum Vorschein und nun las Louise die Titel: Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva, vom gehörnten Siegfried, von der schönen Melusine, von den vier Haimonskindern, endlich den Titel des dicken, schwarz gebundenen Buches, der sehr nett in rothen und schwarzen Buchstaben gedruckt war: Die Bibel oder die heilige Schrift alten und neuen Testamentes, sammt den Büchern so man Apocrypha nennt, verteutscht durch Dr. Martin Luther.

Sie schlug das erste Blatt auf und las: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüste und leer und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser ꝛc. ꝛc.

Was war das?

„Muhme Elsbeth, liebe Muhme, das Buch mußt Du mir lassen," sagte das Kind und richtete die großen klaren Augen mit dem Ausdruck flehendster Bitte auf die Alte.

Diese hatte genug zu thun, um das Mauseloch zu suchen; sie sagte „ja, ja, nimm es nur," weil sie den kleinen Quälgeist eben los sein wollte, und so befand sich Louise denn im Besitz eines Buches, das ihr

mit jedem Blatt mehr und mehr Lust zum Lesen einflößte.

Es war dieser Tag überhaupt ein wichtiger im Leben des Kindes.

Der Familienkreis des Herrn Wohlgemuth ward an demselben durch eine Person vermehrt, die auf Louisens Leben vom höchsten Einfluß sein sollte.

Sie saß, als der Abend zu dunkeln begann, vor der Thür des Schafstalles, hielt ihre Bibel auf den Knieen und las, mit dem kleinen Finger der Reihe folgend, um sie nicht zu verlieren, die Erzählung Moses' von der Schöpfung der Welt und dem Ungehorsam der ersten Menschen. Ihr Herz schlug dabei in heftiger Aufregung und sie würde gar nicht gesehen haben, daß ein Wagen in das Gehöft einfuhr, wenn nicht der Kutscher mit lauter Stimme geschrieen und gefragt hätte, ob dies denn nun endlich Kybullen sei.

Die kleine Louise sah von ihrem Buche auf und sagte „ja."

So fuhr der Wagen am Wohnhause vor und die Männer stiegen aus demselben, ein älterer zuerst, der einem viel jüngeren heraushalf und ihn die Freitreppe hinauf führte.

Louise hatte diese beiden Personen noch niemals

gesehen, sie gehörten nicht zu dem Umgangskreise in der Nachbarschaft, das war gewiß.

Als Abends Muhme Elsbeth ihr beim Ausziehen half, kam auch Lydia früher als sonst ins Kinderzimmer, sie hatte verweinte Augen und drückte das Köpfchen in den Schooß Elsbeths und sagte: „Muhme, liebe Muhme, wie ist das schrecklich!“

„Was denn, Herzchen, was ist Dir begegnet?“

Aber das Kind weinte fort und fort und war nicht zu einer Antwort zu bringen.

Am Morgen beim Frühstück sah Louise die beiden Fremden, sie saßen mit den Eltern am Kaffeetisch. Der jüngere war noch ein sehr junger Herr mit einem Gesicht, das die Pocken fast noch mehr zerrissen hatten als das Louisens und dabei hatte er nicht Augen wie andere Menschen, sondern unter den Augenlidern lag nur eine weiße Platte, die röthlich und bläulich angelaufen überaus schrecklich aussah, wenn er, was oft geschah, die Augen weit öffnete.

Herr Wohlgemuth führte das kleine Mädchen zu diesem Jüngling und sagte: „Louise, das ist Dein Vetter Wilhelm von Itzstein und ich hoffe, Du wirst artiger sein als Lydia und ihm die Hand und einen Kuß geben, er bleibt von jetzt an bei uns.“

Die Frage, was fehlt dem Vetter an seinen

armen Augen? schwebte auf des Kindes Lippen, aber es unterdrückte sie, reichte ohne Widerstreben das Händchen hin und ließ sich küssen.

Der ältere der beiden Gäste hieß Herr Fisch. Er hatte das Geschäft, den jungen Itzstein überall hin zu führen, ihm Alles zuzureichen und zu machen, was dieser sich nicht selbst machen konnte, da er blind war. —

Louise wußte was das zu bedeuten hatte. Die Erinnerung an die Zeit, da während des Ausbruchs ihres Uebels unaufhörliche Nacht sie umgeben hatte, war nicht von ihr gewichen, und ein tiefes Mitleid mit dem Armen, der weder Blumen noch Sterne, weder den blauen Himmel noch die Gesichter seiner Freunde sehen konnte, regte seine Engelflügel in ihrem Kinderherzen und ließ das Gefühl des Widerwillens und Grausens, das der Anblick des furchtbar Entstellten auch in ihr erregte, nicht zum Ausbruch kommen.

Lydia war nur mit Mühe zu bewegen, ins Zimmer zu kommen, so lange der Blinde sich darin befand, und sie konnte ihn erblickend nie die Geberde des Grausens unterdrücken; in seine Nähe zu kommen, ihm die Hand zu reichen, dazu konnten selbst die strengsten Befehle des Vaters sie nicht bewegen

und Herr Wohlgemuth hütete sich auch natürlich sie dazu zwingen zu wollen, schon um durch ihren Widerspruch und ihr Sträuben den blinden Jüngling nicht zu kränken und zu reizen.

„Das ist ein sehr freundliches kleines Mädchen," sagte Wilhelm von Itzstein, als Louise ihm die Hand gereicht und ohne zu zucken seinen Kuß erduldet hatte, „viel liebenswürdiger, viel angenehmer als die Kleine, die gestern so entsetzlich schrie, als man sie zu mir brachte. Ich bin im Ganzen durchaus kein Kinderfreund, aber das Kind würde ich um mich dulden können. Willst Du mit mir in mein Zimmer kommen, kleines Mädchen?"

„Wenn Sie es wünschen, Herr Vetter," entgegnete schüchtern die Kleine.

„Auch die Stimme ist angenehm, sehr angenehm," sagte der Blinde, „sie ist Ihre jüngere Tochter, Vetter Wohlgemuth, wie ich höre, warum war sie gestern nicht hier als wir Thee tranken?"

„Es ist dasselbe kleine Mädchen, das uns zurechtwies, das Kind, das lesend auf einem Stein saß, umdrängt von einer Menge Lämmer."

„Ah so, das Kind, von dem Sie sagten, Magister, es sehe aus wie ein Heiligenbild; die freundliche Kleine ist also auch sehr schön!"

Herr Fisch antwortete nicht, Louise aber sagte: „Nein, lieber Herr Vetter, ich habe die Pocken gehabt und seit dem bin ich so häßlich, daß Mama und Papa mich gar nicht mehr lieb haben können, obgleich ich so gut als möglich versuche artig zu sein; meine Schwester Lydia aber, die ist sehr schön, und Alle haben sie lieb."

Der Blinde lachte. Es war ein ungemein häßliches Lachen und ging dem kleinen Mädchen durch Mark und Bein. Dann aber fuhr er leise mit der Hand über Louisens Gesicht und sagte: „Nun meinetwegen, für mich ist jedes Mädchen schön, das freundlich ist und eine angenehme Stimme hat, und wenn Louise mein Schwesterchen oder mein Bräutchen sein will, so ist sie für den blinden Wilhelm die Schönste in der Welt."

Damit stand er von seinem Stuhle auf, Herr Fisch gab ihm den Arm und so ging er festen Trittes und leise vor sich hinpfeifend aus dem Zimmer.

Sobald er nur zur Thür hinaus war, schlug Madame Wohlgemuth die Hände vor die Augen und sagte: „Ernst, lieber Ernst, das ist ein entsetzlicher Mensch, es ist die fürchterlichste aller Heimsuchungen, daß wir den im Hause behalten sollen — Monate, Jahre vielleicht, ich weiß nicht wie ich das

ertragen soll, ich fürchte in seiner Gesellschaft wahnsinnig zu werden, ist es denn nicht möglich ihn fort zu schaffen? kann er denn nicht anders wo sich im Polnischen und Russischen und Französischen vervollkommnen?"

Sie zitterte dabei sichtlich und ihr Gatte schlang den Arm um ihren Leib und beruhigte sie mit den zärtlichsten Worten.

„Es ist Dein Vetter, Dein nächster Blutsverwandte, mein theures Weib," sagte er beschwichtigend, „wir verbinden uns seinen Vater, wir erzeigen dem Jüngling selbst einen großen Dienst. Zudem ist Magister Fisch ganz der Mann, den wir zum Lehrer für unsere Mädchen brauchen, und Du wirst Dich an das widerwärtige Aeußere des Blinden gewöhnen, mein Engel, gewiß das wirst Du."

„Glaub mir, Ernst," entgegnete sie aufgeregt, „es giebt Antipathien, mir graut vor diesem blinden Menschen und es ist nicht sein Aeußeres allein, er wird Unglück in unser Haus bringen, ich täusche mich darin nicht, mein Herz sagt es mir, auch unsere Lydia zittert vor ihm, und Kinder haben ahnungsvolle Herzen."

Wie sehr indeß Madame Wohlgemuth den Gast auch fürchten mochte, seine Anwesenheit ließ sich

nicht ändern. Er blieb und gehörte sammt seinem Hofmeister Magister Fisch in Kurzem vollständig zur Familie, die sich allmählig an das zurückschreckende Aeußere des Unglücklichen gewöhnte.

Wilhelm von Itzstein, der einzige Sohn des Kammerpräsidenten von Itzstein, war in der That ein naher Verwandter, da ihre Väter Brüder gewesen.

Der ältere hatte Cameralia studirt und eine große Carrière gemacht, seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Dritten befand er sich in Berlin, in der nächsten Umgebung des Königs, der ihn sehr begünstigte.

Er hatte ziemlich spät ein reiches Mädchen aus guter Familie geheirathet, und das einzige Kind dieser Ehe war der blinde Jüngling, der im fünften Jahre seines Lebens das Augenlicht durch die Pocken verloren hatte.

An die Erziehung dieses Jünglings war Alles gewendet worden, was durch Geld erkauft werden kann, um solch traurigen und völlig hoffnungslosen Zustand erträglich zu machen.

Die ersten Aerzte der Zeit, Hufeland, Dr. Gräfe, Hermstädt und andere hatten seine Augen untersucht und für ganz unheilbar erklärt, so blieb denn den trostlosen Eltern nichts anderes übrig als den



unglücklichen Jüngling seinem eigenthümlichen Loose anzupassen.

Man hielt ihm die besten und kostbarsten Lehrer in Musik und Sprachen, man machte ihn so früh wie möglich mit der Poesie des Zeitalters bekannt, man machte ihn durch Uebung seiner Kräfte möglichst unabhängig von seinem traurigen Zustand, und dennoch bildete diese sorgsame Erziehung ihn nicht zu dem, was ihn allein hätte mit seinem Geschick zufriedenstellen können; nur milde, auf echte Frömmigkeit gebaute Resignation hätte den Unglücklichen mit seinem Loose versöhnen können, auf diese aber war niemals bei ihm hingearbeitet worden.

Wilhelm von Itzsteins früheste Kindheit fiel in eine Periode der seltsamsten Frömmlerei, die der wahren echten Gottesfurcht gänzlich baar war.

Man ging zum Abendmahl und lachte zu Hause darüber. Man las Voltaire und Rousseau mit Eifer und Interesse, man ging in die Kirche und las dort in schwarz eingebundenen Thümmels Reisen und Crebillons Romanen und das Decameron und erzählte das unverholen in der Gegenwart des blinden Knaben.

So lernte Wilhelm von Itzstein früh — o wie früh — die Worte Religion und Heuchelei als synonym betrachten. Zu scharfem Nachdenken in der

dunkeln Nacht seines Daseins eben so geneigt als befähigt, fand er Genuß im Studium der verschiedensten philosophischen Systeme und aus jedem derselben nahm er sich nur das, was in die Finsterniß seines Herzens paßte.

Wohl hätte die Liebe, die zärtliche Liebe seiner Eltern mildernd und erweichend auf dieses harte Herz wirken können, aber die Art und Weise, wie sie sich kund that, war eine fehlerhafte.

Weil der Knabe blind war und so unendlich viel entbehren mußte, gewährte man ihm Alles, was nur irgend fähig sein konnte, ihm Genuß oder Vergnügen zu schaffen, er befand sich stets im Besitz von bedeutenden Geldsummen und früh kannte er die Genüsse, die auf der Lippe süß erscheinend, den furchtbar bitteren Nachgeschmack des Ekels, der Unzufriedenheit mit sich selbst und doch zugleich den peinigenden Stachel nach weiterem Genuß in der Seele zurücklassen. Sehr früh körperlich ausgebildet, von riesenhafter Kraft, eiserner Gesundheit und im Besitz des der Jünglings-Seele so gräßlichen Geheimnisses, daß man Frauengunst mit Gold erkaufen könne, war der blinde Jüngling der Schrecken aller armen Dienstmädchen und Nähterinnen.

Magister Fisch, sein Hofmeister und Lehrer in

den alten Sprachen, that seinen Ausschweifungen keinen Einhalt. Er befand sich ganz wohl in dem reichen Hause und hielt es für besser ein cordialer Gefährte seines blinden Schülers bei dessen Orgien zu sein, als ihm Moral zu predigen und seine Gewogenheit zu verlieren.

So war Wilhelm siebenzehn Jahre alt geworden, als bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Dritten Herr von Itzstein als Kammerpräsident nach Berlin versetzt ward. — In der Residenz fand der Jüngling neue Genüsse. Er hörte die Mara im Concert singen und Madame Schmalz und den berühmten Fischer auf dem Theater, er bildete sein seltenes musikalisches Talent durch den Unterricht Hummels aus und ließ sich die Poesien Schillers und Göthe's vorlesen und kritisirte die neuen Sterne, lächelte über Jean Pauls seltsamen Styl und nannte ihn einen Schwärmer, der sich selbst nicht verstehe, aber in nichts und nirgend fand er reine Freude, milde Liebe, aufrichtiges Streben, treues Hoffen, denn selbst die Liebe seiner Mutter verstand er kritisch zu zersetzen und sagte, sie bestehe zu drei Fünftel aus natürlichem Instinct, und zu einem Fünftel aus erbärmlicher Schwäche, während ihr letztes unangenehmstes,

ihm ganz unerträgliches Fünftel das der Verachtung so sehr verwandte Mitleid mit seinem Gebrechen sei.

Er genoß indeß was zu genießen erlaubt und unerlaubt war, und hatte sich in kurzer Zeit einen eigenthümlichen Ruf in Berlin erworben, der durch einige scandalöse Geschichten noch bedeutend vergrößert ward und endlich zu den Ohren des jungen sittenreinen Monarchen drang.

Sein Wille war es, der den Kammerpräsidenten veranlaßte, den jungen blinden Lovelace nebst seinem Hofmeister aus Berlin zu entfernen.

„Schicken Sie den Thunichtgut aufs Land, in eine anständige gesittete Familie, wo man ihn von seinen wahnsinnigen Streichen zurück hält,“ hatte der König gesagt und Herr von Itzstein gedachte der Tochter seines Bruders, die, am fernsten Ende der Monarchie lebend, und ihm für manche frühere Wohlthat zu einigem Dank verpflichtet, gerade die rechte Person zu sein schien, dem blinden Verwandten für einige Zeit einen erträglichen Aufenthalt zu gewähren.

Er schrieb an Herrn Wohlgemuth, der sich aufs freundlichste bereit erklärte, seinen jungen Vetter und dessen Hofmeister bei sich aufnehmen zu wollen, damit der erstere sich nach dem Wunsche seines Vaters in den Sprachen der Gegend vervollkommne.

Einen Monat nach dem Briefwechsel über diesen Punkt war Wilhelm von Itzstein eingetroffen — und saß nun in seinem Zimmer, den Kopf auf die Hand gestützt, sein gewöhnliches unschönes Lächeln auf den Lippen.

„Sagen Sie mir, Fisch, wie sind diese Leute?“ sagte er und hob die Nase in die Höhe, die Luft mit eigenthümlichem Geräusch einziehend — „hier ist zum Teufel eine polnische Magd durchgegangen und hat das Zimmer mit ihrem Geruch verpestet, sprengen Sie ein wenig eau de lavendle, Fisch, und antworten Sie mir vor allem, was ist meine chère cousine für eine Art Geschöpf?“

„Eine hübsche, eitle, von ihrem Mann verzogene Frau, die ihr ältestes hübsches Mädchen verwöhnt und das jüngere, von den Pocken entstellte unverantwortlich vernachlässigt.“

„Nun das hab' ich ohne Augen eben so gut wie Sie gesehen. Ich weiß, daß sie eine kleine griechische Nase hat, einen feinen etwas aufgeworfenen Mund, sehr schöne Zähne und lange braune Locken.“

„Zum Teufel! ich glaube doch bisweilen, daß Sie hexen können, Wilhelm, wie wissen Sie nun das wieder?“

„Ei, ich fuhr ihr mit der Hand über das Gesicht,

als ich hinter ihrem Stuhle stand und mir den Blumenstrauß vom Tisch nahm; einem Blinden verzeiht man solche Indiscretion, die ja bei ihm nur ein unglücklicher Zufall ist, ha ha! — Und diese Mädchen, Fisch?"

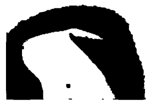
„Ach, das sind ja noch kleine Kinder."

„Thut nichts, aus Kindern werden Leute, besonders wenn's zufällig Mädchen sind, und ich möchte gern einmal die erste, das heißt wirklich die allererste Liebe eines Herzens — pah weiß nicht wie ich's anders nennen soll — sein. — Ich möchte mit einem Wort wahrhaftige Unschuld kennen lernen; ich fürchte nur, ich komme zu spät, wenn ich bei der siebenjährigen Hübschen anfrage, die kleine Häßliche giebt dazu eher Hoffnung."

„Sie sind wahrhaftig der Satan selbst, Wilhelm; wo des Teufels haben Sie denn nur all die Schändlichkeiten her?"

„Von Ihnen nicht, weiser Magister und vortrefflicher Mentor," entgegnete der Blinde hämisch, „aber kommen Sie nun her, führen Sie mich einige Mal durch mein Zimmer, damit ich mich orientiren lerne und dann lassen Sie uns musiciren, das Klavier scheint ziemlich gut zu sein."

Einige Minuten nach dieser Unterredung hörte



Louise, die im Hof spielte, Musik, so unbeschreiblich schöne Musik, daß das Herz ihr still zu stehen schien.

Sie lief in die Klavierstube: dort saß der blinde Vetter und spielte und das Clavier rauschte und säuselte und weinte und seufzte unter seinen Händen.

Als sie die Thür leise leise hinter sich zugezogen, ging der Vetter allmählig in heitere Melodien über und dann in eine einfache traurige und zu derselben sang er ein Lied, das das Kindesherz mit einem Mitleid erfüllte, welches sich in rinnenden Thränen aussprach. — Es war die Klage eines Blinden und eine Zeile darin sagte:

Sah nicht des Mitleids fromme Zähren,
Die mir ein fühlend Mädchen weint.

Als er geendet hatte, sagte er leise flüsternd: „Komm her, Louise, meine süße kleine Louise.“

Sie schlich zu ihm, legte ihr Köpfchen auf sein Knie und sagte, ihre Thränen gewaltsam hinunter schluckend:

„Kann ich Ihnen nicht etwas thun, worüber Sie Sich freuen möchten, lieber Vetter?“

„Du kannst mich in den Garten führen, Cousinchen und mir die Wege darin zeigen und mir hübsch erzählen, wie es bei Euch überall aussieht.“

„Ach ja, das will ich von Herzen gern,“ sagte

das Kind mit einem Jubellaut, und so legte der Blinde seine Hand auf ihre Schulter und folgte ihr Schritt für Schritt, durch die geschorenen Baumgänge, über die Rasenplätze, durch die Blumenparterre und horchte auf das harmlose Geplauder der Kleinen und bewunderte die Lebendigkeit ihrer Anschauungsweise und ihrer Beschreibung. —

Drittes Capitel.

Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edeln und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl sie den Seinen.
Und so brachten bei uns auf Deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern, und hielten sittlich den Tag aus.

Göthe. Hermann und Dorothea.

Magister Fisch übernahm den Unterricht der beiden kleinen Demoisselles Wohlgemuth.

In jener guten alten Zeit hatte man es für eine Herabwürdigung gehalten, eine Tochter aus dem Mittelstande Jungfrau zu nennen, und für einen Frevel, sie mit dem vornehmeren Titel Fräulein anzureden, der nur den Töchtern adeliger Väter gebührte.

Obgleich die französische Revolution die Standesunterschiede abgeschafft und Freiheit und Gleichheit proclamirt hatte, obgleich man den großen Mann, der, wie einst Attila die Gottes-Geißel, über aller Herren Länder sein flammendes Schwert ausstreckte, noch vor kurzem Citoyen-General und jetzt Bürger-Consul nannte, so war doch in Wahrheit die Titelsucht, in Deutschland wenigstens, höher als zu jeder andern Zeit und das französische Wesen machte sich trotz des Hasses, den man gegen Frankreich fühlte, recht breit bemerkbar.

Es gab kein Städtchen in Deutschland, in dem nicht ein französischer Emigrirter wohnte, oder als Tanzmeister, Sprachlehrer, Verfertiger von Papp- und Stroharbeiten sein kärgliches Brot erwarb und sich Monsieur le comte oder Marquis schelten ließ.

Diese Leute hatten einen eigenthümlichen Ton in die früher etwas hahnenbuchene aber sehr harmlose Geselligkeit Deutschlands gebracht und unsere edle Sprache mit einer Menge Wörter aus der ihrigen verunziert.

Es gehörte zum guten Ton viele Dinge französisch zu benennen, vor allen aber die Frauen und Jungfrauen bürgerlichen Standes. Die Titel Ma-

dame und Mademoiselle waren allgemein und schienen unentbehrlich.

Natürlich war denn auch der erste Unterricht, den Magister Fisch seinen jungen Schülerinnen gab, der in der französischen Sprache. Lydia, mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt, lernte schnell und leicht, während Louise oft schmählich über die Vocabeln stolperte und an den Hilfszeitwörtern hängen blieb. Vetter Wilhelm, der sehr gut französisch sprach, erwies sich in dieser Noth als ein wahrer Freund seiner jungen Cousine.

Nach seiner Anleitung ward es ihr möglich zu lernen, denn Vetter Wilhelm, der sehr bald eingesehen, daß Louise nur mit dem Verstande, nicht mit dem Gedächtniß lernte, ließ sie nichts auswendig lernen, sondern weckte bei der Uebung jeder Lection ihr Nachdenken, indem er sie die Verwandtschaft der Wörter untereinander, ihre Ableitungen u. s. w. finden ließ und sie auf die große innere Verschiedenheit ihrer Muttersprache und der neu zu erlernenden aufmerksam machte.

Magister Fisch floß über im Lobe von Lydia's Fleiß und Fortschritten und meinte, es sei zweifelhaft, daß Louise jemals französisch sprechen lernen würde.

Die Kleine war jetzt weit seltener als sonst bei ihrem alten Freunde Gottfried, den sie herzinnig

liebte. Sie hatte viel zu thun mit ihren Lectionen und in den Freistunden führte sie den blinden Vetter durch Feld und Garten, erzählte ihm von Sonne, Sternen und Blumen und von Gott, der das Alles gemacht hat, und hatte viele Freude und großen Kummer in seiner Gesellschaft; denn wenn der Blinde in sein häßliches Lachen ausbrach und sie fragte, wann sie denn das Letztemal mit dem lieben Herrgott, ihrem intimen Freunde, in Gesellschaft gewesen, oder wo sie ihn eigentlich kennen gelernt? brach sie in heiße Thränen aus und bemühte sich, mit allen Gründen, die ihr kindischer unentwickelter Verstand auftreiben konnte, ihrem unglücklichen Verwandten das Dasein Gottes aus der Natur zu erweisen.

Das war denn freilich sehr ungelehrt und Wilhelm verstand es die kindischen Argumente seiner weinenden, leidenschaftlich erregten Cousine mit dem Hauche seines Mundes umzublasen; aber es war eine eigenthümliche Uebung des Nachdenkens für das Kind, dessen Gedanken so ungewöhnlich früh die Richtung zum Aufsuchen einer Naturreligion genommen.

Wenn der Kummer über ihres Vetters Herzens-Härtigkeit bei ihr überhand nahm, flüchtete sie zu ihrem alten Freunde Gottfried und klagte ihm weinend ihr Leid.

Dann tätschelte der Greis ihr Köpfchen und sagte freundlich: „Beruhige Dich, mein Lämmchen, mein armes Kind, er wird schon anders werden; der arme Blinde, sei gut gegen ihn, immer gut, das wird sein Herz rühren und er wird mit der Zeit schon einsehen lernen, daß alle Zufriedenheit eines Menschen, gleichviel ob er Glück oder Unglück erfahre, in seine eigene Hand gegeben ist. Denn je mehr der Mensch zu der Einsicht und Erkenntniß kommt, daß Gottes Liebe und Weisheit die Welt im Größten wie im Kleinsten regiert, desto glücklicher ist er, und dahin wird ja auch der arme Mensch kommen, obgleich er ein Blinder ist und die Herrlichkeit und Schönheit der Welt nicht sehen kann."

Seit Louise regelmäßigen Unterricht genoß, war sie auch weit mehr als früher mit ihrer älteren Schwester zusammen.

Die beiden Kinder lernten einander am Schultische eigentlich erst recht kennen und begannen den natürlichen geschwisterlichen Verkehr mit einander.

Lydia, der alles leicht ward und die alles leicht nahm, flatterte wie ein Schmetterling von Blume zu Blume, um Nahrung und Genuß für sich daraus zu ziehen, während Louise wie die Biene wirkend, in

schwererem Flug einen Vorrath sammelte, ohne eigentlich zu wissen warum und für wen.

Madame Wohlgemuth hielt es jetzt auch für nothwendig, daß die beiden Kinder Tanz-Unterricht bekommen, besonders da eben ein Lehrer in dieser Kunst zu erlangen war.

Auf den Gütern des Fürsten Platon Subow hielt sich nämlich ein Franzose auf, Monsieur Dutroussel, der in Ermanglung anderer Gewerbszweige sich das tägliche Brod durch Tanzunterricht erwarb.

Dieser Künstler ward denn nun berufen und erschien an einem Sonnabend Abends, um seine erste Lection zu geben.

Monsieur Dutroussel trug weißseidene Beinkleider und detto Strümpfe, Schnallenschuhe, einen lavendelblühfarbigen Rock mit gleichfarbiger Stickerei, gepudertes Haar und unter dem Arm einen kleinen Hut, der dort angewachsen zu sein schien, und obgleich er eine Viertelmeile gegangen war und in einem kleinen Nachen über den Strom gefahren, so war an seinem ganzen Anzuge weder ein Staubkörnchen noch ein Wassertröpfchen sichtbar. Monsieur Dutroussel schien über Land und Wasser hinweg zu schweben, ohne von ihnen befleckt zu werden.

Seine Schülerinnen wurden ihm vorgestellt und

er verneigte sich vor den beiden kleinen Mädchen so tief als wären es Prinzessinnen und empfahl sich der Wohlgewogenheit der Demoiselles auf das Angelegentlichste.

Dann bat er, daß sie die Gnade haben möchten, ihn mit ihrem besten Knixe zu beehren und bezeugte durch eine galante Verbeugung gegen Madame Wohlgemuth seine Zufriedenheit mit dieser Leistung.

„Ick werde nickt viel zu lehren aben, diese schönen jungen Damen," sagte er alsdann. „Der Schritt, die Altung und das Compliment seind die Auptsacken beim Unterricht von Dance, wollen Sie mir indeß die Ehr' erzeigen mir nackzumacken diesen Pas;" nach einer Viertelstunde schon verstanden die kleinen Mädchen die verschiedenen Tanzschritte ganz gut auszuführen, und schon zur nächsten Unterrichtsstunde brachte der Franzose seine Geige mit, und in dem Saal, wo im Winter die kleineren Gesellschaften waren, tanzten Lydia und Louise Menuette, Sarabande, deutschen langsamen Walzer, Malelote, Anglaise, Eccosaise, Française und all die anderen Tänze unserer Großmütter.

Da es indeß wünschenswerth schien, daß die jungen Damen auch Chapeaux bei ihren Tänzen hätten, so übernahm Magister Fisch das Tanzen mit der

Einen, Vetter Wilhelm ließ sich herab Clavier zu spielen, damit Monsieur Dutroussel die Hände frei bekam, um mit der Andern tanzen zu können, und während dieser Künstler mit vollständiger Grazie sein Miniaturdämchen führte, sang er die Andere beobachtend zur Melodie des Tanzes:

Eins, swei, drei,
Auf den Spitzen,
Auswärts Füße,
Kopf gerad!

Offenbar war Demoiselle Louison — wie er sie nannte — die begünstigte Schülerin des graziösen Franzosen, und dazu hatte er wohl einigen Grund, denn Louise gehörte zu denjenigen weiblichen Wesen, deren Bewegungen von Natur graziös und rhythmisch sind.

Sie war seit der Pockenkrankheit sehr gewachsen, und ihre niedliche biegsame Gestalt stand der ihrer älteren Schwester an Größe nicht nach, die ebenfalls geschickt uud graziös war; wenn es aber an dasjenige kam, was Monsieur Dutroussel poetisch die Seele der Grazie nannte, nämlich an das Compliment, so hatte er bei Lydia stets etwas zu tadeln. Bald sagte er: „Ei, ei, Mademoiselle sehn viel viel zu ockmüthig aus bei Compliment,“ bald tadelte er ihre Eilfertigkeit oder

er verneigte sich vor den beiden kleinen Mädchen so tief als wären es Prinzessinnen und empfahl sich der Wohlgewogenheit der Demoiselles auf das Angelegentlichste.

Dann bat er, daß sie die Gnade haben möchten, ihn mit ihrem besten Knixe zu beehren und bezeugte durch eine galante Verbeugung gegen Madame Wohlgemuth seine Zufriedenheit mit dieser Leistung.

„Ick werde nickt viel zu lehren aben, diese schönen jungen Damen,“ sagte er alsdann. „Der Schritt, die Altung und das Compliment seind die Auptsacken beim Unterricht von Dance, wollen Sie mir indeß die Ehr' erzeigen mir nacksumacken diesen Pas;“ nach einer Viertelstunde schon verstanden die kleinen Mädchen die verschiedenen Tanzschritte ganz gut auszuführen, und schon zur nächsten Unterrichtsstunde brachte der Franzose seine Geige mit, und in dem Saal, wo im Winter die kleineren Gesellschaften waren, tanzten Lydia und Louise Menuette, Sarabande, deutschen langsamen Walzer, Malelote, Anglaise, Eccosaise, Française und all die anderen Tänze unserer Großmütter.

Da es indeß wünschenswerth schien, daß die jungen Damen auch Chapeaux bei ihren Tänzen hätten, so übernahm Magister Fisch das Tanzen mit der

Einen, Vetter Wilhelm ließ sich herab Clavier zu spielen, damit Monsieur Dutroussel die Hände frei bekam, um mit der Andern tanzen zu können, und während dieser Künstler mit vollständiger Grazie sein Miniaturdämchen führte, sang er die Andere beobachtend zur Melodie des Tanzes:

Eins, swei, drei,
Auf den Spitzen,
Auswärts Füße,
Kopf gerad!

Offenbar war Demoiselle Louison — wie er sie nannte — die begünstigte Schülerin des graziösen Franzosen, und dazu hatte er wohl einigen Grund, denn Louise gehörte zu denjenigen weiblichen Wesen, deren Bewegungen von Natur graziös und rhythmisch sind.

Sie war seit der Pockenkrankheit sehr gewachsen, und ihre niedliche biegsame Gestalt stand der ihrer älteren Schwester an Größe nicht nach, die ebenfalls geschickt und graziös war; wenn es aber an dasjenige kam, was Monsieur Dutroussel poetisch die Seele der Grazie nannte, nämlich an das Compliment, so hatte er bei Lydia stets etwas zu tadeln. Bald sagte er: „Ei, ei, Mademoiselle sehn viel viel zu ockmüthig aus bei Compliment," bald tadelte er ihre Eilfertigkeit oder

den Mangel an Haltung, während er Louisens Knixchen stets ein Muster der Grazie und Anmuth nannte.

Etwas war an diesem Manne bemerkbar und streifte ans Wunder. Er trug stets dieselbe Kleidung in jedem Wetter, auf den weitesten Wegen und immer war sie von der scrupulösesten Sauberkeit.

Madame Wohlgemuth sah das zuerst. „Der Lump,“ sagte Vetter Wilhelm, „ist so pauvre, daß er nicht einmal ein Taschentuch besitzt, er führt als Surrogat dafür Seidenpapier in der Tasche.“

„Wo er nur eigentlich wohnen mag?“ sagte Herr Fisch.

„Na in der Judenschenke auf den Sabow’schen Gütern,“ entgegnete der Blinde, „ich habe das durch einige Kreuz- und Querfragen neulich aus ihm herausgelockt. Er ist geradezu ein Bettler in seidenen Hosen und Strümpfen.“

„Aber er trägt einen werthvollen Ring,“ meinte der Magister.

„Bah! böhmisches Glas in Tombak gefaßt wahrscheinlich,“ sagte der Blinde.

Magister Fisch aber schüttelte das Haupt und versicherte mit Bestimmtheit, daß dem nicht so sei, gewiß nicht. „Gestern noch,“ sagte er, „sah ich das Juwel genau. Der Franzose zog den Handschuh aus,

um eine Tasse Thee aus der Hand von Madame zu nehmen, da sah ich das Blitzen der Brillanten und zwar im Innern der Hand, er hat den Ring stets verkehrt auf dem Finger."

„Das ist wahr," entgegnete Wilhelm, „vorgestern hatte ich seinen Handschuh in Händen und fühlte im vierten Finger der linken Hand eine Ausdehnung wie von einem Stein, jedoch im Innern der Hand. Ich glaube übrigens, daß dieser französische Jammermann keine andere Mahlzeit in achtundvierzig Stunden hält, als die ihm hier als Imbiß vorgesetzt wird. Da er gewöhnlich ißt und trinkt, ehe noch jemand anders als meine Wenigkeit im Salon ist, so thut er sich keinen Zwang an und frißt wie ein ausgehungerter Rabe — er denkt, der Narr! ich könne ihn dabei nicht beobachten."

Louisens kleines Herz war bei dieser Erzählung gar schwer geworden. Sie hatte den Tanzmeister sehr lieb gewonnen, war er doch stets so gütig und freundlich gegen sie.

Das Herz, das schon gelitten, ist des Mitleids fähig, wenn es von fremden Leiden hört. Es that dem kleinen Mädchen so leid, so leid, daß der arme Mann hungern mußte, daß er, sich vor Wind und Wetter zu schützen, nichts besaß als seine dünnen,

armen seidenen Hosen, daß er kein trauliches Haus keinen grünen lieben Garten sein eigen nennen konnte. Sie studirte darauf was sie wohl thun könne, um ihm eine Freude zu machen, ihm ein wenig zu helfen, und sie fragte auch ihren alten Freund Gottfried um Rath.

„Der Franzose ist arm wie Hiob, das ist die Wahrheit!“ sagte der Alte, „ich weiß das vom Ochsenknecht drüben; aber er nimmt nichts geschenkt und borgt auch nicht, er bezahlt alle Sonnabend seine Rechnung bei dem Krüger und wäscht und plättet seine zwei Hemden selbst, bürstet seinen Rock, putzt seine Schuhe selbst und hat dann lithauische Bauernkleider an.“

Am Abend dieses Tages kaufte Louise vom Gelde aus ihrer Sparbüchse sechs feine Taschentücher und quälte Muhme Elsbeth, daß sie ihr zeigen solle, dieselben zu säumen.

Die Kleine hatte geschickte Händchen und ein liebevolles Herz, das sie zu Anstrengungen erkräftigte; als Monsieur Dutrouffel das nächste Mal nach Kybullen kam, und seinen grauen Rockelor im Vorzimmer aufhängte, wußte sie in die weite Tasche desselben die sechs Tücher zu praktiziren und sie hatte ein Zettelchen daran gesteckt und darauf ge-

schrieben: Es wird Herr Dutroussel sehr gebeten, diese Kleinigkeit als ein Andenken anzunehmen.

Sie hatte jetzt noch einen Traum, wußte aber nicht wie sie ihn ausführen sollte.

Weihnachten war nämlich vor der Thür und sie hätte dem Tanzlehrer gar zu gern ein oder zwei feine Oberhemden genäht. Dies zu thun ging aber ganz und gar über ihre Kräfte. Mama indeß hatte ähnliche Gedanken, der arme Franzose ward zum Christabend eingeladen und erhielt verschiedene sehr werthvolle Geschenke, darunter auch Wäsche.

Herr Dutroussel beschenkte die Familie ebenfalls, er hatte für Madame Wohlgemuth feine Ohrgehänge aus Pferdehaar geflochten, den Mädchen verehrte er zierliche Zeichnungen von Tanzschritten auf dem feinsten Velinpapier ausgeführt, Miniatur-Fußsohlen darstellend, die in die richtigen Pas aus einer Tanzfigur in die andere übergehen, er nannte sie choreographische Bilder; Herrn Wohlgemuth vortrefflichen Asternsamen, den ihm der Gärtner des Fürsten Subow, dessen Kindern er auch Tanz-Unterricht gab, geschenkt hatte, zur Zeit eine Novität unter den Blumen; dem Vetter Wilhelm sein sehr schönes Riechfläschchen von Bergkrystall und Herrn Fisch ein Exemplar von Molière's Tartüffe.

Der arme Franzose war so liebenswürdig dabei. Lydia warf die Zeichnungen weg, Louise aber hob sie sorgfältig auf, sie waren ihr ein Heiligthum, sie konnte sich deutlich die Mühe vorstellen, die der Arme sich gegeben, jeden seiner Gönner zu erfreuen, und das machte sie ihr so werth.

Das Neujahr, was diesen Weihnachten folgte, war ein seltsames, es bezeichnete zugleich den Antritt eines neuen Jahrhunderts, und Vetter Wilhelm, der von Berlin durch seine Mama stets die neuesten Bücher, Zeitschriften und Gedichte zugeschickt erhielt, ließ sich von Louisen ein Gedicht vorlesen, das mit den Worten begann:

Wie schön o Mensch mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige. ꝛc. ꝛc.

Und dann saß sie dabei und hörte zu, wie Magister Fisch und Vetter Wilhelm von dem Dichter dieser schönen Verse, Herrn Schiller, mit Entzücken sprachen und ihn mit einem andern berühmten Dichter, Herrn Göthe, verglichen.

Louise verstand von der göttlichen Dichtung, die sie eben, sorgfältig Punctum und Komma haltend, vorgelesen, gerade so viel, als früher vom verhärteten Gemüthe, aber die schönen melodischen Verse fielen angenehm in ihr Ohr. Sie las und hörte außer-

ordentlich gern Verse und Vetter Wilhelm gab ihr dazu häufig Gelegenheit.

Verse, selbst wenn sie sie nicht vollständig verstand, blieben auch mit Leichtigkeit in ihrem Gedächtniß haften und sie kannte eine Menge von Gedichten auswendig, die erst in weit späterem Alter ihr das wurden, was sie dem Herzen sein können.

Im Hause des Herrn Wohlgemuth ward der Sylvesterabend, an dem das alte Jahrhundert schied, äußerst feierlich begangen.

Es war große Gesellschaft eingeladen, es ward musizirt, Gedichte wurden declamirt. Herr Wohlgemuth gab den Leuten, die zum Gut gehörten, einen Schmaus und Musik. Lydia erschien als Engel gekleidet und sagte einige Verse, die Magister Fisch gedichtet, und dabei öffnete sie die Thür und ließ eine verschleierte Dame eintreten, die Blumen und Früchte und andere Kleinigkeiten unter die Anwesenden vertheilte, und das neue Jahrhundert vorstellte.

Louise, die schon überall gefragt, was das sei: Ein neues Jahrhundert? wurde dadurch nicht wenig belehrt und hatte die bestimmteste Vorstellung, daß jedes neue Jahrhundert ein junges Mädchen sei mit kurzer Taille und einem goldenen Gürtel darum, einem weißen und schwarzen Schleier und einem großen

Blumenkorb am Arme. Als sie diese Ansicht dem Vetter Wilhelm mittheilte, wollte er vor Lachen ersticken, warf sich in dem Canapee so heftig zurück, daß die Lehne krachte, und öffnete die Augen so schrecklich weit dabei, daß selbst Louise, trotz ihres mitleidigen Herzens, vor Grauen zitterte.

Sie hatte den alten Gottfried, Muhme Elsbeth, den Magister Herrn Dutroussel und den blinden Vetter gefragt, was ein neues Jahrhundert sei, keiner hatte ihr eine gehörige Antwort gegeben; Vetter Wilhelm aber erzählte jedem, mit dem er sprach, von Louisens neuem Jahrhundert und jeder lachte darüber, sogar der höfliche Franzose. Es war damals wie jetzt, leichter eine falsche Vorstellung zu verspotten, als sie zu berichtigen, und niemand dachte daran, daß es bei einem Kinde stets ein Beweis von Verstandesschärfe ist, wenn es sich zu jedem Wort, das es hört, einen Begriff macht, liege dieser der Wirklichkeit auch so fern als er wolle.

Man spricht von Erziehung und meint gewöhnlich, daß zwei Kinder gleichen Geschlechts, in einer Familie geboren und darin gemeinsam aufwachsend, auch eine gleiche Erziehung empfingen, nichts aber ist weniger wahr als diese Vorstellung. Lydia und Louise, zwei Schwestern, in einer Familie erwachsend, von



einem Lehrer unterrichtet, wurden doch so verschieden erzogen, als seien sie von einander durch den Erddurchmesser getrennt.

Lydia, das Spielzeug der jugendlichen Mutter, erhielt all dasjenige, was zum äußerlichen Glück gehört, ward in Allem unterwiesen, was die äußere Lieblichkeit und Anmuth eines Mädchens vergrößert.

Louise, von der Mutter vernachlässigt, ward durch ihre körperlichen Mängel zu einem gewissen innerlichen Leben geführt, das Verstand und Herz des kleinen Mädchens von Monat zu Monat mehr und eigentlich in ganz außergewöhnlicher Art bildete.

Ihre Freundschaft für den alten Schäfer hatte ihren Natursinn geweckt; der Umgang mit dem Blinden ihre Phantasie, den Sinn für Musik und Poesie; der französische Tanzmeister, der seine kleine Wohlthäterin abgöttisch liebte, gab ihr denjenigen äußern Schliff, den man sich in der Kindheit aneignen muß, damit er vollkommen natürlich sei, und der etwas pedantische Unterricht des Magister Fisch gewöhnte sie daran, ihre Aufmerksamkeit auch auf Dinge zu richten, die ihr schwer und uninteressant erschienen.

In dem Kinde entwickelte sich eigenthümlich, aber unaufhaltsam, die Knospe echtester tiefster Weiblichkeit, die, wenn sie zur Blüthe kommt, die schönste

Blume ist, welche die Erde hervorbringt; die aber leider nur zu oft erstickt, unterdrückt, verkrüppelt wird durch das, was man Erziehung zu nennen beliebt.

Am 25. März 1801 war Louise acht Jahre alt. Herr Dutroussel hatte zu diesem Tage hinüber nach Kybullen kommen wollen, aber er kam nicht, die Grenze war gesperrt, ein Schrecken ging durch das Land, der Kaiser Paul war in der Nacht vor diesem Tage in seinem Bette erdrosselt worden.

Damals flogen die Nachrichten noch nicht auf den Flügeln der gezähmten Blitze durch die Welt, es waren vierundzwanzig Stunden nöthig gewesen, um den Befehl der Sperre von Petersburg nach der Grenze zu bringen.

Rußland huldigte dem schönen, jugendlichen, liebenswürdigen Großfürsten Alexander. Die Welt nahm eine neue Gestalt an. —

Auch auf die kleine Welt, in der Louise lebte, wirkte jene schreckliche Begebenheit fühlbar.

Fürst Platon Subow, einer der Verschworenen, ward aus Petersburg verwiesen und auf seine Güter verbannt.

Fürst Subow bewohnte das stattliche Schloß, dessen Fenster im Sonnenlicht wie Gold jenseits der Memel glänzten. Fürst Subow suchte Zerstreuungen,

er ließ bauen, Gärten anlegen, Kanäle graben, er zog deutsche und französische Künstler und Gelehrte zu sich und hielt einen kleinen Hof auf seinem Grund und Boden.

Herr Wohlgemuth, der Grenznachbar des Fürsten, erhielt eine Einladung zu demselben, die sich späterhin oft wiederholte und auf die ganze Familie ausdehnte.

Fürst Subow hatte darum gebeten, ja er hatte es durchaus verlangt, daß sein deutscher Nachbar seine ganze Familie zu ihm brächte.

So sah denn auch Louise, der man ein Kleidchen von schwarzem Tafft mit rosa Schleifen gemacht hatte, den Mann, von dem sie so viel hatte sprechen hören. —

Vetter Wilhelm stand wie immer, wenn sie zusammen unter Menschen waren, hinter ihr, die flache Hand auf ihre Schulter gelegt.

„Beschreibe mir das Zimmer,“ flüsterte er ihr zu, während der Fürst sich laut in französischer Sprache mit Herrn und Madame Wohlgemuth unterhielt.

Es gehörte zu ihren unabänderlichen Verpflichtungen, dem blinden Vetter Alles und jedes Neue zu beschreiben, das sie zu sehen Gelegenheit hatte,

und da der Blinde sehr genau nach Allem fragte, so gewöhnte sie sich daran achtsam auf Alles zu merken.

Hier gab es recht viel zu sehen und Louisens große klare Augen wanderten aufmerksam von einem Gegenstande zum andern.

Außer der Familie Wohlgemuth und dem Fürsten war nur noch eine Person an der Tafel. Ein junger, sehr junger Mann in jener Tracht, die man damals à la Werther nannte.

Er hatte ein hübsches Gesicht, wenigstens schien es Louisen so, die ihm gerade gegenüber saß, und seine großen klaren blauen Augen hingen wie festgebannt an Lydia, die in einem Kleidchen von weißem ostindischen Mousselin mit hellblauen Schleifen wie ein leibhaftiger Engel aussah.

Als der Fürst die Tafel aufhob, trat der junge Mann zu Herrn Wohlgemuth und sagte:

„Würden Sie es mir erlauben das Gesicht Ihrer ältesten Tochter als eine Studie zu zeichnen?"

Madame Wohlgemuth, die neben ihrem Gatten stand, nahm das Wort für denselben und bejahte die Bitte des Fremden, der dadurch sehr erfreut schien. Schon am nächsten Tage fand er sich in Kydullen ein, wo außer ihm noch viele Gesellschaft versam-

melt war, der Herr Wohlgemuth ihn als den Maler Herrn Treufeldt vorstellte.

Viertes Capitel.

Aber der Krieg hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks. —
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.
Schiller. Braut von Messina.

Der junge Maler Herr Treufeldt war bald täglicher Gast in Kybullen. Er porträtirte die Familie und hatte Freude an jedem einzelnen Kopfe, da in der That sowohl Herr Wohlgemuth als seine Gattin schöne Menschen waren.

Die kleine Lydia malte er in den verschiedensten Stellungen, als Psyche mit Schmetterlingsflügeln, als Engel, als Elfe, und gefiel sich darin, immer neue Trachten, Draperien und Stellungen zu ersinnen, in denen er das schöne Kind betrachten und Andern zeigen konnte.

Vor allem machte es ihm Vergnügen kleine Bildchen zu zeichnen, in denen er das Porträt Lydia's mit dem des alten Schäfer Gottfried vereinigte, dessen schöner Greisenkopf ihm gleich am ersten Tage seiner Anwesenheit in Kybullen in die Augen fiel.

Herr Treufeldt war von dem Fürsten Subow engagirt, ihm bei der Decoration seines Schlosses behilflich zu sein. Er malte während seiner Anwesenheit bei diesem Magnaten zugleich ein schönes Bild, das für das Altarblatt des Klosters bestimmt war, welches auf polnischem Gebiete mit den Besitzungen des Herrn Wohlgemuth grenzte, und hielt sich manchen Tag in der Gesellschaft der Klosterherren auf, die den jungen deutschen Künstler schon darum sehr gern bei sich sahen, weil er eine ausgezeichnet schöne Stimme und sich bereit gezeigt hatte, bei musikalischen Aufführungen in der Kirche der frommen Väter mit zu wirken.

Da Wilhelm von Itzstein sich erboten hatte, seiner Cousine Louise Gesang-Unterricht zu geben, so sang denn nun das kleine Mädchen täglich eine Stunde mit ihrem blinden Vetter und in den nothwendigen Pausen der Uebungen mußte sie ihm erzählen, von allen möglichen und unmöglichen Dingen, die sie umgaben.

Sie war überhaupt jetzt mehr seine Führerin als Magister Fisch. Er liebte es, seine Hand auf ihre Schulter zu stützen und, neben ihr hergehend, mit ihr zu plaudern. Er liebte es, in ihren reichen Locken zu wühlen, oder ihren weichen Kindernacken zu streicheln. Er nannte sie sein Bräutchen und war so aufmerksam gegen sie, als wäre das Kind bereits eine Jungfrau.

Die Kleine fühlte und wußte bei dem Allen nur das Eine: Der Vetter war ein armer Blinder, der ihre Hilfe bedurfte und gern annahm. Sie selbst kannte kein größeres Vergnügen als sich hilfreich und nützlich zu zeigen, und so durch Gefälligkeit und Freundlichkeit sich die Liebe zu erwerben, die ihr nicht wie ihrer Schwester um ihrer Schönheit willen schon entgegen flog.

Louise führte Vetter Wilhelm spazieren, erzählte ihm von Blumen und Früchten, wie schön sie seien, wie passend jedes an ihnen von Gott eingerichtet sei, von dem Auf- und Untergang der Sonne und der Pracht der Morgen- und Abendröthe, und wie sie selbst in der Natur nichts anderes sah als das Prachtgewand Gottes, so konnte sie ihrem blinden Freunde auch nichts anderes darin zeigen. — Er pflegte dann wohl zu lächeln, manchmal auch in

seiner unheimlichen Weise zu lachen, aber er hörte ihr doch gern zu, und brachte sie immer wieder auf ihren Naturgott.

Uebrigens hatte sich der blinde Jüngling in sehr kurzer Zeit an Kybullen und seine nächsten Umgebungen gewöhnt.

Er konnte ohne Führer im Wohnhause und im Garten umher gehen, er erkletterte die alten Obstbäume mit der Dreistigkeit eines Sehenden, er sammelte Himbeeren und Erdbeeren, er besserte im Hause die Schlösser und machte tausend Dinge, bei denen man durchaus glauben mußte, daß zu ihrer Anfertigung das Augenlicht nothwendig sei.

Der alte Schäfer nannte ihn einen blinden Teufel und in der That, etwas Diabolisches lag in dem Wesen, in dem furchtbar entstellten Gesicht, in der verwegenen Geschicklichkeit des Blinden.

Das ganze Haus, ja die ganze Umgegend fürchtete ihn. Sein schneidender Witz war eine Waffe, die er ohne Rücksicht, ohne Gnade und Barmherzigkeit brauchte, und die jeden verwundete, während seine Blindheit und der daraus folgende Anspruch auf das Mitleid und die Theilnahme jedes menschlichen Herzens seine Gegner ihm gegenüber waffenlos machte. Nur ein einziges Geschöpf behandelte er

mit stets gleich bleibender Güte, und das war Louise, die ihrerseits eine aufrichtige Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, weniger um der Nachsicht willen, durch die er sie auszeichnete, als wegen der Belehrungen und Unterhaltungen, die das lernbegierige Kind in seiner Gesellschaft fand.

Draußen in der fernen Welt tobten die Donner des Krieges und ungeheuere Ereignisse schritten auf ehernen Füßen einher, freilich ohne unmittelbar die abgelegene Gegend zu erreichen, in welcher die Knospe des Menschenlebens keimte, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Während Napoleon Bonaparte in der Schweiz, in Italien, in Holland und Spanien Gesetze gab, die an allen Orten darauf abzweckten, ihn zum Kaiser und Herrn Europa's zu machen, lag der Frieden noch segnend über Preußen und auch in dem kleinen Thal am Memelufer blühten die Bäume, reiften die Aehren, gediehen die Heerden, wuchsen und erblühten die Kinder, während die Erwachsenen ihre Theilnahme an den Ereignissen der Außenwelt in lebhaften Gesprächen kund thaten, die nicht selten in offenen Zwist übergingen.

An einem milden Abende ging Vetter Wilhelm mit Louisen ein wenig jenseits der polnischen Grenze am Ufer der Swantowit spazieren. Die Soldaten

und Officiere der Grenzwachen ließen die ihnen genau bekannten Mitglieder der Familie Wohlgemuth stets ungehindert passiren.

Die Glocken der kleinen Klosterkirche läuteten, die Ufer des rauschenden Flüßchens waren bunt geschmückt mit Veilchen und Maaßliebchen, ein milder süßer Frühlingsabend lag über die Welt, und als die beiden Spaziergänger an das Plätzchen kamen, wo aus dem Schatten von vier jungen Linden ein Kruzifix hervorragte, wünschte der Blinde ein wenig auf dem Rasen zu sitzen.

„Vetter," sagte Louise, als sie zu seinen Füßen gelagert Veilchen zusammenband, um ihm ein duftiges Sträußchen zu schenken, „können Sie mir sagen, wen das Bild vorstellt, das so bleich und traurig hier an dem Holze hängt?"

Schon zuckte ein Lachen unheimlich über das Gesicht des Blinden, aber es kam nicht zum Ausbruche, denn der Ton, in dem das kleine Mädchen sprach, war so wehmüthig. „Es hängt hier von Wetter und Wind gepeitscht," sagte sie, „und ich kann das Bild kaum ansehen ohne Weinen; ich gäbe was darum, könnte ich die arme Gestalt hinlegen, daß sie ausruhe, und sie bedecken, daß Regen und Hagel ihr nicht ins Gesicht schlügen."

„Es war einer von den großherzigen Männern,“ entgegnete Wilhelm als sie schwieg, sich zu ihr niederbeugend, „die es versuchten ihre stockdummen Zeitgenossen zu belehren; dafür haben sie ihn dann natürlich ans Kreuz genagelt und ihn daran verbluten und sterben lassen. Daß Du aber noch nichts von ihm gehört, Du kleine Fromme, ist indeß ein wenig stark.“

„Erzählen Sie mir von ihm, Vetter Wilhelm,“ bat Louise.

Jetzt lachte er unaufhaltsam: „In der That, da wendest Du Dich an den Rechten, ha, ha, ha, ich bin der Mann, ein kleines Mädchen im Christenthume zu unterrichten, ich will Dir aber etwas sagen: Du bist ja eine fleißige Bibelleserin, schlag auch einmal das neue Testament auf, da wirst Du alles finden, was je von ihm geschrieben ward.“

Noch am Abende dieses Tages saß Louise mit Muhme Elsbeths Bibel am Tisch in der Kinderstube und las und las und eine ungeheure, ungeahnte Revolution ging in dem jugendlichen Herzen vor.

Sie verstand natürlich von dem was sie las nur so viel, als das einem Kindergeiste möglich ist, aber gerade der Kindergeist ist am empfänglichsten für die Lehren der Versöhnung, der Geduld und Liebe.

Ihr Herz schlug, als sie die Leidensgeschichte

las, in unendlichem Mitleid, sie weinte heiße glühende Thränen über die geistigen und körperlichen Leiden des Erlösers und bebte am ganzen Leibe, als sie las, wie Christus sich umgesehen beim Hahnschrei und den Freund, der ihn verleugnete, angeblickt.

Sie fühlte den ganzen Schmerz der Reue, die Petrus gefühlt haben mußte, sie fühlte die ganze Wonne der Verheißung, die das Herz des sterbenden Verbrechers durchzuckt haben mußte, als Christus ihm versprach: Heute sollst Du mit mir im Paradiese sein!

Das Nachtlämpchen, bei dem sie las, brannte düster, Lydia lag im tiefen sanften Schlaf, Muhme Elsbeth war unten in der Küche, denn es war große Gesellschaft bei den Eltern und die Hilfe der Alten war in diesem Departement gewünscht worden. So hatte Louise Zeit und Gelegenheit, sich ihrer Lectüre und den durch sie erregten Gefühlen hinzugeben.

Warum Christus gestorben, welche Lehren und welche Tröstungen das Christenthum an seinen Tod knüpfte, davon hatte das Kind auch nicht die leiseste Ahnung und bedurfte dessen auch nicht, um mit Mitleid und tiefer Liebe des großen Sterbenden zu gedenken.

Erst am Morgen nach einer fieberhaften Nacht fand der Gedanke an das Warum? und Wozu? des Leidens und Sterbens Christi Platz in Louisens Seele,

und mit diesen Fragen auf den Lippen ging sie zu dem Freunde, der jede ihrer Fragen zu beantworten pflegte und sie nie naseweis schalt, sie mochte fragen was und so viel sie wollte, zu dem alten Schäfer Gottfried.

Der Greis war im Felde, seine Heerde weidete die Brache ab, ein Stück Land, das sich vom Strom empor zog, bedeckt mit ganz kleinen Vergißmeinnicht, hellfarbigen Stiefmütterchen und jenen feinen weißen Blümchen, die der Landmann Hirtenlesche nennt.

Er saß in seinen blauen Mantel gehüllt unter einem mächtig großen wilden Birnbaum, der von weißen Blüthen bedeckt war, in denen Bienen surrten, und stricke Handschuhe. Die Schafe waren weit umher zerstreut und die beiden Hunde lagerten zu ihres Herrn Füßen.

Der Besuch seiner kleinen Freundin erfreute den Greis herzinnig.

„Bist lange lange nicht draußen bei mir gewesen, Liesehen," sagte er, ihr liebevoll in die Augen schauend, und setzte dann hinzu: „was hast auf Deinem Herzchen?"

Sie lehnte sich an ihn und sagte in Weinen ausbrechend: „Ich habe von Christus gelesen, diese Nacht, von seinem Leiden und Sterben, sag Du mir, Gottfried, warum mußte er sterben? warum mußte

sein Jünger ihn verrathen? warum ließ der liebe Gott zu, daß der beste aller Menschen so leiden mußte?"

Der Greis schüttelte den Kopf und sagte vor sich hin: „Hab's mir doch immer gedacht, daß es mal dazu kommen würde, daß Du mich nach diesen Dingen fragst. Ich weiß davon nicht viel, bin eben nur ein alter ungelehrter Mann, aber was ich darüber weiß und denke, das will ich Dir sagen. Ich glaube, daß Christus ganz aus freiem Willen starb, damit seine Schüler sehen sollen, daß es gar kein Leid und keine Qual auf der Welt giebt, die derjenige, der das rechte Herz hat, nicht mit Geduld, ja mit Freudigkeit und ohne sich irgend wie durch Murren oder Bitten zu verfehlen, ertragen könne. Auch starb er wohl, damit die, welche gesündigt haben und sich nun vor Gottes Strafe fürchten, glauben lernten, ein Anderer habe mit seinem Leib ihre Schuld gebüßt; und da mag's Manchem leichter ums Herz werden, wenn er an die Todesqual des unschuldigen Heilands denkt, und er findet den Muth mit seinem Leben von vorn anzufangen. Auch ist er wohl gestorben, um seinen Jüngern zu beweisen, daß er gar nicht König von Israel sein wollte, sondern um ihnen durch Lehre und Beispiel zu zeigen, wie man in allen

Verhältnissen auf der Welt, gleich viel wer einem befiehlt, so recht in allen Stücken tugendhaft sein kann. Sie reden jetzt auch so viel von Freiheit," setzte der Greis hinzu und blickte mit seinen dunkelbraunen Augen in die Ferne, die duftig und schimmernd jenseits des blauen Stromes lag, „und vergessen Eins, was doch jeder, der sich Christ nennt, wissen muß: Ein jeder ist frei, der da gerecht sterben kann!"

Der Alte schwieg und heftete seine Augen auf das Kind zu seinen Füßen, das mit tiefster Aufmerksamkeit seinen Worten gelauscht hatte.

Von dieser Zeit an hatten die Gespräche Louisens mit ihrem alten Freunde eine neue Wendung. Wenn er früher ihr nur Gottes Allmacht, Größe und Weisheit in der Natur gezeigt hatte, so bezog er sich jetzt auch häufig auf die Geschicke der Menschen und Völker und Jesus Christus ward in dieser Beziehung für Louise der Mittler zwischen Gott und Welt.

Das Kind, das einen tiefen Strom von Liebe im Herzen trug, für den sich kein Abfluß fand, da weder der blinde Vetter, noch der alte Schäfer, noch Magister Fisch oder Muhme Elsbeth Persönlichkeiten waren, an welche Louise sich mit der vollen Kraft ihrer Seele hätte anschließen können, da endlich ihre Eltern ihr sehr fern standen und die Schwester ein

ganz von ihr verschiedenes Wesen war, hing sich mit tief schwärmerischer Innigkeit an das Bild, das sie sich selbst von dem Erlöser, dem Weltheilande, machte, und trotz den rationalistischen Ansichten des alten Gottfried, trotz Wilhelms Spott und des Magisters offen zur Schau getragenem Atheismus, war Louise eine glühende schwärmerische Christin geworden, wenn anders das Christenthum in tiefer Liebe zum Heilande und dessen Lehren besteht.

Sie betete das Vaterunser Morgens, wenn sie erwachte und hatte sich, um es würdig zu beten, aus einem kleinen Tisch einen Altar gemacht, den sie täglich mit Blumen oder frischem Grün schmückte. Sie las mit einer Art von visionärem Entzücken in jeder Freistunde in der Bibel und sah gleichsam von innen alles das vor sich geschehen, was dort mit lebendiger Einfachheit erzählt wird. Der Tod Jesu mit seinen bittern Schmerzen war so sehr Gegenstand ihrer Theilnahme und ihres Nachdenkens, daß sie oft Viertelstunden lang und länger die Arme ausstreckte, um sich die Pein des Gekreuzigten zu vergegenwärtigen, und dann verfiel sie in heftiges Weinen, das bisweilen etwas Krampfhaftes hatte, auf das aber niemand merkte; denn das ganze Haus war anders beschäftigt und das unschöne Kind war

seiner Seele ein Gegenstand besonderer Theilnahme als eben dem Blinden, und wenn der die kleine Louise schluchzend und bebend fand, so hielt er das für nervöse Reizbarkeit, die eben bei einem kleinen Mädchen natürlich sei und bloß aus körperlichen Ursachen stamme.

Denn im Leben und Lernen war die Zeit allmählig dahin geflogen.

Napoleon war Kaiser geworden und kriegte mit der ganzen Welt und Berichte von seinen Schlachten und Siegen drangen in das entlegene Herrenhaus und riefen Debatten und Streit hervor unter seinen Bewohnern.

Vetter Wilhelm behauptete und Magister Fisch stand ihm bei, Preußen könne sich überhaupt nur erhalten, wenn es um jeden Preis die Gunst und Genossenschaft des französischen Weltherrschers festhalte, während Herr Wohlgemuth sehr eifrig wünschte, daß sein Vaterland alle seine alte Macht und Kraft entwickeln möge, um dem weiteren Umsichgreifen der französischen Macht einen Damm entgegen zu setzen.

Madame Wohlgemuth hatte, wie die meisten Frauen ihrer Zeit, gar keine Meinung und gar keine Theilnahme für alle diese Angelegenheiten. Sie glaubte, daß das nur die Männer anginge und daß es

eigentlich ein Mangel an Rücksicht gegen Damen sei, in ihrer Gegenwart so etwas zu verhandeln.

Lydia, jetzt ein bildschönes dreizehnjähriges Mädchen, theilte diese Ansicht ihrer Mutter, und wenn sie eintrat, schwieg auch gewöhnlich jedes Gespräch, das sich nicht direct auf sie, ihre Schönheit, ihre Toilette, ihre Unterhaltungen, auf Gesellschaften und dergleichen bezog.

Herr Treufeldt, der jetzt seit fünf Jahren zum Haushalte des verbannten Fürsten gehörte, hatte den beiden kleinen Mädchen Zeichnenunterricht gegeben, Monsieur Dutroussel aber war schon vor Napoleons Thronbesteigung nach Empfang eines Briefes, für den er über einen Thaler Postgeld bezahlt hatte, nach Frankreich zurückgekehrt.

Um dies möglich zu machen, hatte er ein schweres Opfer gebracht, er hatte den kostbaren Brillantring, der nach der Schätzung Leib Hillers, des jüdischen Krügers, der ein Kenner war, achthundert Rubel werth sein konnte, für hundert Thaler bei diesem versetzt.

Der Abschied des Franzosen von der Familie Wohlgemuth war ein sehr freundlicher gewesen.

Er dankte dem Gutsbesitzer so warm und so edel für alle Freundlichkeit, die ihm erwiesen worden, und

schien die Scham, mit der er früher seine Armuth verborgen, ganz und gar abgelegt zu haben; denn lächelnd sprach er von den überstandenen Entbehrungen, die er sonst so sehr verheimlicht hatte, ganz offen und ohne Rückhalt.

„Ihnen, meine kleine Freundin,“ sagte er unter anderem, indem er Louisens Händchen in seine beiden Hände nahm, „bin ich besondern und herzlichen Dank schuldig. Die Taschentücher, die sie mir gemacht und heimlich in meinen Rockelor gesteckt hatten, befähigten mich unter Menschen zu erscheinen und mir mein Bißchen Brod durch Tanzunterricht fernerhin zu verdienen, ohne daß ich mein einziges Besitzthum, meinen Ring, verkaufte, den ich, ein theueres Andenken an meine Familie, die der Revolution zum Opfer fiel, in sehr kurzer Zeit von meinem alten wackern Wirth einlösen werde. Sie, geehrter Herr Amtmann, übernehmen wohl die kleine Mühe, das Geld an Leib Hiller zu zählen und den Ring an die Adresse zu schicken, welche ich Ihnen mit dem Golde senden werde, sobald ich in meinem Vaterlande angekommen bin.“

Das hatte Herr Wohlgemuth versprochen und gehalten; denn schon zwei Monate nach der Abreise des Franzosen traf ein Geldbrief ein, in dem Herr Dutrouffel hundert Thaler nebst den Zinsen und noch

einem Geschenk von zehn Thalern an Leib Hiller, zehn Thaler als ein kleines Andenken für die Dienerschaft des Herrn Wohlgemuth und fünfzig Thaler als eine Gabe an das Kloster zur Vertheilung an die Armen der Gegend sandte und sehr artig bat, den Ring wohl verpackt und mit allen Sicherheiten versehen, die die Post bietet, nach Paris an den ‚Vicomte de St. Albans poste rest.' zu senden.

Das war denn auch geschehen. Der höfliche arme Franzose war, verdrängt von andern Erscheinungen, in dem Familienkreise vergessen worden und die Zeit ging ihren ruhigen Gang fort, ließ die Kinder wachsen, die Bäume blühen, die Früchte reifen, den Schnee fallen und machte aus Abend und Morgen, aus Sommer und Winter die Jahre, die leise hinrauschten über die Familienkreise, laut hindonnerten über die aufgeregte Welt.

Muhme Elsbeth hatte die Mädchen nähen und stricken, Filet knüpfen und Plattstich sticken gelehrt. Sie waren beide nicht ungeschickt, aber Lydia hatte mehr Lust zu feinen Arbeiten, und da es einmal hergebracht war, daß die schöne Tochter nur das that, wozu sie Lust hatte, so blieben die mühsameren und nützlicheren Arbeiten der jüngern überlassen.

Als eilfjähriges Mädchen mußte Louise der alten

Kindermuhme Wäsche nähen und ausbessern helfen, sie lernte im Absehen auch ein wenig schneidern. Das war zu jener Zeit eben nicht allzukünstlich. Man trug kurze Taillen, enge kleine Aermelchen und so enge Röcke, daß auch nicht ein Fältchen sich auf der Figur zeigen durfte. So ein Damenrock mit seiner Schleppe war eben geformt, wie eine umgekehrte Tüte, von der man die Spitze abgeschnitten, das breite Ende spazierte hinter der Trägerin her oder ward naiv mit einem Häckchen an den Gürtel befestigt. Das alte Verschen

Chemise und Hemd sind Eins
Aermel hat keins

bezeichnete ganz passend die Tracht der Zeit.

Lydia, deren Gestalt früh jungfräuliche Formen bekam, sah auch in jener unschönen Tracht schön aus, aber Herr Treufeldt, der Maler, machte sich trotzdem über die Mode, die die Nacktheit begünstigte, sehr lustig und von ihm eben hatte Louise zuerst jenes Reimchen gehört.

Louise, deren Geist sich in ihrer eigenthümlichen Umgebung mehr und mehr ans Denken gewöhnte, während ihre natürliche Herzenswärme in ihrer jungen Seele eine Fülle von Gefühlen entwickelte, war ein sehr ungewöhnliches Kind. Sie wäre ein sehr wun-

derliches Kind gewesen, ohne die frühe Anleitung Monsieur Dutroussels, der sie gelehrt hatte, in allen Gefühlsaufregungen, bei allem Nachdenken, bei Arbeit und Spiel, bei Lust und Schmerz, ihre äußere Persönlichkeit, in den Grenzen des Schicklichen und Anständigen zu halten.

Trotz der Pockennarben war auch Louise ein hübsches Mädchen oder vielmehr zur Zeit noch ein sich hübsch entwickelndes Mädchen. Sie war groß und schlank wie ihre Schwester, hatte die schönen sanften Augen der Mutter, aber in diesen Augen lag ein Ausdruck, der die Beschauer anzog und den man sowohl bei Madame Wohlgemuth als bei der weit schöneren Lydia vermißte, der aber kaum in das Gesicht eines zwölfjährigen Mädchens paßte.

Louise war kein Kind mehr, trotz ihres noch kindlichen Alters, denn sie dachte wie eine Jungfrau und fühlte wie eine solche. —

Die Zeit war ernst und furchtbar. Das deutsche Reich hatte aufgehört zu existiren und ein großer Theil desselben war in den Rheinbund verwandelt, an dessen Spitze auch der Herr der Welt, Napoleon Bonaparte, stand.

Rußland und Oesterreich hatten sich zum Kriege



gegen diesen verbunden gehabt und überall waren die Waffen des Weltherrschers Sieger geblieben.

Man hielt es für gewiß, daß auch Preußen seine Macht gegen den allmächtig Werdenden in die Wagschale des Krieges werfen werde. Herr Wohlgemuth war in diesem Fall zu jedem Opfer bereit. Vetter Wilhelm aber wußte besser, daß es Frieden blieb, er wußte es aus den Briefen seines Vaters, der, selbst ein leidenschaftlicher Verehrer Bonaparte's an den abwesenden Sohn Briefe schrieb, die oft Louisens junges, warm für ihr Vaterland schlagendes Herz empörten. Louise nämlich war jetzt wie sonst immer noch die treueste Gefährtin, die freundlichste Dienerin des Blinden, obgleich ihre Gefühle und Gedanken, je mehr sie sich bestimmt entwickelten, desto stärker von denen ihres unglücklichen Verwandten abwichen.

Indeß der Krieg brach doch aus, der Krieg mit allen seinen Schrecken, und wälzte sich, ein gräßlicher alles verheerender Lavastrom, auch jenen entlegenen Gegenden Ost-Preußens zu.

Prinz Louis Ferdinand hatte bei Saalfeld seine jugendlichen Verirrungen mit einem frühen Tode gebüßt, die Doppelschlachten bei Jena und Auerstädt waren geschlagen worden, die festesten Plätze Preußens

capitulirten, große versprengte Heerhaufen gaben sich rathlos ohne Schwertstreich gefangen.

Jedesmal, wenn die Nachricht eines neuen Unglückes in dem kleinen Familienkreise ruchbar wurde, saß Vetter Wilhelm mit seinem gewohnten unheimlichen Lachen unter seinen weinenden oder zürnenden Verwandten. Magister Fisch fluchte über den Corsen, den das Glück in toller Raserei auf seinen Schwingen zur höchsten Spitze der Macht erhebe. Louise, Lydia, Madame Wohlgemuth, Muhme Elsbeth und alle weiblichen Gäste, die sich in dem Herrenhause versammelten, zupften Charpie, bereiteten Bandagen und strickten Strümpfe für die armen Verwundeten und Kranken.

Das französische Heer und sein Kaiser waren in Berlin eingezogen und Friedrich Wilhelm der Dritte mit seiner trauernden Gattin, seinen kleinen Kindern und seinen Dienern nach Königsberg geflüchtet. Der Herzog von Braunschweig starb in Folge seiner schweren Verwundung auf seiner Flucht nach Ottensee.

Ein fürchterlicher jammervoller Winter breitete sein Leichentuch über die Erde und Blut und Thränen flossen reichlich auf dieselben.

Auf der Wohlgemuth'schen Familie lag nicht

nur das allgemeine Landesunglück, sondern auch noch mancher besondere Kummer.

Die Getreidepreise waren gefallen, der Grundbesitz, besonders in Gegenden wie die, wo Wohlgemuths Gut lag, fast gänzlich entwerthet.

Die Kriegslawine wälzte sich dem einst so heitern friedlichen Herde näher und näher. Rußland und Preußen waren zwar Verbündete, aber die Polen, von Napoleon Wiederherstellung ihrer Nationalität hoffend, standen in vollem Aufruhr. In Posen hatte General Davoust zwei preußische Beamte niederschießen lassen, die für den König die Kassen zu retten versucht.

Bedeutende königliche Kassen befanden sich in Rybullen, ein Grenzzoll- und Grenzsalzamt, die Depots derselben sollten nach Rußland an den General Miloradowitsch abgeliefert werden zur Disposition für den unglücklichen König, im Fall es nöthig würde, daß er mit seiner Familie den Niemen überschreiten müsse.

Pillau und Magdeburg, Stettin und Glogau capitulirten, und nur in Graudenz und Colberg thaten Commandant und Garnison ihre Schuldigkeit.

Kein Tag verging ohne eine Trauerbotschaft, keine Nacht nicht ohne die ängstliche Aufregung, ob

auch der Feind näher sei, als man glaube, und plötzlich hereinbrechen werde.

So war der Februar herangekommen und brachte düstre Regentage. Louise trat aus dem Wohnhause und ging zu ihrem alten Freunde Gottfried, in dessen Gesellschaft sie immer noch so gern wie als kleines Kind war. Sie sollte ein Packet Charpie abholen, das er gezupft hatte und das mit andern Dingen am nämlichen Tage nach Königsberg geschickt werden sollte.

Der Greis saß unter seinen Thieren, sein Hund hatte den Kopf auf seine Knie gelegt und zitterte von Zeit zu Zeit.

„Hören Sie nichts, Mamsell Louise, mein Kind?“ fragte er die Eintretende.

„Was sollte ich hören, Alter?“

„Der Feind ist nicht allzuferne,“ sagte der Schäfer, „und eine große Schlacht wird in diesem Augenblick geschlagen. Der Kanonendonner ist zu hören! geben Sie Acht! da, lehnen Sie Ihr Ohr her an den Pfeiler, so werden Sie es gewahr werden.“

Louise that, was der Greis sagte. Allerdings hörte sie eigentlich nichts, aber der Pfeiler schien von Zeit zu Zeit zu beben.

Der Alte faltete seine braunen Hände. „Beten

Sie, mein liebes Kind," sagte er besorgt, „Tausend Mutterkinder treten in dieser Stunde unter Schmerz und Jammer vor Gottes Richterthron. O Gott! Gott! Du mein Herr Gott, und wenn die Nacht kommt, werden Sie auf dem Schnee liegen, verblutend, sterbend, ohne einen Tropfen Wasser, den Durst zu stillen, ohne einen Freundestrost, den Himmel mit seinen grauen Wolken als einzige Decke über sich. O Du allerbarmender Gott, und ich habe auch zwei Söhne darunter!"

Er lehnte seinen silberweißen Kopf von Neuem an den Pfeiler und horchte mit allen Zeichen heftigster Gemüthsaufregung.

„Mein gnädiger Herr, der Fürst Erdmann von Pückler, hat eine Landwehr daheim im Schlesigerlande errichtet. Wenn alle die Großen und Vornehmen dächten wie er; an uns armen Leuten würde es auch nicht fehlen, jeder giebt gern sein Blut und Leben für unsern wackern König und die schöne holdselige Königin; aber es ist faul da oben, faul, Mamsell Louise, und Gottes Gerichte müssen kommen. Heuchler und Lügner sind um den König, es muß erst alles in Trümmer fallen und verwesen, daß ein neuer Bau aufgeführt werden und neue Saat wachsen kann."

In diesem Augenblick sah Louise den blinden Vetter auf den Arm des Magisters gestützt aus der Hausthüre treten.

„Ein Erdbeben oder Kanonendonner,“ sagte der erstere, indem er rasch über den Hof ging, „kein Zweifel kann darüber obwalten. ’s ist ein eigener Ton!“ Er streckte bei diesen Worten die Arme aus und rief mit seiner lauten sonoren Stimme:

„Bataillonen niederwälzt der Tod!“ und Louise in seiner Nähe hörend sagte er: „Ach, da bist Du, Louise! komm zu mir, wir können, wenn’s Glück gut ist, in achtundvierzig Stunden die ersten Franzosen hier haben.“

Louise weinte heftig.

„Nun das wird Dich wohl nicht betrüben, die französischen Officiere sind alle wahre Bajards, Ritter ohne Furcht und Tadel, tragen schöne Uniformen, tanzen und charmiren, sie bringen das goldene Zeitalter für alle Mädchen mit sich, und Du, Louise, bist auch eins.“

„O Vetter, Vetter!“ rief das junge Mädchen unter rinnenden Thränen, „können Sie scherzen, während nicht all zu fern von uns vielleicht so viele Freundesherzen brechen?“

„Ich scherze nicht, ganz und gar nicht, wo die

Franzosen noch hingekommen, sind sie von den Damen besonders als Freunde empfangen worden. Ah, ich glaube, wir bekommen ein hübsches Schneegestöber? wenn es da wo man kämpft auch so ist, so giebt das einen Zuwachs zu den Annehmlichkeiten dieses schönen Tages."

Es war dem Mädchen nicht länger möglich, in das höhnische Gesicht des Blinden zu sehen und auf seine wüsten Worte zu hören. Mit ihrem Charpie-Bündel beladen eilte sie über den Hof zu Mama und Lydia, die mit einigen Damen aus der Nachbarschaft Bandagen hefteten.

Lydia war bleich wie ein Marmorbild. Die Mutter weinte.

Herr Wohlgemuth trat in das Familienzimmer und rief seine Gattin.

Sie kehrte bald zurück und sagte unter Thränen: „Mein Mann hält es für nothwendig, daß ich meinen Schmuck und unser bestes Silber ihm übergebe, damit er es vor Ankunft des Feindes möglichst in Sicherheit bringe."

„Wir haben auch schon das unsrige vergraben," sagte die Frau des Grenzzoll-Inspectors.

„Es soll das aber von keinem Nutzen sein bei diesen Franzosen," meinte die Frau des Ober-Salz-Inspec-

tors, „sie finden in Kellern und auf den Böden, unter den Dachziegeln, in den Blumentöpfen und überall das Verborgene auf. Ein armer Bauer hatte sein Bißchen Gold ins Storchnest versteckt, da meinte er es sei ganz sicher, aber ein kleiner französischer Tambour verlangte, so wie er nur ins Haus trat, eine Leiter und sagte: Ick will nur sehen in den Nest von der Vogel, so Vogel legt sehr oft goldne Eier, ick hab schon mehr als einmal solche herausgeholt! — und so stieg er denn hinauf und nahm das Versteckte und lachte den armen Bauer, der es so klug gemacht zu haben glaubte, noch brav aus —“

Man aß zu Mittag, es ward Abend und wieder Morgen und der Kanonendonner dauerte fort.

Am nächsten Tage kam eine Extrapost in den Hof gefahren. Ein Paar russische Soldaten saßen auf dem Bock des Wagens, ein Paar andere hinten. Ein Gemurmel durchlief das ganze Haus Wohlgemuth, man brachte den ersten Verwundeten von der Schlacht bei Eylau.

Die Soldaten hoben ihn aus dem Wagen. Er ward dabei ohnmächtig.

Der alte Gottfried half tragen, er hatte sein Verbindezeug schon in der Tasche seines blauen Mantels. Man legte den bewußtlos Leidenden auf das

hübsche Sopha im Gesellschaftszimmer. Louise holte warmes Wasser, Essig, Wein und stand bebend neben dem alten Freunde, als er die Wunde untersuchte.

„Es ist nicht zum Tode mit ihm," sagte der Greis, „es ist nur ein Streifschuß, der ihm das Fleisch vom Brustknochen weggerissen hat, die Kugel ist nicht in der Wunde."

Während Gottfried den Verband anlegte, öffnete der bleiche Jüngling seine Augen. Seine Leute standen um ihn, einer derselben, ein großer schlanker Mann, in der Uniform der preobratschinskischen Garde, wendete sich an Herrn Wohlgemuth und sagte: „Sobald der Herr Fürst wieder den Transport ertragen kann, müssen wir ihn über die Memel schaffen. Die Franzosen sind uns auf dem Nacken, können jeden Tag, jede Stunde auch hier eintreffen, und unser junge Herr will lieber beim Transport sterben, als gefangen werden."

„Wer ist Ihr Herr?" fragte Herr Wohlgemuth.

„Der jüngste Fürst Dolgorucki, eben als Lieutenant in die Garde getreten, wir alle sind Leibeigne von seinen Gütern und gehören zu seiner speciellen Bedienung."

Allmählig erholte sich auch der Leidende so weit, um einige Worte zu stammeln, die die Bitte ent-

hielten, ihn jedenfalls über die Memel zu schaffen, damit er nicht in die Hände der Franzosen geriethe.

„Stehen unsere Angelegenheiten so schlimm, daß wir den Feind hier an der entlegensten Grenze des Landes erwarten müssen?“ fragte Herr Wohlgemuth trüb.

„Preußen existirt nur noch durch die zweifelhafte Großmuth des französischen Kaisers,“ sagte der Verwundete matt. „Nach der Schlacht bei Eylau ist Ihr König mit seiner Familie nach Memel geflohen. Königsberg ist in den Händen der Franzosen, und jeden Tag können wir erwarten, daß sie Anstalten machen werden, auch den Niemen zu überschreiten.“

Ein allgemeiner Jammer schien sich der ganzen Familie zu bemächtigen, nur Vetter Wilhelm ging mit seinem gewöhnlichen Lächeln auf der bleichen Lippe, die leblosen Augen weit geöffnet durch die Zimmer, setzte sich endlich ans Klavier und spielte und sang

Fanchon laß die Leyer klingen ꝛc.

Der alte Schäfer, der von dem Verwundeten kommend durch die Clavierstube ging, sah ihm ein Paar Augenblicke zu und sagte dann:

„Machen sie nicht Musik, junger Herr! Wenn sich Gott zeigt in seiner Allmacht, wenn ein Gewitter

am Himmel steht, wenn der Tod im Hause ist, da soll man nicht singen; und das, was jetzt über uns kommt nach Gottes Willen, ist ein Gewitter, das viele Tausende tödten wird."

Lydia und Louise erhielten beide vom Herrn Wohlgemuth den Befehl, in dem Krankenzimmer des jungen Russen ab und zu anzufragen, ob man etwas bedürfe.

Der Jüngling hatte sich nach Anlegung des Verbandes merklich erholt, des alten Schäfers Kräuterbalsam that ihm gut. Er schlief ruhig, trank von Zeit zu Zeit Limonade und sprach in gutem reinem Deutsch seinen Dank aus für die Freundlichkeit, die man ihm erzeigte. — „Als wir ins Feld zogen," sagte er endlich mit schmerzlichem Lächeln, „wünschte ich so sehr verwundet zu werden — nun mein Wunsch ist erfüllt, aber er war sehr thöricht."

Man bereitete Abends eine Art Sänfte zu seiner Fortschaffung. Die Russen bewiesen sich dabei äußerst geschickt und anstellig, und als das Transportmittel, das man für das beste unter den obwaltenden Verhältnissen hielt, fertig war, legte man den Leidenden in Betten wohl verpackt hinein, ein Spitzprahm war bereit und mit herzlichen Wünschen für sein Fortkommen und seine Genesung geleitete die Familie

ihn bis zum Stromufer und sah das Fahrzeug im Mondenschein die mit einzelnen Eisschollen bedeckten Wellen durchschneiden und kehrte traurig und voll trüber Ahnungen zurück in die bedrohte Heimath. —

Die Furcht vor dem Feinde erwies sich indeß noch für einige Zeit grundlos. Die französische Armee rückte nicht weiter vor, man sprach von Friedensunterhandlungen und ziemlich günstigen Bedingungen, die Napoleon dem flüchtigen Könige von Preußen gestellt, wenn er einen Separatfrieden schließen wolle, und in der Familie Wohlgemuth stritt man sich eifrig, ob der König diesen Schritt thun würde oder nicht.

„Er wäre ein Narr, wenn er die günstige Gelegenheit, sich mit einem Stückchen seines Landes aus dieser Klemme zu ziehen, nicht benützte,“ sagte Vetter Wilhelm. „Eine aufgelöste Armee, erschöpfte Kassen, alterschwache, thörichte, zum Theil verrätherische Generale, ein zerrüttetes Land, der größte Feldherr seines Jahrhunderts ihm gegenüber — da wird er hoffentlich den Zustand seiner Unterthanen, nicht seine ritterliche Freundschaft für Alexander zu Rathe ziehen.“

Es war ein trauriger und schauriger Winter, der über dem Lande seinen Eismantel ausbreitete. In die Familie Wohlgemuth aber brachte er dennoch manche frohe Stunde. — Die Memel stand, und

ein lebhafter Verkehr begann zwischen hüben und drüben. Der junge Fürst Dolgoruki erwartete seine Genesung im Hause Platon Subows und wünschte die Pflege des alten Schäfers, der alle Tage hinüberging die rasch heilende Wunde zu verbinden.

Wöchentlich wenigstens zweimal speiste Herr Wohlgemuth mit allen Seinen beim Fürsten, wo dann der Genesende auf seinem Sopha ein Mitglied und zwar ein sehr heiteres Mitglied der Gesellschaft bildete.

Platon Subow liebte Musik, und Vetter Wilhelm, Louise und Herr Treufeldt, unterstützt von der nur aus Leibeigenen bestehenden Capelle des Fürsten, gaben hübsche Concerte.

Da erklangen denn Mozarts, Glucks und Beethovens Melodien, da hörte man Joseph Haydns fröhliche Tondichtungen und die etwas vergänglicheren wenn gleich anmuthigen Melodien Himmels, die Vetter Wilhelm besonders liebte. Die deutsche Musik bildete einen Mittelpunkt, eine geistige Standarte, um die sich deutsches Sein und Wesen sammelte. Auch in Herrn Wohlgemuths Hause ward viel musizirt, dort hielt man die Proben, und eine Masse von deutschen Familien versammelte sich, um den lieben vaterländischen Klängen zu lauschen. Die deutschen

Prediger der Nachbarschaft, die Grenzbeamten, einige deutsche Domainen-Pächter und viele andere.

Um die sich früh entfaltende bildschöne Tochter des Hauses sammelte sich bald eine Schaar von Männern und Jünglingen. Louise, um zwei Jahre jünger als ihre Schwester, wurde von den Anwesenden gewissermaßen nur als die Verkörperung ihrer Stimme betrachtet.

Sie war daran gewöhnt, sie fand es natürlich und fühlte sich weder zurückgesetzt noch gekränkt, wenn alle Eintretenden fast ohne sie zu sehen an ihr vorüber und zu dem Platz flogen, wo Lydia neben der Mutter saß.

Fürst Dolgoruki, der im Schlitten und gut verpelzt fleißig über die Memel kam, war der eifrigste von den Anbetern der kaum vierzehnjährigen Schönheit, der englische Oberstallmeister Maidstone stand ihm nur wenig nach, und Herr Treufeldt, der Maler, hatte oft schon erklärt, daß nur das Erblühen dieser jungfräulichen Rose ihn fort und fort in einer so entlegenen Gegend fessele.

Lydia hatte für jeden ein Lächeln, für jeden ein freundliches Wort, sie kannte die Art, die Weise, den Gedankengang jedes Mannes, mit dem sie sprach, in sehr kurzer Zeit und wußte durch geschicktes Schwei-

gen und gut angebrachte einzelne Ausrufungen nicht nur den Glauben bei Allen zu veranlassen, daß sie vielen Geist habe, sondern auch jedem Einzelnen das stolze Bewußtsein zu geben, daß sie mit ihm gleiche Ansichten und Gedanken hege.

Ihre große Jugend verpflichtete sie fast in Gesellschaft keine eigene Meinung zu äußern, und sie wußte es so zu leiten, daß jeder der Männer, den sie zu ihrem Sklaven gemacht, sich zum Lehrer und Erwecker dieser jungfräulichen Seele berufen hielt.

Nur eine Person war es im ganzen Familienkreise, in der ganzen kleinen Welt, mit der die Schwestern lebten, welche die Unschöne der Schönen vorzog, und dieß war Vetter Wilhelm.

Für ihn existirten die zarten Farben nicht, die Lydia's Wangen nur mit dem Kelch der Moosrose theilten; er sah nicht das leuchtend goldige Braun ihrer reichen Locken, die sie nach der Mode der Zeit à la titus kurz geschnitten trug; nicht die blendenden Perlzähne, die zwischen den halboffenen Lippen hervorschimmerten; nicht diese Wunderaugen, deren feuchten Glanz die seidenen Wimpern verdeckten.

Dafür aber sah er etwas anders, etwas wofür alle die vielen sehenden Augen um Lydia blind waren:

Er sah das Spiel, das die junge Kokette mit allen Männern trieb, die in ihre Nähe kamen.

Selbst Magister Fisch fühlte sich ein wenig geblendet von der aufblühenden Schönheit Lydia's und sprach in Gegenwart seines blinden Schutzbefohlenen mit demjenigen Enthusiasmus von ihr, dessen er fähig.

„Sie ist so lernbegierig, so achtsam, sie ist so kindlich rein, ein wahres Bild der Unschuld," sagte er, als sie einst es der Mühe werth gehalten, an einem Abend, wo die Familie nur wenig Besuch gehabt, ihn zum Vorlesen einer Stelle aus der nouvelle Heloise zu veranlassen, von der ein Paar Tage vorher Fürst Dolgoruki mit ihr gesprochen.

„Pah! eine schöne Unschuld das, die Euch alle alte und junge Narren an der Nase herum führt," entgegnete Vetter Wilhelm mit seinem garstigsten Lachen. „Sie werden einen niedlichen Herkules abgeben, Magister, am Rocken dieser unreifen Omphale. Beim Teufel, Fisch, Sie sind blinder wie ich, wenn Sie nicht sehen, weß Geistes Kind das vierzehnjährige Mädchen ist. Sie graut sich vor mir, das weiß ich, ich fühle, daß sie zittert, wenn ich in ihre Nähe komme, und doch ärgert sie sich zum Bersten, daß ich ihre Schönheit nicht bewundre, nicht zu ihren Füßen

schmachte. Wenn ich nicht andere Gedanken hätte, die mir wichtiger sind, Magister, ich wollte bloß dadurch, daß ich mich nicht um sie kümmere, dieß alberne Ding dahin bringen, daß sie sich mir, dem garstigen Blinden, an den Kopf würfe. Ihr seid alle dumm, alle mit einander; von Ihnen, Fisch, einem deutschen Magister, wundert mich das nicht, aber alle sind es, Russen, Pollaken und Engländer, die mit dem Dinge in Berührung kommen. —"

„Sie würden nicht so hart von dem schönen Kinde sprechen, wenn Sie es sehen könnten, Wilhelm," sagte der Magister.

„Dummes Zeug!" rief der Blinde, „was ist Weiberschönheit? woraus besteht sie? Unter der zartesten Haut liegt ein grinsender Schädel. Ein Weib soll dem Mann Stütze, Helferin sein, soll es verstehen, ihm das Leben angenehm und bequem zu machen, soll ihm Genuß geben und endlich seine Kinder beaufsichtigen und pflegen, bis sie kräftig genug sind in andere Hände zu kommen. Eure sogenannten Schönheiten macht Ihr zu Götzenbildern, vor denen Ihr kniet; was wird hernach aus ihnen, wenn das rothe Blut aus ihren Wangen gewichen und die seidenen Haare sich versilbert? Ich sag's Ihnen, Magister, ich wäre längst von hier fort, längst, wenn mich nicht ein

großer Zweck an das Nest fesselte: ich ziehe mir hier eine Frau. Das jüngere Mädchen, das wird ein Weib, ein echtes, und das soll mein Weib werden, und es soll mich lieben, vergöttern, auf Händen tragen, soll mit mir, wenn's Noth thut, heimlich davon gehen, mit mir hungern und betteln, wenn's sein müßte. Sie helfen mir hier alle, als ob sie sich dazu verabredet hätten, mir den Brillanten in die Hände zu spielen, der jetzt schon prächtig ist und alle Tage herrlicher geschliffen wird." Er lächelte vor sich hin und drückte einen Kuß auf die Spitze seines Zeigefingers, wie er zu thun pflegte, wenn ihn etwas recht entzückte. „Für mich ist sie schön genug diese schlanke Elfe," fuhr er dann fort, „und was wird sie erst sein, wenn die Blume sich aus der Knospe gedrängt! Ach, und ich werde ihre erste Liebe sein, wahrhaftig die erste; der Gedanke daran, ein Geschöpf wie Louise mit Leib und Seele zu besitzen, alles, alles von ihr zu haben, jeden Schlag ihres Herzens, jeden Gedanken ihres reichen Geistes, jedes Wallen ihres warmen Blutes, könnte Einen mit der Blindheit versöhnen."

Fünftes Capitel.

Und glaube, jedes Erdenloos
Ist für die Furcht zu klein,
Doch herrlich ist es, menschlich groß,
In Leiden stark zu sein.

Marie Harrer.

Und wieder war es Lenz geworden, der traurige Lenz des Jahres 1807. —

Die Friedensunterhandlungen hatten sich zerschlagen, das Land war bis zum Pregel mit französischen Truppen gefüllt. Danzig capitulirte. Jeder Tag brachte neue Schmach, neuen Jammer über Preußens Volk und Land. In der Familie Wohlgemuth indeß war alles noch unverändert und das war unzweifelhaft das Beste, was man in jener Zeit sagen konnte; denn jede Veränderung war eine Verschlechterung und jede Neuigkeit eine schlimme Nachricht. Der Umgangskreis unsrer Freunde hatte sich seit dem Winter noch um eine Person vermehrt. Ein weitläufiger Vetter Wohlgemuths hatte in dem nächsten deutschen Kirchdorfe die Stelle des zweiten Predigers angenommen. Er hieß Martin Wohlgemuth, war ein blasser Mann mit großen dunkeln Augen, und man nannte ihn in der Familie gewöhnlich bei seinem Titel: Kantor; denn zu jener Zeit war

in diesen Gegenden der Nachmittagsprediger zugleich Schullehrer der meist sehr zerstreut lebenden deutschen Gemeinde. Kantor Wohlgemuth kam wie Jedermann, der das gastliche Haus erreichen konnte, tagtäglich zu seinem Vetter, aß, trank und schlief dort, wenn ein rauher Abend ihn überraschte und saß dann meist schweigend in der lachenden Geselligkeit und seine großen Augen hingen mit ernstem Ausdruck an Lydia's schönem Gesichte.

Es war Ende Mai. Die Nachricht von der Capitulation Danzigs hatte alle Gemüther verstimmt und ein regnerischer Tag bannte die Familie ins Zimmer.

Vetter Wilhelm hatte sich ans Clavier gesetzt und mit leichter Hand einzelne Accorde anschlagend und sie von Zeit zu Zeit in liebliche Melodien vereinend, plauderte er mit Louisen, deren Nähtisch dicht neben seinem Platz am Flügel in der Fensterecke stand.

Lydia saß mit der Mutter und der Frau Zoll-Inspectorin auf dem Sopha und der Kantor hatte sich zu ihnen gesellt und las ihnen die Königsberger Zeitung vor.

„Louise," sagte der Blinde leise, „wie sieht Dein neuer Verwandter aus?"

„Ein wenig sonderbar, Vetter Wilhelm, der Ausdruck seines Gesichts ist so unbeschreiblich traurig, daß mir die Thränen in die Augen treten, wenn ich ihn ansehe.“

„Er ist ein Vaterlandsschwärmer,“ meinte der Blinde und warf die Lippe dabei empor, „einer der seltsamen Leute, die da meinen, das Stück Land, auf dem sie zufällig geboren, sei das trefflichste, großartigste auf Erden. Die Chinesen sind darin die klügsten Leute und die consequentesten, sie nennen ihr Land ganz einfach und sicher den Mittelpunkt des Weltalls. Der Herr Wohlgemuth betrübt sich, daß sein Reich der Mitte so arg von diesen Franzosen und ihrem corsischen Kaiser durchgewichst wird. Neulich hörte ich ihn sagen, er beschäftige sich mit den Mitteln, dem ins Land kommenden Feinde die Kriegsvorräthe zu entziehn. Wahrhaftig eine passende Beschäftigung für einen christlichen Priester, der allgemeine Menschenliebe lehren und üben soll. Wie ist denn Lydia gegen den Trefflichen?“

„Freundlich wie gegen alle, —“

„Neulich sprach sie mit ihm, ich hörte ihnen zu, obgleich sie sich's nicht dachten. Der Phantast, der ist auch in Deine schöne Schwester verliebt. Er war eine Hingebung und so salbungsvoll wie eine Po-

madenkruke. Sie that sehr freundlich und ermuthigend — 's ist ein satanisches Ding, die Lydia mit ihren vierzehn Jahren, die gewiegteste Kokette, die mir noch vorgekommen — der Herr Kantor Wohlgemuth wird einen schönen Schreck kriegen, wenn er gewahr wird, daß sie, die Hexe, eben mit Jedermann wie mit ihm thut."

„Aber, Vetter, was tadeln Sie denn an Lydia?"

„Ich? ei nichts! mir ist sie eben recht wie sie ist, aber hätte ich Dich nicht hier, würde ich ihr zeigen was ein Mann ist! Solch ein Teufelsweib wie diese Lydia müßte einmal an Einen kommen, der von ihrer süßen Stimme und ihren noch süßeren Blicken nicht gleich wie ein Narr betrunken wird, sondern nüchtern und ruhig neben ihr stehen bleiben und sie durch die Kraft seines Willens so zügeln, so beherrschen kann, daß sie parirt wie ein wohldressirtes Pferd."

Es fand sich allmählig mehr Gesellschaft ein; auch Herr Treufeldt kam und schloß sich an den Damenkreis an.

Er hatte sich hinter Lydia gesetzt, da er neben ihr keinen Platz fand, und versuchte auf mancherlei Weise das schöne Mädchen in ein ausschließliches Gespräch zu ziehen. Lydia aber war Kosmopolitin,

ihr Lächeln, ihre Worte, wurden stets mit großer Sorgsamkeit gleichmäßig unter die Anwesenden vertheilt, keiner ihrer Anbeter konnte sich beklagen zurückgesetzt zu sein, aber keiner durfte sich einer besondern, ihn auszeichnenden Gunst rühmen.

Herr Wohlgemuth kam erst Abends zur Gesellschaft, er brachte den Ober-Zoll-Inspector mit, beide waren, das wußte man, jenseits der Memel gewesen, um einen neuen Geldtransport, der auch auf wunderlichem Wege der königlichen Kasse zugeflossen, an den Bevollmächtigten des russischen Generals Miloradowitsch zu liefern.

Vom Ausfluß der Memel war nämlich am selben Tage ein Steuerbeamter, Herr von Mäusewitz, aus dem Flecken Ruß, per Kahn in Rybullen angelangt und hatte seinen Kassenbestand, fünfzehn tausend Thaler, sammt den laufenden Jahres-Rechnungen an die Grenzbeamten zur weiteren Verfügung überliefert.

Auch er fand sich bei der Gesellschaft ein, ein ehemaliger Officier von veraltetem Schlage. Man hieß ihn willkommen, man fragte nach seinen Schicksalen und warum er sich so spät eingefunden und wie es ihm gelungen, die Kassen den Franzosen, die lange schon seinen Wohnort besetzt hatten, zu entziehen?

madenkruke. Sie that sehr freundlich und ermuthigend — 's ist ein satanisches Ding, die Lydia mit ihren vierzehn Jahren, die gewiegteste Kokette, die mir noch vorgekommen — der Herr Kantor Wohlgemuth wird einen schönen Schreck kriegen, wenn er gewahr wird, daß sie, die Hexe, eben mit Jedermann wie mit ihm thut."

„Aber, Vetter, was tadeln Sie denn an Lydia?"

„Ich? ei nichts! mir ist sie eben recht wie sie ist, aber hätte ich Dich nicht hier, würde ich ihr zeigen was ein Mann ist! Solch ein Teufelsweib wie diese Lydia müßte einmal an Einen kommen, der von ihrer süßen Stimme und ihren noch süßeren Blicken nicht gleich wie ein Narr betrunken wird, sondern nüchtern und ruhig neben ihr stehen bleiben und sie durch die Kraft seines Willens so zügeln, so beherrschen kann, daß sie parirt wie ein wohldressirtes Pferd."

Es fand sich allmählig mehr Gesellschaft ein; auch Herr Treufeldt kam und schloß sich an den Damenkreis an.

Er hatte sich hinter Lydia gesetzt, da er neben ihr keinen Platz fand, und versuchte auf mancherlei Weise das schöne Mädchen in ein ausschließliches Gespräch zu ziehen. Lydia aber war Kosmopolitin,

ihr Lächeln, ihre Worte, wurden stets mit großer Sorgsamkeit gleichmäßig unter die Anwesenden vertheilt, keiner ihrer Anbeter konnte sich beklagen zurückgesetzt zu sein, aber keiner durfte sich einer besondern, ihn auszeichnenden Gunst rühmen.

Herr Wohlgemuth kam erst Abends zur Gesellschaft, er brachte den Ober-Zoll-Inspector mit, beide waren, das wußte man, jenseits der Memel gewesen, um einen neuen Geldtransport, der auch auf wunderlichem Wege der königlichen Kasse zugeflossen, an den Bevollmächtigten des russischen Generals Miloradowitsch zu liefern.

Vom Ausfluß der Memel war nämlich am selben Tage ein Steuerbeamter, Herr von Mäusewitz, aus dem Flecken Ruß, per Kahn in Kybullen angelangt und hatte seinen Kassenbestand, fünfzehn tausend Thaler, sammt den laufenden Jahres-Rechnungen an die Grenzbeamten zur weiteren Verfügung überliefert.

Auch er fand sich bei der Gesellschaft ein, ein ehemaliger Officier von veraltetem Schlage. Man hieß ihn willkommen, man fragte nach seinen Schicksalen und warum er sich so spät eingefunden und wie es ihm gelungen, die Kassen den Franzosen, die lange schon seinen Wohnort besetzt hatten, zu entziehen?

„Ja sehen Sie," sagte er händereibend. „ich bin ja schon seit dem fünften März unter Weges. Als ich fortging, war noch kein Franzose in Ruß."

„Aber großer Gott," entgegnete ihm Herr Wohlgemuth eifrig, „wie kann man von Ruß bis hierher, circa zehn Meilen, länger als zwei Monate reisen? das ist ja eine baare Unmöglichkeit, Herr von Mäusewitz!"

„Entschuldigen Sie, Gott bewahre, stromauf geht's langsam, auch ließ sich der verdammte Schiffer Zeit, er hatte Ladung nach zehn verschiedenen Orten."

„Nun warum kamen Sie aber in aller Welt nicht lieber zu Lande? die Franzosen waren Ihnen ja auf dem Fuß und hätten Sie und Ihre fünfzehn tausend Thaler sicherlich wo anders als hierher gebracht, wenn sie Sie gefaßt hätten."

„Ja! ach ja, das glaub' ich schon, darum ging ich auch nirgend an Land, nicht so lange, um mir Brod zu kaufen, ich kam aus meinem Winkel im Boot gar nicht heraus, da saß ich und hütete unseres gnädigen Königs Geld; aber zu Lande reisen? — nein Gott behüte, das hätte ich vor meinem Gewissen nicht verantworten können; hat unser gütige vom Leid heimgesuchte Monarch nicht schon der Ausgaben so viele, soll da einer seiner alten Soldaten



sie noch vermehren? die Landreise hätte ja doppelt so viel gekostet als die Wasserreise."

Vetter Wilhelm lachte hell auf: „Sie haben, mein Herr von Mäusewitz, die rechte Weisheit und den echten Patriotismus der heutigen Zeit gezeigt," sagte er mit Hohn. „Zehn Thaler sparen und fünfzehn tausend aufs Spiel setzen und den rechten Zeitpunkt versäumen; Sie müßten General-Feldmarschall aller preußischen Heere oder Staats-Minister werden, beim Himmel!"

Herr von Mäusewitz verbeugte sich geschmeichelt; „zu gütig, zu gütig," sagte er sich die Hände reibend, „ein ehrlicher Mann thut seine Pflicht und scheut kein Opfer dabei und keine Beschwerden."

Herr Wohlgemuth reichte dem Sprecher die Hand und sagte traurig: „Wir alle handeln nach unserer besten Einsicht, der Erfolg liegt in Gottes Hand; bei Ihnen war er günstig, Freund Mäusewitz, andere Leute haben weniger gutes Glück. Singe uns was, Louise, spielen Sie, Vetter Wilhelm; in diesen Zeiten bleibt dem Menschen nur zweierlei, der Friede in seiner Familie, die Gunst der Musen."

„Brav!" sagte Treufeldt, „Amor und die Musen sind Gefährten, die hehren Jungfrauen wollen den Götterknaben erziehen, aber muthwillig spielt er

mit ihnen und selbst der rauhe Mars ist nur der Sklav seines Willens."

„Ah trefflich, herrlich ausgedrückt, mein Herr Maler," rief der Blinde, indem er einen mächtigen Accord auf dem Clavier anschlug. „Es lebe deutscher Sinn und deutsches Wesen! auf allen Saiten überschnappen ist urdeutsche Natur — Götter Griechenlands! ich glaube der Gedanke könnte sich sogar reimen, wenn man ihn richtig scandirte. Singe, Louise, aber aus Mitleid mit einem blinden Mann, singe nichts von griechischen Göttern — wenn Du anders ein deutsches Lied weißt, in dem sie nicht spuken." — Dann leicht präludirend, sagte er flüsternd: „Nicht wahr, das Duett aus dem unterbrochenen Opferfeste, mir zu Liebe, mein süßes Mädchen," und Louisens volle reine Stimme begann:

Wenn mir Dein Auge strahlet 2c. 2c.

Wenige Tage darauf, an einem schwülen Junimorgen, glaubte Louise wieder das Beben der Luft zu spüren, das sie seit der Schlacht von Eylau kannte. Der alte Gottfried vernahm es auch. „Gott nehme die Sterbenden in sein himmlisches Reich," sagte er mit trübem Blick, „und laß die armen Verwundeten in dieser Hitze nicht zu schrecklich leiden. Du mein Heiland, wie thöricht sind wir Menschen



doch einander so viel Elend und Herzeleid um nichts und wieder nichts zuzufügen."

Es war die Schlacht bei Friedland, deren verhängnißvollen Kanonendonner man gehört hatte.

Zwei Tage nach derselben kamen russische Soldaten in großen Schaaren und kehrten über die Memel in ihr Vaterland zurück.

Die Franzosen rückten abermals vor und schlugen zwei Meilen von den Besitzungen Wohlgemuths ein Lager auf, und wenige Tage später sprengten Adjutanten in das Gehöft und bestellten Quartier für den Kaiser Alexander nebst Gefolge.

Eine eigenthümliche Aufregung bemächtigte sich aller Gemüther, man flüsterte sich zu, daß an diesem entlegenen Punkt der König von Preußen und sein mächtiger Nachbar eine Zusammenkunft haben würden, der auch Napoleon wahrscheinlich beiwohnen würde. Eine Menge zum Feldetat der Fürsten gehöriger Personen, Feldjäger, Adjutanten, Generäle fanden sich ein, und wurden in Kammern und Kämmerchen bei den verschiedenen Grenzbeamten und dem Gutsbesitzer einquartirt, deren Wohnungen in Beschlag genommen und von Dienern, die wie im Märchen aus irgend einer Schachtel gestiegen zu

sein schienen, zum Empfange hoher und höchster Herrschaften eingerichtet wurden.

Einzelne staubbedeckte Equipagen kamen nun allstündlich die Dorfwege hinauf und hielten vor den kleinen Häusern, und die alten Nachbarn und Freunde Wohlgemuths, die mit ihren Familien auf Dachböden, in Schaf- und Hühnerställen, in Wagenremisen und Scheunen hausten, kamen zusammen und nannten kopfschüttelnd die Namen der hohen Personen, die in ihren Kinder- und Gesindestuben einquartirt waren. — Der Minister Freiherr von Stein wohnte in der kleinen Stube des Zollinspectors, Herr von Hardenberg beim Ober-Salz-Inspector in der Speisekammer und der Freiherr von Ladenberg in dem Hinterstübchen des Controlleurs; zwölf Feldjäger, nette feine Leutchen, waren in die große Gesindestube des Zoll-Einnehmers untergebracht, Schreiber, Diener, Köche schliefen wo sie eben Platz fanden, in Häusern und Ställen, und die Pferde standen in Scheunen und Schupfen und leiser und lauter flüsterte man sich zu: „Der König kommt und die schöne Königin mit ihm.“

Für den russischen Kaiser war die hübsche Flucht Zimmer in Wohlgemuths Hause aufs beste hergerichtet, Madame Wohlgemuth suchte eine Ehre darin,

dem jungen schönen Monarchen in ihrem bürgerlichen Hause alles so bequem als möglich zu machen, und als die glänzende Equipage heran brauste, stand Herr Wohlgemuth, fein gekleidet, in schwarz seidenen Strümpfen und ditto Beinkleidern, mit Schnallenschuhen und tadelloser Weste, den Hut unter dem Arm vor seiner Hausthüre. Madame Wohlgemuth, im sandfarbigen Schleppkleide von schwerster Levantine, stand neben ihrem Gatten und hinter den Eltern die beiden blühenden Töchter.

Es war ein junger, blonder, rosig aussehender Mann der mächtige Alexander, sein Lächeln war gutmüthig und einnehmend; und mit einigen freundlichen Worten im vortrefflichsten Deutsch entschuldigte er sich bei der Hausfrau wegen der Unruhe, die er ihr verursache, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe hinauf.

Sein Begleiter, weit weniger einnehmend als er, mit aufgeworfener Nase und etwas tückischem Blick betrachtete die beiden Mädchen aufmerksam und sagte kopfnickend zu dem Hausherrn: „Schöne Kinder das, schöne Kinder."

Es war der Großfürst Constantin, der zweite Sohn Kaiser Pauls, er bot seinen Arm der jungen Lydia und folgte seinem kaiserlichen Bruder, dem

Hausherrn und den übrigen winkend, ebenfalls hinauf in die Zimmer des Kaisers zu kommen.

„Wo ist für Ihren König Quartier gemacht?" fragte der Kaiser sehr eifrig, „ist's weit von hier? kann man zu jeder Stunde ohne Unbequemlichkeit dahin gelangen?"

„Die Wohnung Sr. Majestät," entgegnete Wohlgemuth, „ist kaum zwanzig Schritte von hier, bei schwerem Regen aber wird der Weg durch den Lehmboden der ungepflasterten Straße sehr unangenehm."

„So lassen Sie Bohlen legen, mein Herr, sorgen Sie für eine unbehinderte Passage zwischen mir und Sr. Majestät. Sie werden mir das Vergnügen machen, mit Ihrer Familie heute an meinem Tisch zu essen."

Von dem Zustande im Wohlgemuth'schen Hause und überhaupt im ganzen Oertchen kann niemand sich eine Vorstellung machen, der nicht ähnliche Zeiten und Vorfälle erlebt.

Die Herzen aller Anwesenden waren voll Angst und Sorge, und doch erschien ihnen die Ankunft des Monarchen als ein großes Fest, als ein Schauspiel, dem sie neugierig und gespannt entgegen sahen.

Die junge Männerschaar, Feldjäger, Secretaire u. s. w. unbeschäftigt und doch im Dienste, lag in

einer Scheuer auf Strohbündeln und spielte Pharao auf dem ausgehobenen Scheunenthor.

Die von Sorgen gequälten Staatsmänner saßen in der Kinderstube des Salz-Controlleurs um einen alten Tisch und beriethen sich über die Zeit der schweren Noth, die über dem Vaterlande lag, ohne etwas heraus zu debattiren, das dieselbe hätte lindern können.

Arbeiter waren beschäftigt den Bohlensteg zu legen und politisirten dabei mit dem Pfeifenstummel im Munde, und unterdessen saß der schöne junge Kaiser bei Tafel zwischen Lydia und ihrer Mutter, Großfürst Constantin, der fast gar kein Deutsch sprach, saß neben Louise, und Herr Wohlgemuth hatte seinen Platz zwischen zwei kaiserlichen Adjutanten.

Er war so freundlich, so liebenswürdig der schöne kaiserliche Jüngling, er sprach so hübsch und leutselig und gegen das Ende der Tafel ergriff er sein Glas und trank, seine reizende Nachbarin anblickend, auf das Wohl seiner liebenswürdigen Wirthinnen.

Als nach aufgehobener Tafel die Familie sich in das Zimmerchen zurückzog, das sie sich reservirt hatte, waren alle voll seines Lobes.

Magister Fisch und Vetter Wilhelm hatten für diese unruhige Zeit ihre Wohnung in einer kleinen

Kammer, deren eine Thür nach den kaiserlichen Gemächern führte. Sie saßen noch bei einander und verzehrten schweigend den Abhub der Tafel, als ein Rütteln an dieser Thür ihre Aufmerksamkeit erregte. Erschrocken zog der Magister den Riegel zurück und herein trat Großfürst Constantin, legte die schwere Hand auf des Magisters Schulter und sagte:

„Du Soldat?“

Der Magister verbeugte sich, was der kaiserliche Prinz für eine Bejahung nahm.

„Du Soldat, ich Soldat; Kameraden! wo Deine Flasche?“

Ein Fläschchen ehrlichen Kümmels und ein fußloses Glas standen nach Landessitte auf einem Ecktischchen. Der Großfürst erblickte beides, schenkte ein, und reichte es dem erschrockenen Magister: „Da trink Du, dann ich.“

Er selbst bediente sich dann, als Herr Fisch ihm vorgetrunken, noch dreimal selbst und ging mit dem ruhigsten Kopfnicken seines Weges.

Kaiser Alexander war während dessen vor die Hausthür getreten und schaute den Dorfweg hinab, auf dem die Strahlen der Sommersonne spielten. Sein schönes Gesicht war der Gegenstand der Betrachtung Lydia's, die an einem Dachfenster stand

und kein Auge von ihm verwendete. Muhme Elsbeth befand sich in demselben Raum und plättete ein feines Mousselin-Kleid für ihre schöne junge Herrin, das Louise am Saum mit lebendigen Rosen garnirte, während Madame Wohlgemuth einen Rosenkranz flocht und einen mächtigen Rosenstrauß band.

„Wenn Vetter Wilhelm nur nicht so eigensinnig wäre, ich weiß, daß es ihm eine Kleinigkeit ist, so ein Paar Verschen zu machen und Lydia würde sie ja so leicht auswendig lernen. Es ist eine schändliche Ungefälligkeit von dem garstigen blinden Menschen," sagte die Hausfrau. „Man möchte doch etwas thun, um unserem so braven König jetzt in seinem Leid zu zeigen, daß man ihn ehrt und sich seiner Ankunft freut."

Louise schwieg, sie fühlte nur zu gut, daß die Loyalität ihrer Mutter in diesem Augenblick nichts anderes war, als der Wunsch ihre schöne Tochter zu präsentiren, und ein eigenes Wehgefühl regte sich in ihrer jungen Brust bei dem Gedanken, daß das schwere Leid des Landes, die trostlose Lage des Königs und seiner landflüchtigen Familie nicht mehr Theilnahme in der Seele ihrer Mutter und Schwester erwecken konnten.

„Sieh, Mutter, sieh!" rief Lydia eifrig, „wer ist der Reiter, dem der Kaiser so rasch entgegen eilt?"

Alle traten an das kleine Dachfenster, selbst Muhme Elsbeth stellte den Plättstahl auf einen Ziegelstein und steckte ihr altes Gesicht zwischen die jugendlichen ihrer Herrinnen.

Ein Officier in preußischer Majors-Uniform, Herr v. M., Flügel-Adjutant des Königs, war es, der jetzt sein Pferd parirend die militärischen Honneurs vor dem Kaiser machte.

„Mein Herr," sagte Alexander und die Lauscherinnen oben verstanden jedes Wort so gut, als ob er neben ihnen stünde, „ich wünsche zu erfahren, wann Ihr König hier eintrifft. Ich will es erfahren, ich muß es erfahren, denn ich will ihm entgegen eilen, fürchten Sie keine Indiscretion von meiner Seite selbst für den Fall, daß es Ihnen verboten wäre, mir den Augenblick von Seiner Majestät Ankunft zu bezeichnen."

„Majestät," entgegnete Herr von M., „die Ankunft meines Monarchen ist kein Geheimniß, aber alle Vorbereitungen zu Sr. Majestät Empfang kämen zu spät, mein erhabener König wird in wenigen Minuten hier sein."

„Ha," sagte der Kaiser sichtlich überrascht, „indeß danke ich Ihnen dennoch mein Herr, obgleich es mich schmerzt, nicht früher benachrichtigt worden zu sein."

Er eilte ins Haus. Ein Stallmeister führte fast im nämlichen Moment ein prächtiges Pferd vor, dem bald noch einige nachfolgten; aber ehe noch der Kaiser und sein Gefolge sich in die Sättel schwangen, sprengten mehrere Reiter die Dorfstraße entlang, an ihrer Spitze ein stattlicher Mann in preußischer Generals-Uniform.

Herr Wohlgemuth stürzte in das Dachkämmerchen in demselben Moment, als die Züge der Reiter kennbar wurden.

„Der König! Kinder, Kinder, unser König!" rief er athemlos und drängte sich ans Fenster in die Gruppe seiner Familie.

Madame Wohlgemuth öffnete es mit krampfhafter Eil, wie durch einen Zauberspruch hatten sich die Bewohner des kleinen Grenzortes auf der sonnigen Straße zusammen gefunden, und während Friedrich Wilhelm III. vom Pferde stieg, tönte ihm aus hundert Kehlen ein donnerndes: „Es lebe der König!" entgegen.

Er wandte sich um, die Familie im Fenster sah jetzt genau seine hohe Gestalt, sein königliches schönes Gesicht mit der edlen Stirn und dem reinen Profil der Hohenzollern, diese gütigen Augen, welchen schwerer Kummer nichts von ihrem Glanz geraubt

hatte, während es ihm gelungen um den Mund eine schmerzliche Falte zu graben.

Er grüßte mit einer Handbewegung und einem freundlichen Lächeln und trat dann an dem Arm seines Freundes und Bundesgenossen in Wohlgemuths Haus.

„O welch' ein schöner Mann ist unser König," sagte Madame Wohlgemuth, „wahrhaftig der schönste Mann seines Reiches, Kaiser Alexander sah neben ihm ganz gewöhnlich aus."

„Das wüßte ich nicht," meinte Lydia, „des Kaisers Gesicht ist viel freundlicher. Der König sieht stolz aus."

Louise lehnte ihre Stirn noch an das Fenster. Ihr junges Herz erbebte bis in seine tiefsten Tiefen von einem Gefühl, das sie bis dahin in ihrer Brust nicht gekannt hatte. Ein tiefes ehrfurchtsvolles Mitleid mit dem Fürsten wogte glühend in ihr auf. Friedrich Wilhelm, der Herrscher ihres Vaterlandes, erschien ihr nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, sondern wie der sichtbar gewordene Geist ihrer Heimath, und sie fühlte die Trauer des jungen Monarchen ungefähr mit derselben Wehmuth, wie sie einen Schlag auf ein Kruzifix gefühlt haben würde. Ihre Thränen flossen heftig und es dauerte lange, ehe sie

sich so weit fassen konnte, um zu ihrer Arbeit zurück zu kehren.

Vetter Wilhelm störte sie in ihren schmerzlichen Gedanken. Er trat zu ihr in das Dachkämmerchen, als Mutter, Vater und Schwester es längst verlassen hatten und sie noch fort und fort ihrem Schmerze nachhing.

„Du weinst, Louise?“ fragte er ziemlich heftig, „warum weinst Du, mein Mädchen?“

„O, ich weine um mein Land und meinen König,“ entgegnete sie, „es muß schrecklich sein mit Gefühlen im Herzen, wie wir anderen Menschen, zur Erduldung solcher herben Demüthigungen verurtheilt zu sein.“

„Höre,“ entgegnete der Blinde und legte seine weiße Hand schwer auf ihre Schulter, „der König, den Du so bemitleidest, hat etwas, das dem Fürsten und dem Bettler das bitterste Weh erleichtert: eine Gattin, die ihn liebt! Deutschland und besonders dieß thörichte Preußen hat die Schmach verdient, die auf ihm lastet, schade für jeden Ruthenstreich, der da vorbei fällt; aber Friedrich Wilhelm leidet nur als König, als Mensch und Louisens Gatte ist er glücklich.“

Er drehte sich um und ging hinaus.

Das Grenzdörfchen war ein welthistorischer Punkt geworden. Couriere flogen nach allen Himmelsgegenden. Russische und preußische Staabsofficiere kamen und entfernten sich unter dem Schutze des Waffenstillstandes.

Zwei Tage nach ihrem Gatten langte auch die schöne Königin Louise in Kybullen an. Ihre alte würdige Oberhofmeisterin Gräfin Voß und ihre erste Kammerfrau Madame Schwanfelder waren ihre ganze Begleitung.

Der ritterliche Kaiser räumte der schönen Fürstin seinen Platz ein im Hause Wohlgemuths und quartirte sich selbst in eine viel schlechtere Wohnung bei dem Steuer-Inspector ein.

Der kleine Ort wimmelte von Majestäten, Hoheiten und Excellenzen.

Lydia befand sich wie in einem goldenen Traum. Wo sie sich zeigte, ward sie bewundert und nicht selten verglichen die anwesenden hohen Personen die zarte eben aufknospende Schönheit des jungen Landmädchens mit der glänzenden vollerblühten Pracht der Königin Louise.

Wohl war sie schön die königliche Frau, die die Last ihres Kummers mit so milder Sanftmuth trug. Oft wenn Louise Wohlgemuth ihr nachsah,

wie sie am Arm ihres Gatten durch die grünen Baumgänge schritt, ihn milde anlächelnd, herzlich zu ihm sprechend, fielen ihr Vetter Wilhelms Worte ein: „Der König besitzt etwas, das dem Fürsten wie dem Bettler das Weh des Lebens erleichtert!" und mit einer an Anbetung grenzenden Verehrung blickte das junge Mädchen auf das vom Geschick geprüfte Fürstenpaar.

Kaum zwei Meilen von Kydullen lag die Tête der großen französischen Armee. Von dem Memelberge aus konnte man im Sonnenscheine die Gewehre blitzen sehen, wenn die Colonnen der Infanterie ihre Marschübungen machten.

Die Franzosen hatten ein Lustlager eingerichtet und aus umgehauenen Obstbäumen, aus den Sparren abgedeckter Dächer der näheren Dörfer, Baraken gebaut, die mit dem abgemähten noch nicht reifen Getreide gedeckt, aufgeputzt mit ausgehobenen Fenstern von unzähligen Häusern und eingerichtet mit Betten und Hausgeräthen der geplünderten Bürger und Bauern eine eigenthümliche Behaglichkeit boten.

Napoleon, der dort mit mehreren seiner Generäle weilte, fand für gut den besiegten König von Preußen, seine schöne Gemahlin und den Kaiser Alex-

ander, um dessen Freundschaft er sich zur Zeit sehr ernstlich bewarb, dorthin einzuladen.

Es war die furchtbarste Demüthigung, die der stolze Sieger dem besiegten Fürsten bereiten konnte, aber das Geschick zwang den letzteren den Kelch des Leidens bis auf die bitterste Hefe zu leeren.

Die Königin Louise fuhr in Gesellschaft der Gräfin Voß nach dem Platz des Lagers. Der König ritt ein braunes, Kaiser Alexander ein schwarzes Pferd von arabischer Zucht, Staatsmänner, Generäle, Adjutanten folgten zu Wagen und zu Roß und die Bevölkerung des kleinen Grenzortes schloß sich in allen Sorten von Fuhrwerken dem Zuge ihrer Herrscher an.

Lydia, Madame Wohlgemuth und ihr Gatte fuhren auch nach dem Lustlager. Louise aber hatte sich entschieden geweigert mitzukommen, und so nahm der Magister Fisch den vierten Platz im Wagen ein, während Vetter Wilhelm an Louisens Arm einen Spaziergang durch den Garten machte, den seit einigen Tagen die Familie bescheiden gemieden, um den königlichen Gästen nicht im Wege zu sein.

„Warum bist Du nicht mitgefahren, Louise?“ fragte der Blinde, als er am Arme des jungen Mädchens durch die Buchengänge schritt, „wer wird mir jetzt die Vorgänge bei dieser seltsamen Zusammenkunft

ordentlich beschreiben? und interessant muß die Sache sein für jeden Menschen, der überhaupt Interesse an der Zeitgeschichte nimmt."

„Ich mag nicht, ich kann nicht," sagte Louise, ihren Thränen freien Lauf lassend, „eben so gut könnte ich zu einer Hinrichtung gehen. Ich kann den bittern verhaltenen Zorn unseres edeln Königs, den grausamen Schmerz der schönen Königin beim Anblick der zerstörten Dörfer, der vernichteten Ernte, beim Anblick der prächtigen Soldaten des stolzen Siegers mir wohl vorstellen, ohne das Alles mit anzusehen. Ich kann es auch nicht begreifen, wie es nur möglich ist, daß preußische Landeskinder dahin laufen und ihre eigene Schmach mit Neugierde betrachten können. O Vetter Wilhelm, wer diese Zeiten erlebte, der kann wohl wie Sie Zweifel an Gottes Macht und Weisheit fühlen."

„Bist Du schon so weit, jetzt schon durch den Anblick des ersten blinden Ungefährs, das mit eiserner Hand in die Weltgeschichte greift?" sagte der Blinde, „bah, Kind, in diesen Begebenheiten könnte man noch allenfalls den Finger Gottes erkennen. Diese Franzosen lernten in ihrer Revolution für eine große Idee fechten, sie wurden Krieger, indem sie ihre Freiheit vertheidigten. Ihre Officiere, ihre Mar-

schälle sind Söhne des Volkes, die sich durch ihre Thaten ihre Epaulettes und Feldherrnstäbe eroberten. Unsere Officiere sind eitle Junker, Herren von Itzstein und Habelschwerd, von X. und Tz., die da meinten der Officier stecke in der Uniform und der Ritter sitze auf dem Roß, unsere Feldherren sind meistens Greise. Hier wenigstens hat die Vernunft über die Albernheit, die Begeisterung über die Eitelkeit gesiegt."

„Aber Vetter, kämpfen wir denn nicht für das Recht, für unsern König und den Heimathsherd, während die Franzosen als Eroberer herkommen in unser friedliches Land?"

„Das ist der Lauf der Welt, frag die Geschichte von uralters her. Große Eroberer müssen kommen und wie Orkane das Alte zusammenrütteln, damit es Neuem und meistens Besserem Platz mache. Aber halt, ich höre Pferdegetrappel, sollte das Schauspiel drüben schon vorüber sein?"

Louise blickte nach der Landstraße, todtenbleich, mit gefalteter Stirn saß der König, der nur in Begleitung eines Adjutanten zurückkehrte, auf seinem Pferde und sprengte ohne um sich zu blicken nach dem Hause, das er bewohnte.

Erst gegen Abend kehrte die Königin mit ihrem Gefolge und der russische Kaiser mit dem seinen,

wie auch das Publikum des Oertchens, von dem großartigen Militär-Schauspiele zurück.

„Es war schrecklich," sagte Herr Wohlgemuth, „ganz schrecklich anzusehen, wie das Wohlsein und Behagen ganzer Ortschaften, wie die Ernte des Jahres, die Fruchtbäume des Landes geopfert sind, um den fremden Eroberern eine improvisirte Bequemlichkeit zu verschaffen. Mich dauerte am meisten die Königin, die bleich und mit bebenden Lippen in ihrem Wagen saß. — Der König, Gott segne ihn! als er das erste demolirte Dorf gesehen, die abgedeckten Dächer, die abgemähten Felder, wendete er sein Pferd und ritt zurück. Die arme edle Frau mußte bleiben und den Jammer und die Demüthigung ganz durchmachen."

In diesem Augenblick trat auch Herr Treufeldt, der Maler, in das kleine Gemach.

„'s ist schmählich, gräßlich, 's ist grausam!" sagte er in wilder Hast. „O diese Franzosen, diese verfluchten Franzosen, ich wollte sie hätten alle zusammen einen Hals, damit ich sie an einem Strick aufhängen könnte."

Vetter Wilhelm lachte in seiner gewohnten hämischen Weise; „ach ja, ach ja," sagte er, „das wäre bequem, mit einem Franzosen würde unser tapferes

Heer im Verein mit Ihnen sicherlich fertig geworden sein, so aber waren ihrer zu viele. Uebrigens ist der König eben kein sehr kluger Mann, daß er durch sein Umkehren den übermüthigen Sieger noch persönlich reizt." —

Vierzehn Tage lang dauerte das Getriebe in Kybullen. — Unter dem Gefolge Kaiser Alexanders befand sich auch ein älterer Bekannter der Familie Wohlgemuth, der junge Fürst Dolgoruki, der jetzt völlig genesen einer der schönsten jungen Officiere unter den Russen war.

Die Damen pflegten sich zu streiten, ob er oder der junge schlesische Graf Linar schöner und stattlicher sei, doch blieben die Stimmen gewöhnlich ziemlich gleich vertheilt. —

Lydia zählte beide zu ihren Eroberungen und mit einem glücklichen Lächeln meinte die Mutter, daß es nur an ihr läge, in einem oder dem andern der vornehmen Jünglinge einen Gatten zu finden.

„Glauben Sie das so sicher, theuerste Cousine?" sagte Vetter Wilhelm in seiner eigenthümlichen Manier, „nicht alle Liebhaber sind Freier, das sollten Sie als Mutter zweier reizender Töchter wissen, und sowohl der russische Prinz als der schlesische Graf gehören sehr vornehmen Familien an und —"

„Ich bin von so gutem altem Adel als nur irgend welchen auf dem Erdboden giebt," sagte Madame Wohlgemuth empfindlich.

„Ohne Zweifel, theuerste Cousine, trügt mich nicht alles, so war der Urahn der Familie Itzstein noch einen Tag älter als Adam, aber das kann hier, denke ich, nicht in Betracht kommen; Ihre Töchter sind nun einmal die bürgerlichen Demoiselles Wohlgemuth, und wäre ich Mutter zweier aufblühenden Mädchen, würde ich solchen prächtigen Cavalieren nur dann gestatten meine Töchter zu poussiren, wenn sie mir mit klaren dürren Worten gesagt, daß sie heirathen, so was man sagt wirklich heirathen wollten!"

„Sie denken immer nur Schlimmes, Vetter Wilhelm," entgegnete die gute Frau sehr ärgerlich, und Herr Wohlgemuth sagte beschwichtigend:

„Du lieber Himmel, die Mädchen sind ja noch ganz und gar Kinder. Es geht den jungen Männern in der Mehrzahl wie unserem wackeren Treufeldt, er ist entzückt von Lydia's schönem Kindergesichtchen, das in der That etwas engelhaftes hat, aber ich glaube er ist so wenig in sie verliebt wie in ein gemaltes Bild, 's ist eben nichts als der Maler, der sich in ihm regt." —

„O da irrst Du wohl," meinte Madame Wohl-

gemuth, „er hat zwar Lydia schon als ganz kleines Kind gekannt, aber ich denke, auch in dem regt sich jetzt ganz etwas anderes als der Maler.“

„Ja das denke ich auch,“ sagte Vetter Wilhelm höhnisch und ging aus dem Zimmer zu Magister Fisch, der in seiner Stube saß und den Versuch machte Crebillon's Sopha in ein recht elegantes Deutsch zu übertragen, zu seinem Erstaunen aber fand, daß sich das gar nicht machen wollte und daß die zweideutigen Scherze des Franzosen in unserer ungeleckten Sprache geradezu unflätig erschienen.

Sechstes Capitel.

O Weib! ein furchtbar wüthend Schrecknis ist
Der Krieg, die Herde schlägt er, und den Hirten.
Schiller.
(Wilhelm Tell.)

Es blieb nicht lange ruhig in dem entlegenen Grenzdörfchen. Die Franzosen rückten bis an die Memel vor und kein Haus in Kybullen war ohne Einquartirung.

Bei Herrn Wohlgemuth lag ein General, zwei Adjutanten, sechszehn Pferde, neun Officiere verschiedenen Ranges und so und so viel Gemeine.

Die Franzosen waren eben nicht schlimme Feinde, galant gegen die Damen, freundlich gegen die Kinder, höflich gegen Jedermann; es ließ sich allenfalls mit ihnen leben, wenn man nur die Geldmittel besaß, ihren Anforderungen an Speise und Getränk, an Futter für die Pferde rc. rc. zu genügen.

Herr Wohlgemuth fügte sich in das Unabänderliche, er gab und gab ohne Widerrede, gab als zuvorkommender Wirth, und da man im Hause französisch sprach, da die Hausfrau anmuthig und freundlich war und zwei blühende Töchter ihr zur Seite standen, so herrschte bald ein ganz freundliches Verhältniß zwischen den ungebetenen Gästen und den unfreiwilligen Wirthen.

General Vattier war der Verehrer der Damen und die andern jüngern Officiere folgten seinem Beispiel.

Lydia war vollständig in ihrem Elemente und man würde diese Zeit auch im Wohlgemuth'schen Hause wie in so manchem andern für eine sehr angenehme gehalten haben, wenn nicht die Herzen bedrückt gewesen wären durch das Unglück des Landes und der schweren Sorgen, die auf dem Haupte des Familienvaters lasteten.

Seine Ernte war ruinirt, zerstampft von den Rosseshufen der Feinde, abgemäht zu Pferde-Futter rc.,

gemuth, „er hat zwar Lydia schon als ganz kleines Kind gekannt, aber ich denke, auch in dem regt sich jetzt ganz etwas anderes als der Maler."

„Ja das denke ich auch," sagte Vetter Wilhelm höhnisch und ging aus dem Zimmer zu Magister Fisch, der in seiner Stube saß und den Versuch machte Crebillon's Sopha in ein recht elegantes Deutsch zu übertragen, zu seinem Erstaunen aber fand, daß sich das gar nicht machen wollte und daß die zweideutigen Scherze des Franzosen in unserer ungeleckten Sprache geradezu unflätig erschienen.

Sechstes Capitel.

O Weib! ein furchtbar wüthend Schrecknis ist
Der Krieg, die Herde schlägt er, und den Hirten.
Schiller.
(Wilhelm Tell.)

Es blieb nicht lange ruhig in dem entlegenen Grenzdörfchen. Die Franzosen rückten bis an die Memel vor und kein Haus in Kybullen war ohne Einquartirung.

Bei Herrn Wohlgemuth lag ein General, zwei Adjutanten, sechszehn Pferde, neun Officiere verschiedenen Ranges und so und so viel Gemeine.

Die Franzosen waren eben nicht schlimme Feinde, galant gegen die Damen, freundlich gegen die Kinder, höflich gegen Jedermann; es ließ sich allenfalls mit ihnen leben, wenn man nur die Geldmittel besaß, ihren Anforderungen an Speise und Getränk, an Futter für die Pferde ꝛc. ꝛc. zu genügen.

Herr Wohlgemuth fügte sich in das Unabänderliche, er gab und gab ohne Widerrede, gab als zuvorkommender Wirth, und da man im Hause französisch sprach, da die Hausfrau anmuthig und freundlich war und zwei blühende Töchter ihr zur Seite standen, so herrschte bald ein ganz freundliches Verhältniß zwischen den ungebetenen Gästen und den unfreiwilligen Wirthen.

General Vattier war der Verehrer der Damen und die andern jüngern Officiere folgten seinem Beispiel.

Lydia war vollständig in ihrem Elemente und man würde diese Zeit auch im Wohlgemuth'schen Hause wie in so manchem andern für eine sehr angenehme gehalten haben, wenn nicht die Herzen bedrückt gewesen wären durch das Unglück des Landes und der schweren Sorgen, die auf dem Haupte des Familienvaters lasteten.

Seine Ernte war ruinirt, zerstampft von den Rosseshufen der Feinde, abgemäht zu Pferde-Futter ꝛc.,

die großen Vorräthe an Spiritus und gebrannten Wassern, die Erzeugnisse einer bedeutenden Brennerei, waren ihm genommen worden, seine Getreide-Vorräthe hatte er schon vor der Schlacht von Friedland an die preußische Armee liefern müssen und als Zahlung dafür Papiere erhalten, die vor der Hand keinen Pfennig Werth hatten. Seine Pferde waren requirirt und fortgeführt worden, seine Ochsen verspeisten die Franzosen als Bouillon und Boeuf à la Mode, seine Schweine als Schinken oder Cotelettes. Die Kühe mußte er schlachten lassen aus Mangel an Winterfutter und die Schafe wurden von Zeit zu Zeit zu zehn, zwölf bis zwanzig Stück von Fouragier-Abtheilungen fortgetrieben.

Die Officiere schliefen in den besten Gastbetten der Frau Wohlgemuth, und es begab sich gewöhnlich, daß beim Ausrücken des einen oder des andern, auch ein und das andere Kissen oder Deckbett mit ausrückte.

Genau betrachtet, besaß man in jener Zeit kein bewegliches Eigenthum als eben die Kleider der Damen; denn auch Herrenwäsche und Kleidung ward bisweilen von durchziehenden Colonnen requirirt, und der Grund und Boden, das einzige was die höflichen Franzosen nicht forttrugen, war vollständig entwerthet.

Seltsam genug war man aber um den Verlust des Eigenthums nicht allzu betrübt. — Es war eben das allgemeine Loos, die Vergänglichkeit aller Güter dieser Welt kennen zu lernen.

Gab doch das jugendliche Königspaar den Unterthanen ein Beispiel würdiger Ruhe im Leid, und mit Entzücken, mit tiefer Rührung erzählte man sich, wie die schöne Königin den gebeugten Gatten durch ihre Liebe tröste, durch ihren festen echt weiblichen Muth, der sich im Dulden bewährt, stärke und durch ihre milde Frauenklugheit unterstütze. Echte Liebe ist wie der echte Brillant nicht nur im Lichte des Tages das funkelndste und strahlendste auf dieser Welt, sie besitzt auch ein eigenes Licht, das in der Finsterniß leuchtet; und wie jedes himmlische Gut vollkommener ist als das irdische, so hat die Liebe vor dem Brillant den Vorzug, daß ihr inneres Licht nicht bloß strahlt, sondern auch erwärmt.

Frau Wohlgemuth und ihr Gatte, in den Tagen des Glückes bisweilen durch Aeußerlichkeiten zerstreut, mehr neben als mit einander lebend, waren jetzt so vollkommen ein Herz und eine Seele, als Gatten dieß nur sein können und sollen. — Am Herzen seiner Frau fand der von Sorgen schwer bedrückte Familienvater Kraft und Heiterkeit, und in den klei-

nen Zimmern, auf welche die Familie sich beschränkt sah, tönten eben so fröhliches Lachen, eben so muntere Gespräche als sonst in den glänzenden Gesellschaftsräumen.

Man sprach vom Frieden. Preußen mußte ihn ja unter jeder Bedingung annehmen und die Vorbereitungen zu demselben, die schon aufs ernstlichste in Kybullen betrieben worden waren, wurden jetzt in Tilsit fortgesetzt.

Aber noch war er nicht abgeschlossen, noch brachten die Franzosen nicht selten gefangene preußische und russische Soldaten und sperrten sie in den alten verfallenen Thurm des Schlößchens, der durch die Unmasse von Ratten und Schlangen, die in der Ruine hausten, gar kein behaglicher Aufenthalt war.

Für die Familie war der Anblick dieser armen Landsleute, die waffenlos, zerlumpt, oft verwundet und elend hin und her geschleppt wurden, stets eine bedeutende Verschärfung der eigenen Leiden und sie thaten was in ihren Kräften stand zur Erleichterung der Unglücklichen.

Mehr als einem hatte Herr Wohlgemuth auch schon über die Memel geholfen, wo er auf russischem Boden eine augenblickliche Zuflucht fand.

Die langen Tage, die nordisch hellen Nächte,

die Achtsamkeit der französischen Wachtposten und der ganze Charakter der Gegend machten dieß aber stets sehr unsicher und gefahrvoll, und Gattin und Freunde warnten den wackern Mann und ängstigten sich bei jedem solchem Unternehmen nicht wenig. —

Es war daher für alle kein kleiner Schreck, als am Johannisabende Herr Wohlgemuth vom Felde heimkehrend in seinem Familienzimmer leise flüsternd erzählte, daß er im nahen Wäldchen einen armen kleinen Preußen gefunden, der fast verhungert und ganz zerlumpt, mitten durch die Feinde schleichend, seine Waffen, Patrontasche, kurz seine ganze Armirung sich bewahrt hatte.

„Es gelang mir, das Bürschchen in den Keller des alten Schlosses zu verstecken,“ fügte er hinzu, sich freudig die Hände reibend, „und nun ist's an Euch, Mädchen, dem armen Knaben, denn mehr ist er nicht, Nahrungsmittel, reine Wäsche und einige Kleidungsstücke dorthin zu schaffen. Wir müssen ihn zwei Tage mindestens da versteckt halten, den der Ober-Zoll-Inspector erwartet in diesen Tagen noch eine Einzahlung in seine Kasse und mit dem kleinen Soldaten will ich in der ersten finsteren Nacht dann gleich das Geld zur Ablieferung an den König nach

Rußland schaffen. Wie viel, liebe Mutter, hast Du jetzt bereits in Verwahrung?"

Madame Wohlgemuth schloß zuerst die Thür des Zimmers und drehte den Schlüssel so, daß er das Schlüsselloch verdeckte, dann hob sie ihr Oberkleid auf und zeigte in ihrem saubern Unterrock die wohl zugeknöpften Oeffnungen großer Taschen, aus denen sie sorgfältig drei Rollen mit Friedrichsd'or hervor zog.

„Es sind tausend Thaler," sagte sie flüsternd; „der Salz-Controlleur brachte sie mir in drei Rollen und Muhme Elsbeth hat in ihrer Tasche noch sechshundert Thaler."

„Gut," sagte der Hausherr, „immer etwas, das wir unserm Monarchen retten und vor den Klauen dieser französischen Adler bewahren; wer von Euch geht aber nach den Kellern des alten Schlosses?"

„Ich," sagte Lydia, „ich gehe von Herzen gern, ich fürchte nur, daß irgend einer der Officiere mir seine Begleitung anbietet."

„Laß mich gehen, Papa," flüsterte Louise, „Vetter Wilhelm begleitet mich, die Wachen wissen schon, daß wir beide zu allen Tageszeiten spazieren gehen, und zwei Personen können zudem mehr tragen als eine."

Man fand Louisens Vorschlag annehmbar. Ma-

dame Wohlgemuth ließ von Muhme Elsbeth Schinken, Brod und Bier aus Keller und Kammer holen, und ehe noch die Sonne unterging, brachte Louise so viel von den Vorräthen als möglich in ihrer eignen Kleidung unter, während Vetter Wilhelm zwei Bierflaschen in die Taschen seines Fracks versenkte und ein tüchtiges Stück Schinken in die Krone seines Hutes verpackte.

So machten sie sich auf den Weg. Die Ruine des alten Schlosses, mit dem noch ziemlich erhaltenen Thurm, lag auf dem höchsten Punkt eines Hügels am Ende des Gartens; ein Eingang zu den ungeheuern Kellern befand sich aber fast in der Mitte desselben und es führte kein sichtbarer Weg dahin, denn so lange Herr Wohlgemuth das Gut besaß, hatte man von demselben keinen Gebrauch gemacht. Die mächtigen Gewölbe waren von dem Garten aus zugänglich, waren zum Theile als Niederlagen für die Vorräthe der Bräuerei und Brennerei, zum Theil auch als Milch- und Käse-Keller benutzt worden. Jetzt standen auch diese fast gänzlich leer, denn der Betrieb lag seit Monaten darnieder und die Vorräthe waren von den Franzosen theils verzehrt, theils fortgeführt worden.

Diese Räume nun waren den feindlichen Sol-

baten, so wie überhaupt jedermann sehr wohl bekannt. Die Gewölbe aber, welche man nur vom Berge aus betreten konnte, kannte Niemand, außer Herrn Wohlgemuth, der bei einem Spaziergange in dem niedern Buschwerk, das hier den Rücken des Hügels deckte, hinter einigen bemoosten Steinen und überrankt von Brombeergesträuch eine eiserne Fallthüre gefunden, deren verrostetes Schloß einer von den alten ihm überlieferten Schlüsseln öffnete.

Die Gewölbe auf dieser Seite enthielten damals noch einen kleinen Vorrath sehr alten Ungarweines, der jetzt auch schon bei fröhlichen Festen ausgetrunken war. Der Boden, mit weißem feinem Sande bedeckt, war trocken und reinlich und die Ratten, die hier keine Nahrung fanden, hatten sich nach der andern Seite der Gewölbe, in Milch- und Käsekammern urückgezogen.

Vetter Wilhelm und Louise gingen, wie das oft zu geschehen pflegte, ruhig sprechend an den französischen Wachtposten vorüber.

Sie kletterten nicht ohne Beschwerde zwischen Dornen und Gestrüpp den Berg hinan, setzten sich plaudernd auf den Steinhaufen, der die Thür verbarg, und nach einem Weilchen schlich sich Louise zu der alten Thür, befreite sie von dem Geranke der Dornen und Brom-



beeren und steckte den Schlüssel ins Schloß. Der Kraft und Geschicklichkeit des Blinden war es dann ein Leichtes zu öffnen, und so stieg das junge Mädchen die feuchten Stufen hinab, während Wilhelm hinter ihr zumachte und sich von Neuem auf den Steinen niederließ, um mit gespanntem Ohr auf jedes fremdartige Geräusch zu horchen.

Er saß noch nicht lange, als er Tritte vernahm und bald unterschied sein scharfes Ohr die Stimme des französischen Generals, der lachend und plaudernd mit mehreren andern Officieren des Weges kam.

Sie hatten den Blinden erblickt und fragten ihn scherzend wo er seine Dame gelassen. „Sie glaubte jenseits der Erlen da hinter dem Hügel Reiter zu sehen, die ihr Preußen zu sein schienen," entgegnete er besonnen, „ich erwarte hier jeden Augenblick ihre Rückkehr und würde Ihnen dankbar sein, meine Herren, wenn Sie die Gewogenheit hätten mich ihr entgegen zu führen — sie ging über die Straße dorthin nach dem Erlenbusche."

Der Blinde war wegen seines vortrefflichen Französisch mit den Officieren sehr wohl bekannt, auch machte die Verehrung für den Kaiser, die er bei jeder Gelegenheit aussprach, ihm unter ihnen Freunde. So reichte denn der General ihm selbst den

Arm und dahin gingen sie von tausend Dingen plaudernd. Obgleich der Blinde nicht wie wir sehende Menschen die Kunst verstand, seine Gesichtszüge zu verstellen, obgleich ein geübter Beobachter ihm angesehen hätte, daß er sehr aufgeregt sei; an dem Ton seiner Stimme, an der Art seines Scherzes konnte es Niemand erkennen.

Die Gesellschaft war noch nicht tausend Schritt von dem Platze entfernt, doch verborgen die Erlen sie den Blicken, als Magister Fisch von der Gartenseite des Weges daher kam.

Er hatte ein Buch in der Hand und wandelte lesend nach dem Steinhaufen, wo er bisweilen zu sitzen liebte, war aber in seine Lectüre vertieft und promenirte in einer etwas andern als der ihm gewohnten Linie, so daß er sich plötzlich in dem Rankengewirre gefangen sah, das zwischen den Steinen und der alten Mauer seine Netze zog, und von einer Brombeer-Staude eine Ohrfeige empfing, die ihn ziemlich empfindlich aus seinem philosophischen Gedankengang zurück führte in die Wirklichkeit.

Er blickte um sich, es kam ihm wie ein Traum vor, daß er sich an einer ihm völlig unbekannten, außerordentlich versteckten Stelle und einer alten eisernen Thür gegenüber befand, in der ein



verrosteter Schlüssel steckte und um deren schwere Angeln und Riegel alles möglich Geranke niederhing, und zwar in einem Zustande, der bewies, daß hier vor kurzem jemand gewesen sein müsse.

Magister Fisch steckte sein Buch in die Tasche und sah sich total verwirrt in dem Winkel um, in welchen er gerathen.

Es dunkelte bereits stark, die Stelle war öde und abgelegen, und die alte Thür hatte ein verdammt räubermäßiges, spukhaftes Ansehen. Er faßte an den Schlüssel und versuchte, ob er sich leicht im Schloß drehen lasse, es ging und überdieß glitt er ihm in die Hand, ein schweres, altmodisches, rostiges Stück Schlosserarbeit.

„Ob wohl der Eigenthümer selbst die Existenz dieses abgelegenen Fleckes kennen mag?" dachte der gelehrte Mann, während er sich aus den Ranken heraus arbeitete. „Ich will nach Hause eilen und meine Entdeckung sogleich Herrn Wohlgemuth mittheilen, und dann will ich einige Leute, Stangen, Fackeln und alles Nöthige mitnehmen und wir wollen sehen, was sich hinter dieser Thür befindet, in solchem alten Gemäuer entdeckt man nicht selten alterthümliche Geräthe, Götzenbilder, Waffen und dergleichen. Die Sache ist interessant, ohne Zweifel,

aber der Fleck hier ist höchst unheimlich und allein hier zu stecken ist gar nichts angenehmes."

Er wand sich mit möglichster Gewandheit aus dem Strauchwerk hervor und machte sich mit aller Eil auf den Weg nach dem Wohnhause, um seine außerordentlich wichtige Entdeckung an den Mann zu bringen.

Anders war es indeß in den Sternen beschlossen, die eben allmählig am tiefblauen Sommerhimmel aufleuchteten.

Magister Fisch war noch nicht zwanzig Schritte auf der Landstraße, als er Pferdegetrappel hörte und sich plötzlich einer kleinen Abtheilung Chevauxlegers gegenüber sah, deren Anführer, ein schmucker junger Lieutenant ihn in ganz gutem Deutsch befragte, wohinaus die Straße nach Schmalsninken läge.

Magister Fisch bezeichnete den Weg mit großer Genauigkeit. „Rechts, links, grad aus, an dem Sumpf vorbei, durch den kleinen Erlenwald 2c. 2c."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," entgegnete der höfliche Franzose. „Es ist Nacht und ein Gewitter im Anzuge. Die Sümpfe und Moräste dieser Gegend bilden höchst unzuverlässige Wege für Cavallerie, ich ersuche Sie uns in Person zu begleiten."

Dagegen war kein Protestiren. Der junge Officier

gab einem Reiter den Befehl, den Magister zu sich aufs Pferd zu heben und fort ging's dann der rückenden Abendröthe entgegen, und wie im Märchen vom Aschenbrödel „vor mir Licht, hinter mir düster," so ballten sich auch hier wilde Wolken hinter dem Rücken des gezwungenen Reiters, die Blitze durchzuckten fahl den Himmel und von ferne begann der Donner zu grollen.

Louise war unterdessen mit leichtem Schritt die feuchten moosigen Kellerstufen hinab gestiegen.

Sobald Vetter Wilhelm hinter ihr leise, damit der Wind sie nicht zuwerfe, die Thüre schloß, schlug sie Feuer und zündete eine Wachskerze an, die sie mitgebracht.

Das bleiche Licht derselben erleuchtete die mächtigen Gewölbe-Quadern, die starken Pfeiler und den Sandboden des Kellers und zeigte dem jungen Mädchen den Gast, den ihr Vater hier verborgen.

Sie sah ihn, doch er sah sie nicht. Hingestreckt auf den harten kalten Boden, den Lockenkopf auf die Patrontasche gestützt, lag der knabenhafte Jüngling, von dem Herr Wohlgemuth gesprochen, im tiefsten Schlafe der Ermüdung und hörte nicht den leisen Schritt des Mädchens.

Er war bleich wie eine Leiche und die dichten

schwarzen verwirrten Locken, die sein wachsweißes Gesichtchen umkräuselten, ließen ihn noch bleicher erscheinen.

Um den halb geöffneten Mund lag Trotz und Muth, und die knabenhafte Hand hielt auch im Schlafe noch den Griff des entblößten Degens fest.

Der junge Mensch trug die Uniform der preußischen Infanterie, aber die Montirungsstücke waren, wahrscheinlich in Folge langer Strapatzen, sehr abgetragen und sogar mehrfach zerrissen; eine Haarschnur schaute aus der fest zugeknöpften Uniform hervor, und der äußere Ring eines Medaillons, wie man sie zur Zeit trug, Haarlocken und Miniatur-Portraits geliebter Personen enthaltend.

Die Sohlen der Stiefel waren zerrissen, die Hände des armen Jungen geschunden, und man merkte an seinem festen Schlaf, daß Ermüdung und Entkräftung bei ihm das äußerste gethan.

Leise leerte Louise ihre Taschen und setzte Speise und Trank so wie das brennende Licht auf den Boden. Dann aber nahm sie ihr Umschlagetuch von den Schultern, legte es mehrfach zu einem Kissen zusammen und schob es unter den Kopf des Schläfers, der selbst dadurch nicht gestört wurde, sondern ruhig fortschlummerte.

Etwas anderes aber als die Bemühungen des freundlichen Mädchens mochte ihn wecken. Der Duft des guten Brodes nämlich und des saftigen Schinkens; denn der junge Flüchtling war, als er sich in diesem alten Kellergewölbe hinlegte, zum mindesten eben so hungrig als müde.

Er öffnete die Augen, blickte schlaftrunken um sich und sah in das freundliche Gesicht Louisens, das sich mitleidig und liebevoll über ihn beugte.

Im Nu war er völlig ermuntert, sprang eilig empor und entschuldigte sich bei der ‚werthen Demoiselle‘ mit vieler Artigkeit wegen seines Schlafens.

In bessern Zeiten hätten diese beiden Kinder ein prächtig Paar Spielkameraden abgegeben und sich gewiß wacker mit einander auf Wiese und Feld, beim Ballschlagen, Haschemännchen und Reifenspiel getummelt.

Jetzt standen der siebenzehnjährige Fähnrich und die dreizehnjährige Louise einander in so ernsten Verhältnissen gegenüber, daß ihre jugendlichen Gestalten und kindlichen Gesichtchen eine Ironie zu sein schienen.

„Mein Vater schickt mich,“ sagte die sanfte Louise, „ich habe Ihnen Essen gebracht und gutes Bier, es thut mir nur so bitter leid, daß es ganz unmöglich

ist, Ihnen ein Paar Bettstücke her zu schaffen, aber diese Franzosen passen so abscheulich auf."

„Ja! ja, das thun sie," entgegnete der Fähnrich, indem er sich Brod schnitt, während Louise den Schinken und die Wurst zertheilte, „ich weiß aus Erfahrung, daß sie das thun! Aber, meine beste Demoiselle, Betten sind für mich ganz überflüssig, seit vierzehn Tagen, nach der Schlacht von Eylau, bin ich jetzt in keinem Bett gewesen, und — was thut's!"

Er sah so blaß aus, während er das sagte, daß Louise der Meinung war, ein Bett sei für ihn wohl das allernothwendigste; wie er aber aß, da erschien er ihr so herzlich ausgehungert, daß sie sich zu der Ansicht bekehrte, Essen und Trinken seien ihm denn doch jedenfalls noch nöthiger gewesen.

„Sie sind die Tochter des vortrefflichen Herrn, der mich hier untergebracht hat, ich sehe das an Ihrem schönen guten Gesicht. Du lieber Himmel, was giebt's doch für prächtige Menschen in der Welt. Gott, Gott, wenn meine Mama wüßte, daß ich hier so gut und sicher im Keller sitze und daß man mich pflegt und füttert, mich armen ausgehungerten Kerl, was würde die weinen, ei, und für Sie Alle beten! — und das wird sie auch später noch thun, wenn ich mich nach Rußland zu meinem Vetter



durchschleichen und ihr später Nachricht von mir geben kann.“

„Sie haben noch eine Mutter?“ fragte Louise, „mein Gott, wie mag sie sich Ihretwegen ängstigen!“

Der junge Mann nickte bloß zur Bejahung, weil er den Mund im Moment besser gebrauchte als zum Sprechen.

Sobald er aber den mächtigen Bissen glücklich untergeschluckt und seine Kehle mit etwas Bier befeuchtet hatte, sagte er sehr eifrig: „Ja, ja ich habe eine Mutter, lieber Gott, und was für Eine! Ja, die sollten Sie kennen, beste Demoiselle, Sie würden sie gleich lieb haben. Sie ist eine Witwe, mein Vater war Major in der Artillerie und hieß von Treufeldt, ich bin ihr einziges Kind — ach und wie lieb hat sie mich, wie wird sie sich meinetwegen in diesen langen Wochen und Monaten abgeängstigt haben, denn ihr Nachricht von mir zu geben war mir ja unmöglich.“

„Ach Du lieber Gott,“ entgegnete Louise, „wie schrecklich ist doch der Krieg, wie viel Elend bringt er über die Welt und wie wird der schlimme Napoleon es einst vor Gott verantworten, daß er so viel Menschenblut hat fließen lassen!“

„Freilich, freilich,“ meinte der junge Fähnrich

„der Krieg ist schrecklich, besonders solcher wie dieser. Wenn man auf Schulen hört von den Kriegen der alten Zeit, oder wenn mein seliger Vater, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht, uns erzählte von der Schlacht bei Roßbach und andern Siegen des großen Königs, da kam Einem der Krieg wie etwas Großes und Schönes vor. Aber so ein Krieg! bin ich doch seit Monaten nun gejagt und gehetzt wie ein armer Hase.

„'s ist gräulich nur daran zu denken. Ich will mich aber nicht fangen lassen, durchaus nicht! viel lieber sollen sie mich todtschießen, viel lieber will ich am Wege verhungern. Denn sie schießen nicht auf mich, diese Franzosen, weil ich ein Einzelner und so klein bin."

„Wie sind Sie denn hierher gerathen, Herr von Treufeldt?" fragte Louise mit herzlichster Theilnahme.

„Ja sehen Sie, liebe Demoiselle, das will ich Ihnen erzählen. Nach der Schlacht von Eylau im Winter war ein Theil meines Bataillons versprengt. Unser Major von Pfuhl, ein sehr braver Soldat, sammelte uns bei einem kleinen Dörfchen, — ich weiß nicht 'mal wie es heißt — und so marschirten wir in guter Ordnung auf abgelegenen Land-

wegen und wollten unser Regiment aufsuchen. Ja! wo war das geblieben? wir fragten hier, wir fragten dort, Franzosen waren überall, einzelne arme Soldaten von unsern und andern Regimentern fanden wir auch, die schloßen sich an uns an. Unser braver Major hielt gute Mannszucht, unsre Officiere, die Paar, die bei uns waren, unterstützten ihn. So kamen wir von Dorf zu Dorf und fanden uns endlich in der Nähe des Städtchens Bartenstein. — Herr Gott, da waren noch keine Franzosen, so durften wir etwas ruhen. Die Bürger und Bauern nahmen uns mit tausend Freuden ins Quartier, pflegten und fütterten uns. Es ging uns drei Tage recht gut. Da kommt ein Bürger und bringt die Nachricht, daß ein Regiment Franzosen anmarschirt kommt und der Major läßt Appell schlagen. Meine wackere Wirthin, das war nun eine zu gute Frau, sagt: Junker, ich backe Ihnen noch Flinzen zum Kaffee und gebe Ihnen auch noch was zu essen mit. Ich aß also die Flinzen und trank Kaffee, man konnte nicht wissen, wann's wieder so was Gutes gäbe; aber ich ließ mir's allzu wohl sein, denn ich verspätete mich etwas und lief zum Sammelplatz so schnell ich konnte, und wir rückten in guter Ordnung aus. — Wie wir in den Wald kommen, denken Sie,

greife ich in meine Tasche und sehe, daß ich zwei Dinge vergessen habe. Meinen Geldbeutel, es waren zwar nur noch drei Thaler drin, aber das war auch alles, was ich hatte, und dann meiner guten Mama Portrait, ich hab's auf meinem Bett liegen lassen, als ich mir so rasch das Collet zuknöpfte. Das mußte ich wieder haben, ich mußte! der Mutter Bild konnte ich diesen Franzosen nicht lassen, und mein Bißchen Geld war mir auch sehr nöthig.

„Ich trete also gleich vor und bitte den Major um Erlaubniß zurück gehen zu dürfen, und wie ich ihm sage, daß ich der Mutter Bild holen müsse, sagt er: Gehn Sie mit Gott, Treufeldt, und holen Sie Sich Ihr Amulet, aber sehen Sie Sich vor, die Franzosen sind uns dicht auf den Fersen.

„Ich lief was ich konnte, ich komme auch glücklich zu meiner guten Wirthin, die eine rechte Freude hatte, mich wieder zu sehen. Sie hatte meine Sachen schon gefunden, band mir die Haarschnur selbst um den Hals und befestigte sie hier an meinem Collet, steckte mir noch alle Taschen voll Bratäpfel und meine Börse zu Brieftasche, Federmesser, Schnupftuch und Feuerzeug in die große Vordertasche meines Mantels. 's war bitter kalt und ein rauher Wind, trotz dem aber zog ich den Mantel nicht an, ich

wollte recht laufen können, so machte ich ihn mir nur mit einem einzigen Knopf am Hals zu und küßte meine alte liebe Wirthin vom Herzen und — fort geht's was die Füße tragen. Wie ich hinter das Städtchen komme, vielleicht tausend Schritt, da kommen die Franzosen, ihre Gewehre blitzten im kalten Wintersonnenschein, wie die Schuppen einer ungeheueren Schlange. Ich laufe was ich kann, aber ach der große Weg, der nach dem Walde führte, war mir schon abgeschnitten, so biege ich denn seitwärts in einen Feldweg, aber man hatte mich gesehen und rief mir zu: arète! arète! das war aber ganz und gar nicht meine Absicht, im Gegentheil, ich lief wie ein gejagtes Wild desto schneller, ich merkte, daß drei bis vier hinter mir her waren und mir die Wege abzuschneiden suchten, denn wir befanden uns auf einem häßlichen Terrain; breite Gruben und hohe Hecken durchzogen Wiesen, die fast ganz unter Wasser standen, rechts ab lag die Stadt, links der Wald, den ich erreichen mußte, wenn ich meine Freiheit retten wollte. Ich fühlte, daß meine Verfolger sich mir mehr und mehr näherten, und machte mein Seitengewehr in der Scheide locker, denn ich war fest entschlossen nicht um Pardon zu bitten, sondern mich wie ein Wolf so lange zu wehren, bis sie mich

niedergehauen. Anfangs riefen sie mir französisch zu, dann in ihrem verrückten Deutsch: Steh! steh! kleiner Kuckuck, sie nannten uns Füseliere nämlich Kuckuck, wegen des Adlers an unseren Czakos, steh! brav Kerl, Pardon! ich lief aber fort und fort und fühlte Einen dicht hinter mir. Sehen Sie, beste Demoiselle, solche Franzosen sind immer etwas ritterlich, sie hätten mich zehnmal niederschießen können wie einen tollen Hund, denn obgleich ich lief, war ich ihnen gerade wie eine Scheibe in der weiten flachen Landschaft; aber keiner schoß und da ich dem Walde näher und näher kam, wo ich die Meinen erwarten konnte, so hatte ich Kraft und Luft genug. Also wie gesagt, ich lief und lief bis Einer mir dicht auf den Hacken war und mich beim Mantel packte. Es ging ums Leben, das Bild meiner Mutter hatte ich im Collet, also ich mache im Laufe den Knopf meines Mantels auf und springe mit einem mächtigen Satz über die Hecke vor mir, der Mantel blieb in des Franzosen Händen und ich wie blind und toll lief immer vorwärts. — Sie schoßen nicht, sie lachten aber laut und schrieen: Brav! Brav! Kamerad, klein Kuckuck, brav Kerl! und so kam ich in den Wald, ohne Mantel zwar, ohne Geld, ohne Brieftasche, Federmesser und Bratäpfel, aber in Frei-

heit und hier meines Mütterchens Bild auf meiner Brust."

Er hatte bei diesen letzten Worten das Miniatur-Portrait hervor gezogen und zeigte seinen Schatz Louisen, die theilnehmend in ein sanftes edles Gesicht blickte, das bleich und traurig aber unsäglich lieblich sie mit großen dunkeln Augen freundlich anzusehen schien.

„Und Sie fanden Ihre Kameraden, Herr von Treufeldt?" fragte Louise nach einer Pause.

Er schüttelte den Kopf und seine schwarzen treuherzigen Augen füllten sich mit Thränen, die langsam über das blasse Gesicht herab rieselten:

„Ich fand sie nicht mehr, aber ich hörte in nicht großer Entfernung heftiges Gewehrfeuer und am andern Tage — ich hatte die Nacht im Walde unter einer alten Tanne campirt — kam ich an die Landstraße, da lagen fünf bis sechs Leichen von unsern ehrlichen Soldaten, da lag auch der Premier-Lieutenant von Manteufel, er lebte noch, obgleich er aus vielen Wunden blutete, und als er mich erkannte, sagte er: Grüßen Sie meine Braut, Treufeldt, wenn Sie davon kommen, und sagen Sie ihr, daß ich sie bis zum Tode geliebt und daß ich — mehr kam nicht über seine blassen Lippen, ich gab

ihm noch ein Bißchen Wasser aus dem nahen Graben zu trinken und legte seinen armen Kopf höher, und so starb er. — Ich aber bin von da ab Kreuz und Quer durchs Land gezogen, der russischen Grenze mich mehr und mehr nähernd und — da bin ich nun! zwischen mir und der Freiheit liegt nur noch der Strom und Ihr würdiger Vater hat versprochen mich so bald als möglich hinüber zu bringen."

„Behalten Sie mein Tuch hier, Herr von Treufeldt," sagte Louise, da er es von seiner Patrontasche nehmend ihr überreichen wollte, „es ist groß und weich, wickeln Sie Sich hinein und versuchen Sie noch zu schlafen; ich werde jetzt gehen, mein blinder Vetter wird sehr auf mich warten, wir haben, denke ich, allzulange geplaudert."

„Aber ehe Sie gehen, sagen Sie mir erst, wie Sie heißen, beste Demoiselle, damit ich meiner Mutter einst, wenn bessere Zeiten kommen, auch von Ihnen erzählen und Sie aufsuchen kann, wenn ich einmal was Recht's geworden bin; denn das hab' ich mir fest vorgenommen, bleib ich am Leben, so komm ich künftig einmal und danke all denen, die mir jetzt so viel Gutes gethan."

„Das Licht werde ich Ihnen lassen, Herr von Treufeldt," sagte Louise, indem sie sich zum Gehen



anschickte, „ich heiße übrigens Louise Wohlgemuth und mein lieber Vater besitzt das Gut Kybullen hier."

„Ach! ach! da sind wir wahrhaftig auch ein Bißchen verwandt!" rief der Fähnrich seelenvergnügt. „Ihre Mama ist eine geborne von Itzstein und die meine ist das auch, sie sind Cousinen im zweiten Gliede und hatten sich als Mädchen sehr lieb. Herr Gott, was das schön ist! Grüßen Sie mir Ihren werthen Papa, und nicht wahr, Sie geben mir jetzt zum Abschiede Ihr Händchen?"

Louise reichte ihm die Hand und so standen die beiden Kinder einen Augenblick einander lächelnd gegenüber, bis plötzlich der Jüngling seine beiden Arme um den Nacken des Mädchens schlang, und sein bleiches Gesicht auf ihre Schulter lehnte.

Louise streichelte, einem unwiderstehlichen Mitleiben nachgebend, zärtlich seine dunkeln Locken. Er zog sie dieß fühlend fester und fester an sich und — beide wechselten verwirrt und befangen die ersten Küsse ihres jungen Lebens.

Es schien ihnen das ganz natürlich, ganz sich von selbst verstehend, sie fanden nichts Unrechtes dabei, und blickten sich noch zärtlich und unschuldig in die treuherzigen Augen.

Endlich aber besann sich Louise von Neuem auf die Nothwendigkeit des Scheidens.

„Nun Adieu, nochmals Adieu, Herr von Treufeldt," sagte sie ihre Hände aus den seinen ziehend, „ich muß fort, ich muß jetzt wirklich und wahrhaftig fort, es kommt mir schon recht seltsam vor, daß mein Vetter Wilhelm noch nicht ungeduldig geworden ist."

„Denken Sie an mich, herzliebe Cousine!" sagte der Jüngling, „beten Sie für den Fritz; ich habe keine Schwester, aber mir ist zu Muthe, als ob ich Sie noch viel lieber hätte, als ich eine Schwester haben könnte."

Sie ging von ihm begleitet die Treppe hinauf und versuchte die Thüre aufzuschieben, wobei er sie aus allen Kräften unterstützte.

Magister Fisch aber hatte das zu einer Unmöglichkeit gemacht, sie war fest verschlossen, der Schlüssel abgezogen, sie konnte durch das Schlüsselloch einen, wenn auch beschränkten Blick hinaus in die Sommernacht thun.

Unter andern Verhältnissen würde Louise höchst wahrscheinlich sich hier in dem düstern abgelegenen Gewölbe recht sehr gefürchtet haben, jetzt war das ganz und gar nicht der Fall, sie war ja nicht allein, und

in der Gesellschaft ihres neuen Vetters war es ihr ganz behaglich und heiter zu Muthe.

„Nun da muß ich schon noch bei Ihnen bleiben, Vetterchen,“ sagte sie ganz vergnügt, „und wissen Sie, wir wollen uns einmal in dem alten Gewölbe umsehen, ob wir nicht einen andern Ausgang nach den Kellern des Schlosses oder irgend etwas zu Ihrem Nutzen oder Ihrer Bequemlichkeit Dienendes finden können.“

„Ja, da haben Sie ganz Recht, das wollen wir thun,“ entgegnete der Fähnrich, „wir haben ja Licht, es ist gar zu hübsch, daß Sie nun noch bei mir bleiben.“

„Aber Sie sind müde, armes Vetterchen, Ihnen wäre der Schlaf nothwendiger als alles andere.“

„Ach behüte, ich könnte jetzt, da ich satt bin, mit Ihnen Kosak und Gott weiß was tanzen. Denken Sie, Louise, wir sind ein Ritter und ein Fräulein und ein böser Zauberer habe uns zusammen hier in den Berg eingeschlossen. Es kann uns Erlösung nur kommen, wenn eines von uns das rechte Wort ausspricht. Wissen Sie es?“

Sie schüttelte lachend den Kopf. „So wenig wie Sie, Vetter, aber vielleicht finden wir, wenn wir recht suchen, eine goldene Thür, und wenn wir da

anklopfen, ruft eine schöne Stimme: Herein! und wir treten in ein Gemach ganz von Gold und Edelsteinen strahlend, und da liegt auf einem Bette von Rosen die schöne Prinzessin, die Sie erlösen sollen, und schläft, bis Sie ihr einen Kuß geben und —"

„Ach dummes Zeug, die schönste Prinzessin in der Welt das sind Sie, Louise, Sie sind bei mir und — sehen Sie Sich nur um, der Feenpalast ist auch da, für mich wenigstens, ich möchte mein ganzes Leben hier zubringen, wenn ich immer mit Ihnen sein könnte, ich bin Ihnen so gut, so von ganzem Herzen gut, ich wundere mich, daß ich gestern und vorgestern und alle die Zeit, wo ich Sie nicht kannte, gelebt habe."

Sie hatten bei diesem Geplauder sorglich die Wände und Pfeiler betrachtet, waren mit dem Licht in der Hand in das zweite Gewölbe getreten und fanden hier etwas, das ihnen jedenfalls von Nutzen sein mußte: einen großen Haufen trockenen Mooses nämlich, unter dem sich auch viel blühendes Haidekraut befand, das einen angenehmen erquickenden Walddust aushauchte. Der alte Gottfried hatte das jedenfalls hierher getragen, vielleicht für den Fall einmal einen Flüchtling hier zu verbergen. In einer

Ecke standen auch noch fünf bis sechs Flaschen Wein.

„Trinken Sie," sagte Louise, „es ist alter, sehr alter Ungar, er liegt noch aus polnischer Zeit hier und ist gesund und erquicklich."

„Sie trinken mir zu," entgegnete lachend der Jüngling, ihr das Glas hinhaltend und dann — kaum wußte er selbst warum, — die Lippen auf dieselbe Stelle drückend, an der sie genippt hatte.

Wie flüssiges Feuer ging der edle Rebensaft durch die matten Glieder des von tausend Strapatzen und Entbehrungen erschöpften Jünglings, aber er konnte ihn nur auf Momente in eine höhere Stimmung versetzen. Bald äußerte er seine Kraft durch das Zunehmen des Bedürfnisses nach Ruhe.

Louise bemerkte dieß, sie breitete ihr warmes Tuch über das Mooslager, das sie sorglich zurecht schüttelte und sagte:

„Nun werden Sie Sich hübsch hierher legen, Vetter, damit Sie ausgeruht sind, wenn Papa kommt."

„Ich glaube, ich werde das thun müssen," meinte kopfschüttelnd Treufeldt, „der Wein ist mir schwer wie geschmolzenes Blei in die Glieder gegangen, aber ich werde nicht einschlafen, gewiß, ich werde nicht, Sie setzen Sich zu mir, meine liebe Louise,

und dann sprechen wir zusammen, bis Ihr Vater kommt."

„Gut," sagte sie und deckte die Enden des großen Tuches über seine bereits hingestreckte Gestalt, setzte sich auf den bequemen Platz, den er ihr neben sich einräumte, ja als er sie gar so schön darum bat, legte auch sie sich auf das weiche Moosbett, denn mit dreizehn Jahren ist man müde, wenn der Abend kommt. Der Engel der Unschuld stand segnend neben dem Lager der beiden Kinder, der Schlaf breitete seine dichtesten Wolken über ihre jungen Häupter und bunte Träume tanzten und flatterten um ihre Seelen. —

Siebentes Capitel.

O Priester Tod, Du treuer, ächter!
Du schmiedest fest der Liebe Band,
Du mehr als Welt- und Glückgerechter,
Rasch einst du Busen, Mund und Hand.

Kinkel.
(Otto der Schütz.)

Vetter Wilhelm ging mit den französischen Officieren tief in die Erlen und wußte es dann zu ver-

anlassen, daß sie ihn nach dem Wohnhause brachten, woselbst er Louise unfehlbar zu finden erwartete; denn er dachte, daß sie gewiß nach Hause und zwar auf dem nächsten und verborgensten Wege nach Hause gehen würde, wenn sie ihn bei den Steinen nicht träfe. Dem war aber nicht also, niemand hatte von Louisen etwas gesehen. Herr Wohlgemuth war nicht wenig des Kindes wegen in Sorgen und fühlte sich hoch erfreut, als endlich um Mitternacht alles still wurde, so daß er es wagen konnte nach dem versteckten Gewölbe zu gehen.

Der Schlüssel steckte nicht im Schlosse und dieß ließ ihn vermuthen, daß Louise fortgehend ihn abgezogen habe. Um sich davon zu überzeugen klopfte er so laut als möglich an der Thür und rief durch das Schlüsselloch ihren Namen, und als er das mehrmals wiederholt hatte und sich innen im Gewölbe kein Laut vernehmen ließ, kam er auf den Gedanken, daß niemand mehr darin sein könne.

Natürlich mußte das sein Vaterherz mit den bängsten Sorgen überfüllen. Die ganze Gegend war überschwemmt mit französischen Truppen, Louise ein fast erwachsenes, liebliches Mädchen, welch grauenvollem Geschick konnte sie verfallen sein, ward sie vielleicht in

Gesellschaft des jungen Flüchtlings in die Hände zügelloser Soldaten gefallen.

Auch Magister Fisch wurde vermißt, aber dieser kehrte am andern Morgen, zwar etwas durchnäßt und angegriffen, sonst aber ganz wohlbehalten, von seinem Wegweiser-Amte zurück.

Ueber Louise konnte er leider keine Auskunft geben, auf seinem Wege war sie ihm nicht begegnet, das versicherte er aufs bestimmteste; wenn man nach ihr forschen wolle, so müsse es auf der entgegengesetzten Seite geschehen. Nachdem er diesen Rath ertheilt, ging er auf sein Zimmer, warf seine nassen Kleidungsstücke ab, trank Kaffee mit Rum, zog eine Schlafmütze über die Ohren, legte sich zu Bett und schlief den Schlaf des Gerechten.

Vetter Wilhelm befand sich in einem Zustande, der an Wahnsinn grenzte. — Er machte sich Vorwürfe, Louise und seinen Platz auf den Steinen verlassen zu haben. Er malte sich die gräßlichsten Möglichkeiten aus, die das Mädchen getroffen haben könnten, er sah sie für sich verloren, er hätte sie suchen mögen in allen Orten der Welt und war durch sein trauriges Gebrechen an den kleinen Raum gefesselt, wo sie eben nicht war.

Wie rasend lief er durch die Zimmer, lief durch

den Garten, so weit seine Ortskenntniß ihm das möglich machte; seine schrecklichen Augen mit Blut unterlaufen, sein lockiges blondes Haar verwirrt um seine bleichen Schläfen hängend, seine geballten Hände vor die Stirne schlagend, sobald er sich von Neuem sagte: „Wäre ich an den Steinen geblieben, ich hätte es gewahr werden müssen, wann sie zurück kam, und was dann auch über sie gekommen wäre, wie elend ich auch in meiner Blindheit bin, ich hätte, sie vertheidigend mit meinen Zähnen, mit meinen Fäusten, mit meinen Nägeln vertheidigend, neben ihr in Stücke gerissen werden müssen, ehe ihr etwas zu Leide geschehen konnte.“ — Mit dem fortschreitenden Tage schickte Herr Wohlgemuth nach allen Seiten Boten aus, die verlorene Tochter zu suchen. General Battier, der die Sache so nahm, wie Vetter Wilhelm sie ihm mitgetheilt, hielt dafür, daß das Mädchen irgend einer kleinen Abtheilung marodirender Preußen in die Hände gefallen sei, die Schildwachen wurden aufs genaueste instruirt, die Offiziere eilten mit Fernröhren bewaffnet auf alle nahen Hügel. Madame Wohlgemuth und Lydia weinten, Muhme Elsbeth flüsterte betrübt mit dem andern Dienstpersonal, und der Tag verging für die Familie

unter den fürchterlichsten Sorgen, die mit jeder Stunde eine schrecklichere Gestalt annahmen.

Daß Louise mit dem jungen Preußen das Kellergewölbe verlassen haben müsse, daran zweifelte Niemand, und wenn sie es verlassen, was war da wohl natürlicher als daß sie einer Bande umherstreifender zügelloser Soldaten in die Hände gefallen? Welches furchtbare Schicksal konnte das arme Kind bereits getroffen haben! Ein eisiges Grauen schlich durch die Brust der Eltern, der Verwandten und Freunde bei dieser Frage, selbst die feindlichen Officiere und Soldaten fühlten tiefes Mitleid mit dem verlorenen Kinde und der unglücklichen Familie, und thaten das Mögliche, um das arme Mädchen aufzusuchen, oder mindestens ihr Schicksal zu ermitteln.

Wer sich um alle diese Vorgänge ganz und gar nicht bekümmerte, war der philosophische Magister, der ruhig in seinem Bette lag und einen heftigen Katarrh pflegte, den er sich auf seiner gezwungenen Reise geholt.

Was ging's ihn auch an? er hörte kaum hin, als Vetter Wilhelm in seiner Verzweiflung ihm erzählte, Louise sei verschwunden, spurlos verschwunden bei einem Spaziergang am späten Abend. — Er hatte auch einen Spaziergang machen müssen, der ihm schlecht



genug bekommen war, und der erste Grundsatz von des Magisters Philosophie war die weise Regel: jeder ist sich selbst der Nächste.

So blieb er denn auch über Nacht ruhig im Bette, die ausgesendeten Boten kehrten von weit und breit zurück und von der Verlorenen brachte keiner eine Nachricht.

Louise hatte indeß auf dem rauhen Mooslager fest und sanft geschlafen. Sie erwachte früher als ihr jugendlicher, von langen Anstrengungen auf den Tod ermüdeter Gefährte, und schlich leise an die Thür um zu hören, ob nun nicht bald Papa käme oder Vetter Wilhelm ein Lebenszeichen von sich gäbe.

Wie sehr erstaunte sie indeß, als sie den Strahl goldenen Lichtes gewahrte, der durch das große offene Schlüsselloch in das Gewölbe zog und in dem Dunkel eine glänzende Linie bildete, auf welcher Sonnenstäubchen in allen Regenbogenfarben glänzten.

Es war Tag draußen! kein Zweifel daran, sie hatte mit ihrem Gefährten die Nacht verplaudert und verschlafen, vielleicht den Vater nicht gehört, vielleicht auch war er abgehalten worden sie zu holen. Wo aber war ihr blinder Vetter? Warum hatte er sie hier eingeschlossen? allerlei ängstliche Gedanken stiegen in ihrer Seele auf, zum Glück aber war auch ihr

Gefährte erwacht und kam, heute schon etwas wohler als gestern aussehend, mit dem Lichte in der Hand, das fast bis zur Neige verbrannt war, zu ihr.

Sie sprachen sich gegenseitig Trost und gemeinschaftlich den noch vorräthigen Speisen zu. Ein wenig von dem guten Ungarwein gab ihnen neuen Lebensmuth, und so saßen sie dann Arm in Arm auf den Kellerstufen, sich an dem sparsamen Tageslicht erfreuend und plaudernd von ihrer kurzen Vergangenheit.

Fritz Treufeldt beschrieb seine Mutter mit all dem Enthusiasmus eines Jünglings, der in der Mutter noch allein die Verkörperung der Weiblichkeit liebt und verehrt. Er malte der horchenden Louise sein Kindes- und Knabenleben an der Seite dieser trefflichen Mutter, ihre gemeinsamen Spaziergänge, ihre Abgeschlossenheit von allem sonstigen Umgange wegen ihrer Armuth, den Schmerz bei ihrer Trennung.

Louise horchte mit höchster Spannung auf seine Schilderungen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, die zum Theil die Rührung, zum Theil ein heißer sehnsüchtiger Schmerz ihr erpreßte.

„Worüber weinen Sie?“ fragte der Jüngling, als er bemerkte, daß die Thränen seiner Gefährtin floßen.

„O ich möchte ihre Mutter kennen!“ entgegnete

sie schluchzend, „ich möchte mich von ihr belehren lassen und sie so lieb, so lieb haben, daß sie mich endlich auch lieb hätte.“

„Haben Sie denn nicht auch eine Mutter?“ fragte Fritz erstaunt.

„Ja! ich habe eine, aber sie liebt mich nicht, weil ich nicht schön bin wie meine Schwester, und sie belehrt mich auch nicht, weil sie das alles, wonach meine Gedanken gehen, für ganz unnütz und überflüssig hält und auch keine Zeit hat mich zu belehren, selbst wenn sie es für nothwendig hielte; denn bei uns ist immer Gesellschaft und sie ist stets dadurch beschäftigt.“

„Aber daß Ihre Mutter Sie nicht für schön hält, ist ganz unmöglich!“ sagte Fritz, einen langen Blick auf Louisens erröthendes Gesichtchen heftend, „Sie sind das schönste Mädchen, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, gewiß das sind Sie!“

„O Sie kennen meine Schwester nicht,“ entgegnete sie treuherzig, „ich habe ja Pockennarben, wie kann man da schön sein; Lydia ist schön, sie sieht aus wie eine Rose, ach noch schöner.“

„Das glaub ich nicht,“ sagte Fritz, „und es ist auch gewiß nicht wahr, daß sie schöner sein kann als Sie, denn das ist gar nicht möglich; wenn Ihre

Mutter Sie weniger lieb hat als die Schwester, so muß das an etwas anderm liegen, davon bin ich überzeugt.“ —

So sprachen die Kinder, nicht einen Moment stockte ihre harmlose Unterhaltung, und als die Stunden des Tages entflohen waren, als die dunkle Nacht das Gewölbe mit ihrer Finsterniß füllte, als der Hunger sich bei ihnen einzustellen begann und ihre Vorräthe erschöpft waren, fanden sie Trost und Muth im Gespräch, das mehr und mehr einen ernsten Charakter annahm.

Fritz von Treufeldt, obgleich erst 17 Jahre alt, hatte dem Tode schon in mancherlei Gestalten in die Augen gesehen. Hier schien er sich ihm in einer besonders schrecklichen zu nähern. Er fühlte den Hunger bereits in seinen Eingeweiden wüthen, und er, der die Schrecken des Krieges kannte, war der Meinung, daß Herr Wohlgemuth, Vetter Wilhelm und alle die Personen, die um seine und Louisens Anwesenheit an diesem abgelegenen und unheimlichen Orte wüßten, jedenfalls von den Feinden entweder weggeführt oder getödtet sein mußten, um sie hier in dieser trostlosen Finsterniß so ganz und gar zu vergessen.

Hier zu verhungern! der Gedanke war grausig genug.

„Wir wollen schlafen, Louise,“ sagte Fritz, als die Nacht draußen wieder eingetreten zu sein schien, „so verbringen wir wenigstens einige Stunden und sammeln Kräfte. Wir müssen alles versuchen um hier herauszukommen, vielleicht können wir morgen, wenn das Licht wieder durchs Schlüsselloch scheint, das Schloß mit Hilfe meines Degens sprengen oder öffnen; jetzt wollen wir ruhen, komm, meine arme kleine Gefährtin, Du bist jetzt meine Schwester, und wenn ich den Versuch für mich selbst aufgeben könnte mich zu retten — ein Soldat muß dem Tode in jeder Gestalt in die Augen sehen können — für Dich muß ich mich schon bei Kräften erhalten und alles thun, um uns zu befreien.“

Das Mädchen schmiegte sich bebend an ihn. „Ich habe keinen Bruder,“ sagte sie, „jetzt weiß ich erst wie schön es ist einen zu haben; aber lieber Fritz, unser Lager finden wir in der dicken Finsterniß nicht mehr, vielleicht kommt auch in der Nacht jemand an diese abgelegene Stelle, und wenn wir Menschentritte hören, so können wir rufen; es ist jetzt wohl auch besser für Dich, Fritz, einer französischen Wache in die Hände zu fallen, als hier zu verhungern. O wenn wir nur noch etwas Licht hätten!“

Die beiden jungen Geschöpfe kauerten sich auf

der Treppe dicht aneinander. Der Jüngling schlang seinen Arm um das bebende Mädchen und so saßen sie die langen langen Stunden der Nacht, bald vor Mattigkeit entschlummernd, bald fröstelnd aus dem leichten Schlaf auffahrend und sich ihrer traurigen Lage bewußt werdend.

Eines fand am Andern Trost. Sie fühlten es als ein süßes Glück neben einander zu sein, und wenn der Schlaf von ihnen wich, sprachen sie immer wieder liebevoll und herzlich mit einander.

In dieser Nacht war Herr Wohlgemuth in Begleitung zweier französischer Soldaten, die ihm der General als Sauvegarde mitgegeben, aufgebrochen, um in weiteren Entfernungen als bisher die Spur seines Kindes zu suchen. Vetter Wilhelm hatte mit einer Art von Raserei anfangs darauf bestanden, diese Reise mitzumachen, dann aber hatte er sich ruhiger finden lassen und den Vorsatz gefaßt, am folgenden Tage in Begleitung des Magisters Garten, Wald und Feld in der Nähe noch einmal nach einer Spur des verschwundenen Mädchens zu durchforschen.

Magister Fisch hatte einen so schlimmen Schnupfen wie nie in seinem Leben, er blieb im Bett und trank Fliederthee, den ihm Muhme Elsbeth weinend brachte. Mittags erst, als Wilhelm wie ein Rasen-

der todte, entschloß er sich aufzustehen und den Blinden zu begleiten.

Allerdings mußte das an jenem Tage ein ziemlich unangenehmes Geschäft sein, denn es regnete in Strömen und ein eiskalter Wind pfiff um das Haus.

„Sie sind ein Toller, geradezu ein Toller, Herr Itzstein!" sagte der Philosoph, „hier in der Nähe nach dem Mädchen forschen zu wollen, ist sie doch keine Stecknadel, sondern ein großes, fast erwachsenes Frauenzimmer, ein recht hübsches," setzte er schmunzelnd hinzu. „Daß wir die nicht mehr sehen werden, davon bin ich so überzeugt als von meinem Leben, sie ist vielleicht ganz freiwillig mit einem hübschen Franzosen davon gegangen. Es wäre die Erste nicht."

Wilhelm knirschte mit den Zähnen, auch ihm war dieser Gedanke schon ein Paarmal aufgestiegen, fürchterlich, gräßlich! Er wußte, daß die Franzosen sehr beliebt waren bei den Damen, und ihm in seiner Finsterniß schien es keine Unmöglichkeit, daß das noch nicht dreizehnjährige Mädchen, dessen lebhaften Geist er kannte, den Schmeicheleien eines schönen Mannes nachgegeben haben könne.

Jemand, das war kein Zweifel, mußte ja doch

das Gewölbe verschlossen und den Schlüssel abgezogen haben.

Darnach wollte er forschen, suchen und so schleppte er den Magister durch den Garten nach dem alten Schlosse, wo er in jedem der ruinirten Gemächer umher horchte, an alle Wände pochte und unzählige Ratten und Blindschleichen aus ihren Schlupfwinkeln verscheuchte.

Wie er, suchte schon seit der ersten Nachricht von dem schrecklichen Vorfalle ein anderer Freund Louisens die Vermißte: Gottfried, der alte Schäfer. Er war mit einem seiner Hunde durch alle Wäldchen geschweift, hatte in allen Hütten angefragt, und überall mit verständigem Eifer, unterstützt von dem Instincte des klugen Thieres, nachgeforscht. Nun entschloß er sich, heute mit seinem Hunde auf dem alten Schloßberge und da herum seine Nachforschungen anzustellen, und er ging dorthin als bereits der Abend nahte, der an dem regnerischen Tage früher und rauher als sonst sich einstellte. Mit festem Tritt stieg der Alte den Hügel hinan, blickte hinter jeden Busch, hinter jeden Stein, und der Hund, dem sein Herr eine Schürze Louisens zu beriechen gegeben, ging wedelnd und die Nase an den Boden drückend vor ihm her.

So kamen sie an den Steinhaufen. Hier blieb der kluge Hund eine Weile stehen und stieß ein kurzes Geheul aus und dann drängte er sich durch Dornen und Gestrüpp, und ihm folgend kam der Greis an die Thür des alten Gewölbes.

Sie war verschlossen, aber als er mit seinem Stabe daran klopfte hörte er deutlich, daß eine Menschenstimme rief: „Wer auch da sein mag, sprengt diese Thür und rettet uns vor dem Verschmachten!“

„Louischen, Mamsell Louischen, mein herzliebes Kind,“ schrie der Greis durch das Schlüsselloch, „sind Sie hier?“

„Ach ja, Gottfried, mein guter Freund und Retter, ja ich bin hier,“ antwortete eine bebende, dem Greise so bekannte und liebe Stimme, „o laß diese Thür sprengen und bringe uns arme Begrabene an Gottes Licht.“

Heiße Thränen perlten über des Greises gefurchte Wangen. „Gelobt sei der allmächtige Gott,“ sagte er, die alten hagern Hände zum Himmel erhebend, über den schon wieder die Nacht, die vierte jetzt, seit Louisens Verschwinden, ihre Schleier breitete.

Eine Viertelstunde darauf, während noch Vetter Wilhelm mit dem Magister das alte Schloß durchwanderte, kam der alte Gottfried mit seinem Schlüssel

zu diesem Keller; denn er hatte bald nach seiner Ankunft in Rybullen diese Thür aufgefunden, sich einen Schlüssel dazu hergerichtet und benutzte an heißen Sommertagen bisweilen das Gewölbe zum Aufbewahren von allerlei kleinen Vorräthen, auch wohl zur Schlafstelle, wenn eben ein zuverlässiger Knecht bei der Heerde draußen bleiben konnte.

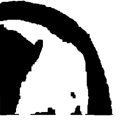
Der Alte zitterte heftig, als er die Thür weit öffnete und dem Lichte so einen Weg in den Kerker der beiden armen Kinder bahnte, die, eines vom Arm des andern fest umschlungen und gestützt, auf der feuchten Treppe saßen und kaum die Kraft hatten, sich zu erheben und dem Greise ins Freie zu folgen.

Die großen hohlen Augen des Jünglings schweiften einen Moment im Lichte umher.

„Sind noch Franzosen hier in der Gegend?" fragte er mit matter Stimme.

Der alte Schäfer bejahte es.

„So will ich lieber zurück in das Gewölbe als mich gefangen geben," sagte er, „gebt mir ein wenig Wasser und Brod und gestattet mir dann, daß ich mich dort so lange verberge, bis ich entweder mich an ein preußisches Corps anschließen und im ehrlichen Gefecht mit diesen Franzosen sterben kann, oder bis jemand mir ein Boot schafft, damit ich



hinüber nach Rußland flüchten kann, wo ich einen Vetter habe, der sich meiner annehmen wird."

Gottfried hatte indeß die ganz entkräftete Louise in seine Arme genommen.

„Kommen Sie mit mir den Berg hinab, Junker," sagte er ermuthigend, „die Franzosen thun so Ihnen kein Leid's mehr, seit gestern ist der Frieden bekannt gemacht und nur weil alles in unserm Hause in so schrecklicher Angst und Sorge war wegen Louischen, ist davon wenig oder nichts gesprochen worden. Sie aber, junger Herr, können jetzt ganz dreist mitten unter diese Franzosen treten."

Der junge Mann taumelte vor Schwäche und würde umgesunken sein, wenn nicht Gottfried aus seiner großen Tasche ein Stückchen Brod und Käse und ein Fläschchen echten Kümmelbranntwein gezogen hätte. „Da Junker," sagte er, „nehmen Sie, ein Paar Bissen und ein Schluck werden Ihnen gut thun und ein wenig auf die Beine helfen."

Er hatte Recht, die Nahrungsmittel erkräftigten den fast Verhungerten, und so gelangten denn die Drei an den Fuß des Hügels, wo ein Bach, klar und lustig über Kiesel plätschernd, Louisen und ihrem Leidensgefährten die nothwendigste Erquickung, einen frischen und kühlen Trunk, bot.

Hier legte der Schäfer das junge Mädchen auf den weichen Rasen, wusch ihr Gesicht und Hände und eilte dann nach dem nicht sehr entfernten Wohnhause, von dort nach kurzer Zeit mit der hocherfreuten Mutter und der alten Elsbeth zurückkehrend, die solche Nahrungsmittel brachten, wie sie den fast Verhungerten jetzt zuträglich waren.

Als am Abend Herr Wohlgemuth traurig von seinen vergeblichen Nachforschungen heimkehrte, empfing ihn die trostvolle Nachricht, daß Louise gefunden sei, und es blieb ihm und dem Vetter Wilhelm überlassen, sich die allerbittersten Vorwürfe darüber zu machen, daß man beim Suchen nach der Vermißten nicht zuerst den Ort durchforscht, wo man sie gelassen hatte, und Vermuthungen darüber anzustellen, wer wohl das Gewölbe verschlossen hätte; denn Magister Fisch hielt es nicht für nothwendig seiner Mitwirkung dabei zu erwähnen, ja bei seinem nächsten einsamen Spaziergange warf er den rostigen Schlüssel in die Memel und schwieg weislich über seine Entdeckung.

General Vattier und die sämmtlichen französischen Officiere hatten ihre Freude an dem jungen wackern Fähnrich, der, sobald er sich nur ein Bißchen von den Anstrengungen und Entbehrungen seiner letzten Lebenszeit erholt hatte, sich als einen der hübschesten,

klügsten, muntersten jungen Burschen zeigte, den man sehen konnte.

Er war klein für sein Alter, hatte aber, obgleich er immer noch ziemlich bleich aussah, ein gar hübsches Knabengesichtchen, mit freundlichen dunkeln Augen, die, sobald sein Herz erregt wurde durch ein Gefühl oder einen Gedanken, lebhaft funkelten. Die ungeheuern Anstrengungen der letzten Monate seines Lebens, dreitägiger Hunger und die bittre Angst, die er in dem Gewölbe ausgestanden, hatten nicht vermocht die Jugendkraft zu brechen oder auch nur zu beugen, die in diesem noch unentwickelten Körper pulsirte. — Ohne auch nur einen Tag krank zu sein, erholte er sich zusehends, sobald er wieder ordentliche und ausreichende Nahrung und sein gutes Bett hatte.

Louise dagegen verfiel in ein heftiges nervöses Fieber, das sie viele lange Tage an das Bett fesselte.

Fritz Treufeldt war während dieser Leidenszeit, so viel sich das nur irgend thun ließ, ihr treuester Pfleger. Nur dann, wenn Muhme Elsbeth ihm sagte: „Na Junker, nun machen Sie Sich hier fort, ich muß Mamsell Louischen umbetten,“ entfernte er sich auf einige Zeit aus der kleinen Krankenstube; und seine Nähe wirkte sichtbar günstig auf die Kranke,

selbst da, als die Besinnung gänzlich von ihr gewichen zu sein schien.

Wenn Fritz sich über die Phantasirende beugte und mit seiner freundlichen Stimme sagte:

„Sei ruhig, Louise, wir sind ja beisammen," lächelte sie, reichte ihm die kleine abgezehrte Hand und fand wenigstens auf Momente die Kraft, ein Paar verständige zusammenhängende Worte zu sagen.

Es schien übrigens, als ob Louisens Abenteuer und die Angst, welche man ihretwegen ausgestanden, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Stellung in ihrem Familienkreise ausgeübt habe. Madame Wohlgemuth fühlte ihre ganze Mutterliebe erwachen, als sie ihr jüngstes Kind sich entrissen glaubte, und als sie Louise wiedersah, leistete sie sich selbst das Versprechen, keinen Unterschied mehr zu machen zwischen ihrer schönen und der minder schönen Tochter.

Sie war auch viel, so viel als ihre Zeit es nur irgend erlaubte, an Louisens Krankenbett und diese fühlte sich unbeschreiblich glücklich im Besitz der mütterlichen Liebe.

Der Friede hatte nun auch wieder den unterbrochenen Verkehr zwischen den Nachbarn auf der russischen und preußischen Seite der Memel hergestellt.

Der Maler Treufeldt, eben der Vetter, welchen

der kleine Fähnrich hatte aufsuchen wollen, kam herüber und malte die Porträts des französischen Generals und seiner Adjutanten. — Die Memel war an diesem Orte seit dem unglücklichen Friedensschluße keine Grenze mehr zwischen Preußen und Rußland; denn der ganze Landestheil war zum Großherzogthum Warschau geschlagen worden und die sämmtlichen preußischen Beamten waren ohne Anstellung und folglich viele hunderte von Familien ohne Subsistenzmittel.

Herrn Wohlgemuths stets umfangreiche Gastfreundschaft ward jetzt wahrhaft großartig; denn drei bis vier Familien der Grenzbeamten wohnten ganz und gar in seinem Hause, aßen an seinem Tisch und lebten nur von dem Ertrag seines ruinirten Besitzthums.

„Besser, daß meine alten Freunde noch etwas davon haben, als daß diese Franzosen alles allein aufzehren!“ war dabei sein Wahlspruch und durch denselben ward er der Wohlthäter vieler Familien, die in dieser Schreckenszeit ohne ihn nicht gewußt hätten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten.

Eine Sorge bedrückte das Herz Wohlgemuths mit ganz besonderer Schwere. Er befand sich immer

noch im Besitz einer sehr bedeutenden Geldsumme, die dem preußischen Staate angehörte.

Durch seine Hände waren viele Tausende während der Anwesenheit der Franzosen an den General Milorabowitsch nach Rußland abgeliefert worden, da man ihm durch Vermittlung des Geheim-Staats-Raths von Itzstein das Vertrauensamt übergeben, die sämmtlichen Kassen in Empfang zu nehmen. Alle die verschiedenen Kassenbeamten hatten sich nun schon seit längerer Zeit an ihn gewandt, hatten an ihn ihre Bestände und laufenden Einnahmen gegen seine Quittungen bis zur Publication des Friedensschlußes gezahlt, nach welcher sie sämmtlich ihre Stellen verloren.

Frau Wohlgemuth, Muhme Elsbeth, selbst Lydia und Louise trugen bedeutende Summen in Gold Tag und Nacht auch jetzt noch bei sich, und dieses Geld war es eben, was Herrn Wohlgemuth so viele Sorgen verursachte.

Wenn die Franzosen es entdeckten, so war es nicht nur ohne Frage verloren, sondern eine ungeheuere Strafe für die nicht erfolgte Auslieferung an den französischen Schatz war ihm gewiß. — So beschloß er denn eine Reise nach Tilsit zu machen, wo sich zur Zeit noch der Herr Minister von Stein auf-

hielt, um in dessen treue Hände die letzten Reste des seiner Rechtschaffenheit und Treue anvertrauten Geldes abzuliefern.

Den Vorwand zu dieser Reise lieferte ihm Louisens Krankheit.

Das junge Mädchen verließ zwar das Bett, wankte aber noch bleich und matt in Haus und Garten umher, und so konnte der französische General nichts Arges darin finden, daß der Vater das Kind in die nächste bedeutende Stadt brachte, damit sie sich dort unter ärztlicher Pflege schneller erholen möge.

Der junge Fähnrich von Treufeldt sollte diese Reise mitmachen, um in Tilsit Erkundigungen nach dem Reste seines versprengten Regiments einzuziehen.

Man rüstete also einen guten Wagen, General Vattier borgte dem Gutsbesitzer die Pferde, die ihm von den Franzosen abgenommen waren, und in der Frühe eines bewölkten Augustmorgens machten die Drei sich auf die Reise.

Achtes Capitel.

Und soll's denn sein, dann mag sie schlagen
Die Abschiedsstunde bang und schwer,
Ich werde, ja ich werd' es tragen,
Erblick' ich meinen Stern nicht mehr:
In meiner Brust dann wird er scheinen,
Hell leuchtend ewig, ewig rein:
Ich werde seufzen, werde weinen,
Und werde dennoch glücklich sein.

Prutz.

Und mußt Du auch sieben Jahr wandern,
So nehm' ich mir doch keinen Andern.

Altes Volkslied.

Wahnsinnig sei er! Sagt, was ihn umspinnt
Sei ein verworrner Traum des Orkus nur.

Meißner.

Von Kybullen nach Tilsit sind zehn Meilen, solche Meilen, von denen die poetischen Lithauer sagen, ein Paar Liebende hätten sie gemessen, denen der Weg nicht lang geworden.

Louise saß zwischen ihrem Vater und ihrem jungen Freunde, eingehüllt in mancherlei warme, besonders aber schwere Kleidungsstücke. In jedem Rock, in jedem Mantel des Mädchens war Gold eingenäht, eben so in die Kleider des Junkers von Treufeldt. Die Reise ging nicht übertrieben rasch von Statten, denn in jedem Dorf und Dörfchen gab es französische

Soldaten, bei denen man sich durch die Pässe, die der General Vattier gegeben hatte, legitimiren mußte; außerdem waren die Wege durch die großen Forste fast bis zur Unfahrbarkeit schlecht, und die Pferde mußten auf der starken Tour dreimal gefüttert werden. Jeder Weg nimmt indeß einmal ein Ende und so erreichten denn auch die Reisenden Tilsit und zwar um Mitternacht, und mußten deßhalb in dem kleinen Kruge in Bellgarden bleiben, wo man ihnen noch öffnete und es gestattete, daß sie im Wagen den Anbruch des Morgens erwarteten.

Sobald es nur möglich war, einen Besuch zu machen, brachte Herr Wohlgemuth seine Tochter zu einer Freundin der Familie, der Frau Justiz-Räthin Siere, in ein großes schönes Haus, damals das schönste in der Stadt. Es war dasselbe Haus, in dem die Königin Louise vor ganz kurzer Zeit eine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon gehabt, und mit schlagendem Herzen hörten Fritz und Louise die Erzählung der Hausfrau über diese so traurige, so demüthigende Epoche im Leben der unglücklichen Fürstin.

Herr Wohlgemuth lieferte die Geldsumme, deren Anwesenheit in seinem von Feinden angefüllten Hause ihm so viel Sorgen gemacht hatte, glücklich

an Herrn von Stein ab und erhielt von diesem wackern Manne einen herzlichen Händedruck.

„In Zeiten wie die jetzigen," sagte der Freiherr, „lernt man die Menschen kennen und überzeugt sich, daß Redlichkeit und Treue nicht so selten in der Welt sind, als die Pessimisten es uns glauben machen wollen. Ich sage nicht, daß es eine großartige Handlung ist, wenn man fremdes Eigenthum sich nicht aneignet, mein lieber Herr Wohlgemuth; jedenfalls aber ist's redlich und rechtschaffen, und Sie sind nicht der einzige rechtschaffene Mann, den ich in diesen schlimmen Tagen kennen gelernt; ich werde übrigens mir Ihren Namen merken und hoffe, Sie in besseren Zeiten wieder zu sehen."

Für Louise verschrieb der Tilsiter Doctor Arzenei, verordnete Salzbäder, Spaziergänge und leichte nahrhafte Diät, und da dieß alles in zwei Tagen besorgt und besprochen war, so hatte Herr Wohlgemuth in der Stadt nichts mehr zu thun und rüstete sich zur Heimreise für den nächsten Morgen.

Fritz Treufeldt hatte Nachricht von seinem Regiment bekommen und mußte nun eilen, dasselbe aufzusuchen. Er schrieb von Tilsit aus an seine Mutter, denn der Postenlauf war wieder hergestellt, und als er

diese Pflicht erfüllt, ging er, um die letzten Stunden mit Louise zuzubringen.

Sie beschloßen in der schönen Sommerabendluft noch einen gemeinsamen Spaziergang zu machen, und da Herr Wohlgemuth noch verschiedene Wirthschaftseinkäufe zu besorgen hatte, so waren sie allein und gingen am Ufer der Memel hinauf bis zum Engelsberge.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und ihre letzten goldenen Strahlen tanzten als glänzende Sternchen auf dem Spiegel des Stroms. Mücken spielten in der warmen Luft und über ihnen am Himmel stand die weiße Mondscheibe, wie ein zartes klares Wölkchen.

„Du gehst nun nicht mehr mit uns zurück, Du guter lieber Fritz," sagte das Mädchen und Thräne um Thräne rann langsam über ihre bleiche Wange, „wie einsam wird mir's ohne Dich zu Hause sein, wie werde ich Dich immer und überall vermissen!"

Der kleine Soldat versuchte sich stark zu zeigen. „Weine nicht, meine einzige Herzens-Louise, mein Engelchen!" sagte er und machte vergebliche Anstrengungen, das Zittern seiner Stimme zu verbergen. „Wir werden uns fleißig schreiben und sobald ich kann, sobald ich Urlaub bekomme, komm ich zu Dir.

Du weißt, was wir uns versprochen haben, und Du wirst es nicht vergessen. Die Zeit vergeht, Du und ich werden mit jedem Tage älter, es giebt gewiß bald wieder Krieg und wenn ich Hauptmann bin, Louise, dann wirst Du meine Frau, gieb mir noch einmal die Hand darauf."

Sie reichte ihm ihr kleines noch kindisches Händchen und der Knabe hielt es in seiner Hand fest.

„Wir dachten zusammen zu verhungern," sagte er, „und fürchteten uns nicht, weil Eins seinen Kopf an das Herz des Andern legen konnte. Ich habe Dich damals so lieb gewonnen, meine Louise, so übermenschlich lieb, daß ich mir einbilden könnte, dieser ganze Krieg und alles Elend, was er bereitet, sei ein kleines Unglück zu dem unverhältnißmäßigen Glück, daß ich Dich gefunden. Ich bin nun bald achtzehn Jahre alt, in kurzem bin ich ein Mann, dann sollst Du auch sehen, daß ich Deiner nicht unwerth bin. Neben dem Bilde meiner Mutter trag ich jetzt Dein's auch auf meiner Brust, einen Talisman gegen alle Leiden und gegen alle Versuchungen zum Bösen."

Sie sah ihm freundlich in die Augen. „Ich werde immer, immer an Dich denken, mein lieber Fritz, ich

werde Dich keinen Augenblick vergessen," sagte sie liebevoll, „da wir versprochen haben, künftig Mann und Frau zu werden, so bin ich ja eigentlich Deine Braut und muß Dich lieb behalten und an Dich denken, und ich müßte es auch ohne dieß, weil ich Dich mehr lieb habe als alle andere Menschen, selbst mehr als Vater, Mutter und Schwester."

„Auch mehr als Deinen blinden Vetter Itzstein? sag' mir's aufrichtig, Louise."

„Der Vetter Wilhelm ist ein armer unglücklicher Mensch, der mich braucht und dem ich gern dienen mag, aber ich habe mich sonst gräßlich vor ihm gefürchtet. Dich fürchtete ich keinen Augenblick, ich habe Dich bloß über alle Maßen lieb, so lieb wie sonst nichts auf der Welt."

Die Sonnenscheibe sank unter den Horizont, die Sterne begannen am Himmel aufzublitzen und die Mondesscheibe ging aus dem matten Silberweiß in hellen Goldglanz über.

„Sieh Dir den Mond an," sagte Fritz, „und jedesmal, wenn Du ihn wieder siehst, so denke an mich und bete für mich, versprich mir das, Louise; auch ich werde, wenn der Mond in mein Fenster, oder auf mein Lager im Bivouacq, oder auf mein Angesicht scheint, wenn ich sterbend auf dem Schlachtfelde liege,

an Dich denken, und jedesmal, wenn eins von uns den Mond sieht, mag er es an das andre erinnern."

Louise legte ihr Köpfchen auf seine Schulter, er drückte sie heftig an sich und bedeckte ihren Mund mit heißen Küssen.

In diesem Augenblick floh die Kindheit aus den Herzen der beiden jungen Menschen, sie fühlten sich Jüngling und Jungfrau, und wie Fritz leise in Louisens Ohr flüsterte: „Schwöre mir, daß Du nie eines andern Mannes Frau wirst als die Meine!" klammerte sie sich fest an ihn an und sagte: „Ich schwöre Dir, es komme was mag wenn ich nicht Deine Frau werden kann, mein Fritz, so bleibe ich allein bis wir uns im Himmel zusammenfinden."

Wie sehr die beiden jungen Menschen auch die Trennungsstunde hinaus zu schieben suchten, endlich mußte sie ihnen doch schlagen. Fritz brachte Louise zu ihrem Vater zurück, und nachdem ihm Herr Wohlgemuth noch von Herzen die Hand geschüttelt und den warmen Dank des Jünglings für alle ihm erzeigten Wohlthaten empfangen hatte, mußte er gehen, denn es war Mitternacht geworden und Louise und ihr Vater wollten am folgenden Morgen um vier Uhr schon aufbrechen.

Louise meinte, sie würde die ganze Nacht nicht

schlafen können, aber darin hatte sie sich geirrt; unter Thränen und heißen Gebeten für ihren guten lieben Fritz war sie bald in festen Schlaf gesunken und schaute verwundert und erschrocken um sich, als der Vater beim ersten Morgengrauen, die Hand auf ihr Köpfchen legend sie erweckte.

Es war ein wolkiger, mit Regen drohender Morgen. Die aufgehende Sonne blitzte nur wenige Augenblicke am Horizont, dann war sie in den grauen Schleier gehüllt, an den sie einen glänzenden Goldrand malte, der aber auch allmählig verschwand. Die ganze Welt sah grau und düster aus, an jedem Blatt, an jedem Dorn hing nach kurzer Zeit ein runder Tropfen — es schien, als ob alles mit der betrübten Louise um den Abschied trauerte.

„Wir bekommen einen herrlichen Tag," sagte Herr Wohlgemuth, heiter um sich blickend, „solch' ein Augustmorgen ist ein echtes Bild des Lebens: frühe Thränen bedeuten einen milden Mittag und einen sonnigen Abend."

In diesem Moment brach die Sonne durch die Wolken und verwandelte alle die feuchten Perlen, mit denen Wald, Feld und Wiese überstreut waren, in prächtig funkelnde Brillanten.

Es war wie Zauberei und das goldene Son-

nenlicht fiel verklärend und beglückend besonders auch in Louisens junges Herz.

Sie sah auf den Himmel, auf dem die Sonne zwischen drohenden Wolken hervorblitzte, die Erde verklärte, und zum Erstenmal in ihrem Leben schoß der Gedanke durch ihre Seele, daß alle auf der Erde geweinten Thränen, wie in diesem Moment die Thautropfen, durch den ewigen vom Himmel stammenden Lichtstrahl der Liebe erst verklärt und dann verzehrt würden. Auch den Vater regte die schöne überraschende Lichterscheinung zu ähnlichen Gedanken an:

„Sieh, Louise,“ sagte er lächelnd, indem er die Hand des jungen Mädchens in die seine nahm, „die Natur ist doch wahrlich in mehr als einer Weise ein Spiegelbild des menschlichen Daseins. Wolken, Regen und Thau sind der Erde, was der Kummer dem Herzen; das Gute in uns, die Saat, deren Frucht wir in unsern Handlungen zu Tage fördern sollen, wird durch sie genährt und erquicket. Der Sonnenstrahl aber, das ewige, uns aus unermeßlichen Fernen zuströmende Licht ist die Liebe Gottes, das belebende, beglückende, verklärende Prinzip, das dieser dunkeln Erde nicht angehörig, sie doch einzig und allein zu dem macht, was sie ist. Es giebt

Blinde — sie sehen das Licht nicht und läugnen es daher, aber seinen Einfluß empfinden sie doch in jedem Athemzuge, der ihnen warme, erquickende, von Blumenduft durchwürzte Luft zuführt, ungerechnet, daß jede Frucht, die sie genießen, jeder Gegenstand, den sie gebrauchen und benutzen, zuerst nur unter dem Einfluß des Lichtes von oben entstehen konnte."

Herr Wohlgemuth hatte in dieser Weise noch nie mit seiner jüngeren Tochter gesprochen, Vater und Kind hatten sich bis jetzt ziemlich fern gestanden, und wahrscheinlich war Louise bis zu diesem Tage dem Vater zu jung und einfältig erschienen, um ein ernstes Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Wohl wußte sie, daß ihr Vater ein sehr guter, ein sehr kluger Mann sei, an dessen Urtheil sehr viele Personen in streitigen Fällen appellirten, wohl hatte sie bisweilen mit Befriedigung zugehört, wenn des Vaters einfaches Wort den Gesprächen des Magisters und Vetter Wilhelms mit einem Mal eine ganz andere Wendung gegeben, sie selbst aber hatte es noch nie gewagt sich mit ihren Fragen, ihren Zweifeln, ihrer kindlichen Sehnsucht nach Gott an ihn zu wenden.

Heute, wo ihr junges Herz vom Schmerz des Abschiedes erfüllt, konnte ihr keine größere Freude zu Theil werden, als diese frommen verständigen Vater-

worte. Sie beugte leise ihr Köpfchen auf seine Hand und sagte: „Du, Vater, Du, lieber guter Vater, wirst mich belehren können, wirst mit mir von Gott sprechen und mir sagen, wo und wie ich ihn am besten finde?“

Herr Wohlgemuth legte seinen Arm um ihre feine Taille und zog sie an sein Herz.

„Hast Du denn das Bedürfniß darüber belehrt zu sein?“ fragte er verwundert und erfreut. „Ich habe bis jetzt geglaubt — und darin bin ich wahrhaftig ein Muhamedaner — Dein Geschlecht, von der Natur bestimmt für die Erfüllung kleiner und kleinlicher Pflichten, habe selten oder nie Sinn für etwas Höheres, und für die Religion eines Weibes und ihre geistigen Bedürfnisse reiche das strikte Auswendiglernen des lutherischen Katechismus mit den Hauptstücken, den zehn Geboten und dem überall dazu gehörigen: Was ist das? vollkommen aus.“ Dann streichelte er liebevoll ihre Wangen und sagte lächelnd: „Deine Pockennarben, die jetzt freilich kaum noch Dein Gesichtchen entstellen, sind für Dich vielleicht etwas sehr Nützliches gewesen, indem sie Schmeichelei und die daraus folgende Eitelkeit von Dir fern gehalten. — Aber giebt denn der Magister

Euch nicht ordentlichen regelmäßigen Religions-Unterricht?"

„Ach Papa," entgegnete Louise traurig, „wie kann wohl ein Mann Religions-Unterricht geben, der an all das, was er lehrt, nicht glaubt! Der Magister giebt uns schon Religionsstunden, aber ich bin nach jeder derselben so müde, als hätte ich an einem Strick ziehen müssen, den jemand anders, der stärker ist als ich, unaufhörlich nach der entgegengesetzten Seite zieht, und dabei habe ich dann noch das unangenehme Gefühl, trotz all meiner Anstrengungen und den vielen Schritten, die ich vorwärts mache, immer ganz genau auf demselben Punkte geblieben zu sein. Es sind mir diese Stunden etwas so Trostloses, so Peinigendes, daß ich mir schon oft vorgenommen habe, gar nicht mehr zuzuhören und meine Gedanken für mich allein auf Gott zu richten. Aber das geht nicht, er spricht so klug der Magister, daß mich seine Worte interessiren, schon weil sie mich ärgern und kränken und ich so gern ihm beweisen möchte, daß er Unrecht hat."

„Ich wollte, ich selbst hätte Zeit Dich zu unterrichten," sagte Herr Wohlgemuth nachdenklich, „jetzt da ein Zufall mir Gelegenheit giebt mit Dir, Du herziges Kind, zu sprechen, fühle ich, daß es eine

der ersten Vaterpflichten ist, die Herzen der Kinder zu Gott zu führen. Besonders jetzt in diesen Zeiten, wo Spott über das Heilige für Weisheit und Witz gilt. Leider sind die Arbeiten für die Herbeischaffung des täglichen Brodes, das Nachdenken über die Mittel, eine Familie zu erhalten, so zeitraubend in diesen kriegerischen und traurigen Verhältnissen, daß sie meine ganze Kraft in Anspruch nehmen; aber ich will denn doch künftig daran denken, liebes Kind, und es möglich zu machen suchen, wenigstens wöchentlich ein Paar Stunden auf einem Spaziergang mit Dir mich zu unterhalten und Dich zu lehren, Gott zu suchen wo er gewiß und unfehlbar zu finden ist — in der Natur."

„O Papa," rief Louise freudig, „wie glücklich machst Du mich durch das Versprechen, wie werde ich Dir dafür danken können! Ach so lange ich denken kann, ist mir zu Muthe, als sei ich nur dazu auf der Welt um Gott zu suchen, als würde, wenn ich Ihn gefunden, kein Schmerz, kein Kummer, keine Sehnsucht mehr für mich existiren und alles in mir und um mich Licht und Befriedigung sein."

Der Vater griff mit der Hand unter Louisens Kinn, hob ihr Köpfchen in die Höhe und küßte sie liebevoll auf die reine Stirn.

„Dein ahnendes Herz mag hierin Recht haben,“ sagte er innig; „Gott finden heißt den Frieden, die Ruhe, die innerliche Freudigkeit finden, die nichts Äußerliches zu trüben und zu stören vermag. Was ist Gott? die Ordnung, die Zweckmäßigkeit, die Schönheit, die Liebe, von der das Weltall erfüllt, durch die es beseelt ist. Die Ordnung, die Schönheit, die Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit des Weltalls finden wir bei einigem Nachdenken in der erschaffenen Natur, die Liebe aber finden wir in ihr weit schwerer; denn auch wir Menschen gehören ja zum großen Ganzen dieser sichtbaren Welt, ja wir sind gewöhnt uns als den Mittelpunkt derselben anzusehen. Schuld, Schmerz, Qual und Tod treten uns aber in der Menschenwelt so oft und so fürchterlich entgegen, daß wir beim Anblick derselben nicht den Begriff der Allmacht und Liebe Gottes vereinen können. Wer nicht in Demuth einsieht, daß er auf einem zu niedrigen Standpunkt der Erkenntniß steht, um das Ganze der Welt übersehen und beurtheilen zu können, der kann in dem Gott, den er aus der Betrachtung der Welt erkennt, nur die eiserne liebeleere Nothwendigkeit finden und die Nothwendigkeit ist — furchtbar. Wir sehnen uns nach dem liebenden Gott, seiner bedürfen wir in den Schmerzen und Kümmernissen

des Lebens, aber — eben darum, meine Louise, eben darum, weil wir seiner bedürfen, existirt er auch. Wer selbst liebt, aus Grund seiner Seele, bedarf keinen weitern Beweis für die Liebe Gottes, er trägt ihn in der eigenen Seele. Was kommen mag im Leben, das schlimmste, furchtbarste: das liebende Menschenherz hat die Kraft jedem Leid zu widerstehen. Es liegt ein tiefer Sinn in den christlichen Lehren und keine davon ist schöner und erhabener als die: Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

„Vater! Vater!" sagte Louise, „o Vater, wie machst Du mich heute so glücklich! wie werde ich so lange ich lebe dieses Tags gedenken, er ist mir wie ein neuer Geburtstag, denn ein neues Leben und ein viel glücklicheres beginnt für mich mit ihm."

„Auch für mich vielleicht, mein liebes Kind," sagte Herr Wohlgemuth, „ich habe wohl auch bisweilen die Sehnsucht nach einem Wesen, das meine Gedanken versteht und meine Gefühle theilt; heute habe ich es gefunden, gefunden in meinem Kinde."

„Ich möchte Dir jetzt etwas sagen, mein Vater, etwas, das ich sonst nie auszusprechen gewagt hätte; darf ich, Vater?"

„Sprich, mein liebes Kind."

„Vater, ich bin noch so jung, an Jahren fast noch ein Kind und doch habe ich ohne Deinen Rath, ohne Deine Billigung versprochen, in Zukunft die Frau des Fritz Treufeldt zu werden und nie einen andern als ihn zu heirathen."

„Du! Du mein Kind?"

„Ja Vater! bist Du darüber erzürnt?"

„Nein, meine Tochter, aber ich fürchte, daß dieß Versprechen ein kindisches und voreiliges sein dürfte. Noch kennt Ihr beide so wenig vom Leben! Ihm und auch Dir kann das Glück in einer andern glänzenden Gestalt entgegentreten; ihr seid beide den Jahren nach Kinder, kennt nicht die Macht der Leidenschaft, den Einfluß von Rang, Reichthum und Verhältnissen. Eine Ehe, die vielleicht später nur geschlossen wird, um ein kindisches Versprechen zu erfüllen, dürfte Euch allzu schwere Pflichten auferlegen."

„Vater," sagte Louise und legte ihren Kopf an Wohlgemuths Brust, „wir versprachen uns, im Leben und Tode einander zu gehören, als wir dem Tode sehr nahe waren, als wir beide glaubten, daß er in wenigen Stunden kommen müsse; lieber Vater, jene Tage der Angst haben mich älter gemacht, als die übrigen Jahre meines kurzen Lebens. Jetzt, da ich Dir gesagt habe, wie lieb wir uns haben, ist

mir aber erst recht wohl, mir ist zu Muthe, als wenn ich von Fritz nicht getrennt sei, als wenn ich ihm jetzt ganz und gar erst gehörte; Du weißt von allem und hast uns lieb."

Herr Wohlgemuth ließ sich von seiner Tochter jetzt alles erzählen, er durchlebte mit ihr und dem Jüngling die Stunden der Todesangst und sagte, als sie zu sprechen aufhörte, gerührt:

„Wohl wohl, mein Kind, wenn Treufeldt Dich lieb behält, wenn er sich in einigen Jahren eine Stellung erringt, die es ihm möglich macht, für eine Familie zu sorgen, so wird er mir ein lieber Sohn sein. Du aber, Louise, hast jetzt doppelt Grund an Deiner Ausbildung zu arbeiten, lerne Alles was Du zu lernen nur irgend Fähigkeit und Gelegenheit hast; ein gebildeter Geist bei einer Frau ist ein weit größerer Schatz für den Gatten als Schönheit, denn diese währt nur kurze Zeit, während jener das ganze Leben verschönt und den Tod überdauert."

Unter diesen Gesprächen verging den beiden Reisenden der Tag, der von Stunde zu Stunde schöner und klarer wurde. Um eilf Uhr Nachts langten sie in der alten Heimath an, Vater und Tochter so heiter und glücklich, wie es nur Menschen sein können, die sich in Liebe gefunden.

Madame Wohlgemuth und Lydia waren noch wach und in eifriger Unterhaltung mit den französischen Officieren. Vetter Wilhelm war bereits mit dem Magister in sein Zimmer gegangen, statt seiner saß der Kantor neben Lydia und führte allerlei seltsame und zärtliche Reden.

Louise war sehr ermüdet und auch durchaus nicht in der Stimmung, unter fremden Menschen Gespräche über nichtige Dinge zu hören. Nachdem sie also ihrer Mutter Hand geküßt und die französischen Gäste artig begrüßt hatte, ging sie hinauf in ihr Stübchen. Es war so still und friedlich in dem kleinen Raum. Der abnehmende Mond stieg langsam am Himmelsgewölbe empor und übergoß mit seinem trauten Lichte die liebe heimathliche Gegend. Sie stand am Fenster, schaute hinaus in die liebe Sommernacht und betete. Nicht daß sie Gott um irgend etwas bat, sie vertraute trotz ihrer großen Jugend zu fest auf die Weisheit, Allmacht und Güte des Ewigen und war auch im Grunde ihres Herzens bis zu dieser Stunde ihres Lebens zu glücklich gewesen, so daß sie die tiefe und heilige Bedeutung jener Bitte: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden,“ sehr wohl faßte. Aber sie dachte an Gott, sie fühlte sich und alle die,

welche sie liebte, in seiner Obhut, und Ehrfurcht und Freude erfüllten ihr Herz bei dem Gedanken an den Ewigen. Mit dem leisen seligen Bewußtsein, daß nur Gutes, nur das Beste aus Gottes Vaterhänden kommen könne, mit Freude über die Liebe ihres Vaters und kindlicher Anhänglichkeit an ihren fernen jungen Freund, sank sie leise und allmählig in die Arme des Schlafes, den kein böser Traum, kein schmerzlicher Gedanke störte.

Sie erwachte über einem eigenthümlichen Geräusche. Es war als höre sie heftig und krampfhaft schluchzen. Es war dunkel im Zimmer, denn sie hatte die Gardinen niedergelassen und selbst dem bleichen Mondlicht den Weg in den friedlichen Raum versperrt.

„Wer ist hier? wer weint hier?“ fragte sie mit einiger Angst.

„Ich bin's, Louise, ich, o mein Gott!“ antwortete Lydia unter heftigem Weinen.

„Du weinst, Schwester, liebe Schwester, was ist Dir?“

„Gott! Gott! Louise, unser Vater, unser armer Vater, o und wir, was wird aus uns werden, wenn er hinweg geführt und vor Gericht gestellt wird.“

Louise glaubte zu träumen. „Der Vater, unser

Vater soll weggeführt werden? vor Gericht? liebste Lydia, das kann ja gar nicht möglich sein!"

„Doch, doch, ach Du mein Himmel, das kommt davon, daß er immer sich um Dinge kümmerte, die ihn eigentlich gar nichts angingen. Er war es stets, der bei allen Gelegenheiten alles was gefährlich war auf seine Kappe nahm, aus Patriotismus — was man von dem hat, das sehen wir nun. Ach der arme arme Vater. Er ist in seiner Stube eingeschlossen und zwei Franzosen sind bei ihm, während er noch etwas in seinem Testament ändert und anders niederschreibt. Auch vor beiden Thüren stehen Wachen und unter seinem Fenster ebenfalls."

Louise war schon aus ihrem Bette gesprungen und hatte einige Kleider übergeworfen. „Aber was ist denn geschehen, was hat er denn verbrochen? oder vielmehr was wird ihm Schuld gegeben? denn verbrochen, das weiß ich wohl, hat unser Vater nichts!"

„O doch, Louise, doch, das heißt in den Augen dieser Franzosen. Es ist wegen des Geldes, das er nun schon seit längerer Zeit immer in Empfang nimmt und an die preußischen Behörden abliefert. Das darf er nicht.

„Seit dem Augenblick, daß der erste Franzose hier einrückte, waren die Kassen verpflichtet alle ihre Ein-

nahmen an den französischen General zu zahlen, und zumal jetzt. Dieser Ort ist ja seit dem Frieden gar nicht mehr Preußen, das Geld hat unser Vater also geradezu gestohlen, den Franzosen freilich, oder den Polen — was weiß ich, — aber jedenfalls gestohlen und dafür wird er nun in ein Gefängniß gebracht werden, wohin, wissen wir alle noch nicht; der General sagt es auch niemandem, er weiß es selbst vielleicht noch nicht. Morgen ganz in der Frühe wird der arme Vater abgeführt, Gott, und was wird denn aus uns? Die Mutter sagt, daß es mit unserm Vermögen ganz schlecht stände, daß wir eigentlich nichts mehr hätten als das Gut, auf dem so viel Schulden sind und das jetzt in diesen schlechten Zeiten gar nichts werth ist; mein Gott, mein Gott, was wird aus uns?"

Louise war ans Fenster getreten. Ihr Herz zitterte bis in seine tiefsten Tiefen. Ihr Vater, ihr lieber Vater wurde von ihr gerissen, der Vater, den sie eigentlich jetzt erst gefunden, jetzt erst würdigen gelernt hatte. „Gott will auch das! denn ohne seinen Willen fällt kein Vogel vom Himmel, kein Haar von unserm Haupte," sagte sie sich selbst. Sie litt, sie litt schmerzlich, aber es war keine Bitterkeit in diesem Leiden, sie konnte neben dem Schmerz

ganz deutlich denken, daß auch dieß, was ihr jetzt so schrecklich, so traurig erschien, nothwendig und nützlich, daß es mit einem Worte ein Ergebniß des göttlichen Willens sei.

„Unser Vater hat seine Pflicht gethan als Mann und als Unterthan seines Königs," sagte sie ruhig, „und wir können stolz darauf sein. In diesen Zeiten, wo so viel Treulosigkeit, so viel Verrath und Feigheit an allen Orten sich gezeigt haben, ist eine Handlung wie die unsers Vaters wie das Aufblitzen eines Sternes in einer trüben Winternacht. Wenn er leidet und wenn wir mit ihm leiden, so liegt darin ein Trost. Ich möchte nicht die Tochter eines der Festungs-Commandanten sein, welche die ihnen anvertrauten Plätze ohne Gegenwehr, ohne Schwertschlag, abgegeben haben; aber die Tochter unseres Vaters bin ich mit stolzer Freude. Treffe uns was da will, ich werde es gern ertragen in dem Gedanken, daß ich wegen meines Vaters Tugend und Rechtschaffenheit leide."

„Du redest wie ein Kind, das Du auch noch bist," sagte Lydia bitter. „Du weißt nicht was Noth und Armuth ist; wenn man nicht weiß, wovon man leben soll und wenn wir vielleicht für Geld nähen müßten, wie ganz arme Mädchen, dann würdest

Du sicherlich nicht so von Tugend und dergleichen sprechen. Ich wollte, Vater hätte es gemacht, wie alle andern und könnte bei uns bleiben und nach seiner Wirthschaft sehen."

Louise kannte den Ideengang ihrer Schwester nur zu wohl, sie machte also gar nicht mehr den Versuch sie auf andere Gedanken zu bringen, sondern schwieg eine Weile und fragte dann: „Aber wie um Gottes Willen hat denn der General jetzt mit einem Male erfahren, wovon er so lange doch keine Ahnung gehabt haben kann?"

„Ach Jesus, das ist auch etwas ganz sonderbares, ganz erschreckliches. Der Kantor hat es dem General verrathen, der Kantor, denke nur, mir ist das ganz unbegreiflich."

„Erzähle mir das," sagte Louise ruhig und gefaßt.

„Ja wie soll ich Dir das so genau erzählen; der Kantor ist seit einiger Zeit schon so wunderlich, so ganz anders wie andere Leute. Er ist in mich verliebt, sagt die Mutter, nun meinetwegen, das kann er ja sein, aber stelle Dir vor, heute Nachmittag kommt der alte Prediger zur Mutter und bittet sie um eine Unterhaltung unter vier Augen. Ich blieb aber im Nebenzimmer, ich wollte gern hören was der vorhatte.

So denke Dir, er sagt: Aber meine beste Madame Wohlgemuth, es ist ja ganz unmöglich, daß ich meinen werthen Freund, den Herrn Wohlgemuth, und ihre älteste Demoiselle Tochter künftigen Sonntag schon von der Kanzel als ein Brautpaar proclamiren soll, es geht durchaus nicht, denn die Demoiselle ist ja noch nicht confirmirt und so eigentlich noch als ein Kind zu betrachten. — Den Kantor und meine Lydia? fragt die Mutter ganz entsetzt und ich denke ich soll außer mir kommen, vor Lachen und auch vor Aerger; aber mein Himmel, Herr Prediger, wer hat denn das gewollt oder gewünscht? — Nun ich denke doch, entgegnet der Alte ganz verdutzt, daß Ihr Herr Vetter mit Ihrer Billigung und Bewilligung eine Ehe mit der Demoiselle zu schließen beabsichtigt, er selbst bestellte heut ganz in der Frühe die Aufbietung. — Da muß er geradezu verrückt geworden sein, sagte die Mutter, es ist von dergleichen nie bei uns die Rede gewesen, und wenn auch meine Lydia erwachsen und eingesegnet wäre, so könnte es uns doch wahrhaftig nicht einfallen, sie einem Manne zu geben, der so arm, so wunderlich und so wenig liebenswürdig ist, wie der Kantor Wohlgemuth. Lydia ist für andere Verhältnisse erzogen und denkt nicht an den Narren. — Meine werthe Madame, sagte der Alte, ich bitte

tausendmal um Verzeihung; ich werde gleich mit meinem Freunde und Collegen Rücksprache nehmen. Es muß die ganze Sache wohl auf einem Irrthume beruhen, entschuldigen Sie mich also, wenn ich bitten darf. — Damit ging er. Eine Stunde darauf kam der Kantor. Nun sagen Sie mir, ob Sie toll geworden sind? fragte meine Mutter ärgerlich sobald sie ihn nur sah; Sie haben Ihre Aufbietung mit Lydia bestellt? — Ich? er erschrack und wurde bleich. Ich Cousine, Sie scherzen, wann sollte dieß geschehen sein? — Heute früh, wenn Sie es nicht gethan, so ist wahrlich der alte Prediger verrückt geworden. — Er starrte vor sich hin. Ja ja, sagte er, einer ist verrückt geworden, jedenfalls, Cousine! jedenfalls, Gott steh uns bei. — Er setzte sich dann zu uns und blieb eine lange lange Weile stumm wie ein Oelbild. Später kamen die Officiere in unsere Wohnstube, da fing er an zu sprechen, er kam aus dem Hundertsten auf das Tausendste, es war gar kein Sinn und Verstand in dem, was er zum Vorschein brachte, es klang ordentlich ängstlich. Es ging den ganzen Abend so bis Vater endlich nach Hause kam. Sobald Du zu Bette gegangen, merkte der auf den Unsinn des Kantors und war förmlich erstaunt und erschrocken. Wie er so recht tolles, närrisches

Zeug schwatzte, legte Vater ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Aber Kantor, was ist Dir denn, was hast Du denn, machst Du thörichte Scherze oder bist Du krank, Mensch? — So wie er das hört, der Kantor nämlich, steht er auf, fällt dem Vater um den Hals, weint und jammert und sagt endlich: Denke nicht, daß ich toll bin, ich kann es werden, noch aber habe ich mein Bißchen Verstand beisammen; sieh ich weiß alles, alles was um mich vorgeht, ich kenne Euch alle. Du bist Anton, ein so herzensguter und braver Mensch als nur jemals einer auf Erden gelebt hat. Du kommst von Tilsit und hast an den Minister Stein die letzte Geldsumme eingeliefert, die Du noch von den geretteten Kassenbeständen in Händen hattest. In Deiner Brusttasche stecken die Quittungen, die Du zu Deiner künftigen Legitimation erhalten. Dieser Mann hier ist ein französischer General, halb und halb ein rechtschaffener Kerl; dieser Officier ist ein elsassischer Hund, zu den deutschen Lumpen gehörend, die mit diesen Franzosen zusammenhalten und ihre Landsleute und Brüder ruiniren. Das hier ist Deine Frau, Deine eitle und leichtsinnige Frau, und dieß ist Lydia, das schönste Geschöpf auf Gottes Welt, schöner als die Königin Louise, schöner als das schönste Marmorbild, die Engel können nicht schöner

sein als dieß Mädchen, und im Vertrauen, wenn mir's gelänge eine Seele in sie hinein zu bringen, eine Menschenseele, fähig zu denken und zu lieben, dann wäre sie ein Engel, mein Engel, Anton! Anton! hilf mir dabei! — Kaum hatte er das gesagt, so schlägt er die Hände vors Gesicht, schreit überlaut und wirft sich zu Boden. Hier ist ein Unglück geschehen, ein schreckliches Unglück, sagte der Vater, der so bleich geworden war wie ein Tuch; mein armer Verwandter spricht irre, und wenn er nicht ein Nervenfieber hat, so ist er wahnsinnig. — Der Kantor lag indeß auf der Erde, schrie, stieß mit Händen und Füßen um sich und der Schaum stand ihm vor dem Munde. Es war ganz gräßlich. Niemand konnte ihn beruhigen und bändigen, er war wie ein wildes Thier und so ließ der General, der immer ganz ruhig geblieben, sechs französische Soldaten herauf commandiren, die haben ihn endlich überwältigt, festgehalten, gebunden und in die Unterstube gebracht; horch! Du kannst ihn in der Nachtstille toben und brüllen hören!"

„Und der Vater? der Vater?" fragte Louise mit bitterer Todesangst.

„Herr Gott, ja, ich bin so erschrocken, daß ich Alles und Alles vergesse. Ja nachdem der Tolle

hinweggebracht, wollte der General in sein Zimmer gehen, der elsasser Officier aber, der Lieutenant Dreigart, sagte: Ich glaube, daß es unsere Pflicht ist uns nach dem zu erkundigen, was der erkrankte Mann in Bezug auf den Hausherrn ausgesagt. Der Herr General spricht so wenig deutsch, daß er wohl die Anschuldigung gegen denselben nicht verstanden. — O doch, doch! fällt ihm der in die Rede, ich mir denken was ein Rasender sagt, ist keine Anklage. — Dafür halte ich es auch nicht, entgegnet der abscheuliche Dreigart, aber der Herr General wissen selbst, daß von den Kassen in dieser Gegend durchaus nichts in die Hände Sr. Majestät des Kaisers gekommen ist; jemand muß dabei seine Hand im Spiele haben, und wenn der Herr Wohlgemuth, wie ich gar nicht zweifle, unschuldig ist, so wird er uns gern die Papiere zeigen, die Quittungen von dem Minister sein sollen, den Sr. Majestät des Kaisers ausdrücklicher Befehl aus dem preußischen Cabinet entfernt hatte. — Der Vater stand auf, als er das hörte, auf seiner Stirn klopfte die volle Zornader, er trat an den elsassischen Officier hinan und sagte: Deutschland wird immer unter den Händen seiner Feinde bluten und verbluten, weil die Deutschen selbst sich unter einander verrathen. Ich habe, als ich meinem Lande

die königlichen Kassen rettete, meine Pflicht gethan, Herr General von Battier hat dieß in seinem Herzen anerkannt und gethan, was in seinen Kräften stand, um mich zu retten, ich lege mein und meiner Familie Zukunft in die Hände dieses Ehrenmannes, hier sind die Papiere. — Damit kehrte er dem Dreigart den Rücken, trat zu dem General und überreichte diesem die Quittungen. Der General war ganz betrübt, er versicherte den Vater in den verbindlichsten Ausdrücken seiner Theilnahme, sagte ihm aber auch, daß er nun nicht anders könne als ihn arretiren und bewachen lassen. Ach, ich fürchte, es geht dem Vater ans Leben, und wir, was machen wir ohne ihn? Die Mutter ist keine Landwirthin, das weißt Du, sie ist auch dazu gar nicht erzogen."

So jammerte und klagte Lydia fort und fort, und während dessen kleidete Louise sich an, verließ das Zimmer und ging, um wenigstens den Versuch zu machen, zu ihrem Vater zu kommen.

Die Wache an der Zimmerthür ließ sie ohne Anstand eintreten. Der General hatte befohlen, die Familie frei mit dem Gefangenen verkehren zu lassen, jedoch ihm die Flucht unmöglich zu machen.

„Du bist's, Louise, mein liebes Kind," sagte Herr Wohlgemuth, herzlich erfreut, als das junge



Mädchen sich zu ihm geschlichen und neben seinem Stuhle hingekniet hatte, „aber Du solltest eigentlich schlafen, um Kraft zu haben beim Abschiede.“

„Ich bin stärker als Du denkst, mein Vater,“ entgegnete sie, „und vielleicht kann ich Dir jetzt in dieser Leidenszeit nützlich sein.“

„Gewiß, mein Kind, das kannst Du. Es scheint mir, daß Du ruhig und gefaßt bist, und hoffentlich wird es Dir trotz Deiner Jugend möglich sein, meine Rathschläge und Anordnungen zu fassen und über ihrer Ausführung zu wachen. Deine arme Mutter ist so vom Gram hingerissen, daß sie unfähig ist irgend etwas zu thun, und so ist mir's denn lieb, daß sie meinem ernsten Befehl folgend sich niedergelegt hat, vielleicht giebt ihr Gott die Wohlthat des Schlafes.

„Ich habe bei dem was ich that und was zu thun ich für meine Pflicht hielt, stets an die Möglichkeit eines solchen Ausganges gedacht und daher meine Angelegenheiten geordnet. Der Vetter Deiner Mutter, Herr von Itzstein, wird sich, während ich von Euch getrennt bin, jedenfalls Eurer annehmen; auch Vetter Wilhelm, der viel Anhänglichkeit an Euch zeigt, wird Euch seinem Vater empfehlen. Euren Aufenthalt nehmt Ihr in der ersten Zeit in Elbing, meiner Vaterstadt. Dort findet Ihr Anver-

wandte, die Euch schützen werden, das Gut hier nimmt Fürst Subow vor der Hand jedenfalls in Pacht und von dem Ertrage der Pachtgelder werdet Ihr zwar eingeschränkt, aber ohne Noth leben können; der Fürst hat mir das schon vor längerer Zeit versprochen. Mein Geschick möge Euch keine zu große Sorge machen. Ich werde als Gefangener irgend eine französische Festung bewohnen. Meine Kenntniß der Sprache wird mir dabei sehr zustatten kommen, und ewig wird die Herrschaft dieser Franzosen auch nicht dauern. Vergiß nicht, meine Louise, daß, wenn das Vaterland einst frei wird, auch ich es werde, hoffe auf Gott, der nichts geschehen läßt, was nicht zu unserem wahren Besten dient, sei eine Stütze Deiner Mutter, eine Freundin Deiner Schwester und denke an Deinen Vater mit Liebe. Für den Fall, daß ich fern von Euch sterben sollte, habe ich schon vor längerer Zeit meinen letzten Willen aufgesetzt, und Herr von Vattier, der ein Ehrenmann ist, wird dafür sorgen, daß derselbe dem Kreisgericht in Tilsit übergeben wird. Eins beunruhigt mich nun schrecklich, und das ist das Geschick meines armen Verwandten, der mich im Zustande der Geisteskrankheit verrieth; er ist jedenfalls wahnsinnig, vielleicht für immer, sein Amt, das ihn bisher ernährt, verliert

er, in der Gegend hier ist er fremd; es wäre mein Wunsch, daß der Unglückliche, der sonst betteln müßte, bei Euch bleibe, daß Ihr Euch seiner annähmt, jeder lichte Augenblick wird ihm durch die Erinnerung an das Elend, das er angerichtet, verbittert werden, und nur wenn er sieht, daß Ihr ihm vergeben habt, daß Ihr ihn als Verwandten betrachtet, wird er sich mit der Zeit beruhigen."

„Ich werde den armen Kantor pflegen, Vater, verlaß Dich darauf," sagte Louise, „er soll an meinem Thun niemals fühlen, daß er so unglücklich war, uns den Vater zu rauben."

„So recht, mein Kind," sagte Herr Wohlgemuth, das leise weinende Mädchen in seine Arme schließend, „und nun hilf mir noch diese Papiere ordnen, suche die Wäsche und die nothwendigen Kleidungsstücke zusammen und besorge für uns Kaffee. Es ist drei Uhr, schon graut draußen der Tag, um acht spätestens werde ich von hier fortgeführt — ach wie lieb wäre es mir, wenn Deine arme Mutter in diesem für sie so schrecklichen Augenblick die Wohlthat des Schlafes genöße. Ist es vorüber, wird die Zeit das ihre thun sie zu beruhigen."

Zum Erstenmale in ihrem Leben empfand Louise, daß es kein Leid giebt, dem Liebe und Vertrauen

nicht eine Süßigkeit beimischen können, deren Dasein man in den gewöhnlichen sogenannten glücklichen Lebenstagen gar nicht ahnt.

Sie erfüllte alle ihr gewordenen Aufträge mit einem Gefühl der Freude über die Liebe ihres Vaters, die ihre Seelenkräfte stärkte und erhöhte, und als der Sommermorgen golden in die Fenster schien, saßen Vater und Tochter ruhig, fast fröhlich, bei ihrem Frühstück und sprachen hoffnungsvoll von der Zeit des Wiedersehens.

Um sieben Uhr erschien der französische General bei dem Gefangenen und eine Viertelstunde später saß Herr Wohlgemuth mit zwei französischen Soldaten im Wagen, der ihn ins Hauptquartier nach Berlin führen sollte.

„Sei eine Stütze Deiner Mutter, mein starkes, mein verständiges Kind!“ waren die letzten Worte des scheidenden Vaters gewesen, als er seine Hand segnend auf Louisens jugendliches Haupt gelegt.

Sie konnte nicht sprechen, die Lippen bebten ihr und ihre Brust war wie von einer Bleilast gedrückt; aber sie sah ihn an und in ihrem Blick lag der Schwur, alle ihre Kraft aufbieten zu wollen, um das Vertrauen, das der Vater in sie setzte, zu rechtfertigen.

Neuntes Capitel.

O selig, wer entbehren und dulden schon im Lenz des Lebens
lernt,
Er lernet früh des Herzens Blüthen pflegen,
Die ihm des Lebens Dürre nicht gewährt.
Zacharias Werner.

Die Lage der Familie Wohlgemuth war durch das Unglück, das sie getroffen, plötzlich und wie mit einem Zauberschlage verändert.

Madame Wohlgemuth war erkrankt und lag mehrere Tage in völliger Bewußtlosigkeit. Als sie sich erholte, war der heftigste Trennungsschmerz überwunden und sie konnte ruhig von dem Unglück, das sie betroffen, sprechen und die Anstalten zu ihrer Abreise nach Elbing treffen.

Der Maler Treufeldt war der Vermittler zwischen ihr und dem Fürsten Subow, und die Pachtbedingungen wurden zur völligen Zufriedenheit festgestellt, dann ging es ans Packen einiger, an den Verkauf anderer Möbel und Geräthschaften. Die Zimmer, sonst der Sitz heitrer Geselligkeit, wurden leer und sahen unheimlich und verwüstet aus; Stühle kehrten die mit Stroh bewickelten Beine gen Himmel, Kisten und Kasten standen bald leer, bald gefüllt

auf den Dielen, die Uhren standen, weil sie verpackt werden sollten, Stroh und Heu lag auf den Treppen und Gängen. Alles im Hause war so verändert, daß der Blinde keinen Schritt ohne Führer gehen konnte und daher mußte Magister Fisch alle seine früheren Lieblingsbeschäftigungen aufgeben und sich seinem Zögling widmen; denn Louisens Zeit war durch tausend Arbeiten, die sich in dieser allgemeinen Unruhe für sie fanden, vollständig in Anspruch genommen.

Louise, sonst im elterlichen Hause unbedeutend und für nichts geachtet, hatte jetzt in der Zeit der Noth und Anstrengung plötzlich einen Wirkungskreis und einen Einfluß erlangt, der weit größer war als man es nach ihrer Jugend erwarten durfte. Madame Wohlgemuth, gewöhnt an die Bequemlichkeit, eine Autorität neben sich zu haben, auf deren Ausspruch sie sich in jedem Fall verlassen konnte, erhob, von ihrem Gatten getrennt, ihre jüngste Tochter, die ihr sonst so fern gestanden, plötzlich zu derselben und legte auf die schwachen Schultern eines Kindes dadurch die Last der Verantwortlichkeit, die bis dahin ein kluger und starker Mann getragen.

Louise fühlte dieß, sie fühlte es oft mit Seelenangst. Sie mußte aus der Kassa die Zahlungen

leisten, das einkommende Geld in Empfang nehmen, Briefe an Verwandte in Elbing schreiben wegen einer Wohnung, mit dem Schiffer, der die Möbel aufnehmen sollte, unterhandeln, Buch führen und noch tausend andere Dinge thun, die niemand anders thun wollte oder konnte.

Schon acht Tage nach Herrn Wohlgemuths Abführung erhielt das französische Armee-Corps, das noch in Neu-Ostpreußen stand, den Befehl zum Abzuge, und Herr von Vattier und seine Officiere trennten sich von der Familie mit dem festen Versprechen, alles was nur irgend möglich zu thun, um das Geschick des Vaters zu erleichtern.

Madame Wohlgemuth sah die französischen Officiere nicht mehr, sie lag noch krank bei ihrem Abzuge, und die klingende Militärmusik vermischte sich mit ihren Fieberträumen.

Sie war nach der Trennung von ihrem Gatten überhaupt nicht mehr die Frau, die sie früher gewesen. Eine Aengstlichkeit hatte sich ihrer bemächtigt, die sie fast zu jeder selbstständigen Handlung unfähig machte und nur Eins lag ihr noch sehr am Herzen: die Freude und Bequemlichkeit ihrer ältesten schönen Tochter. Für Lydia dachte, sorgte, schaffte sie, während sie es ganz in der Ordnung fand, daß die

zwei Jahre jüngere Louise Arbeiten übernahm, die die Kraft eines thätigen und intelligenten Mannes vollständig in Anspruch genommen hatten.

Vetter Wilhelm leistete ihr nach Kräften Beistand.

Der Blinde war ein ausgezeichneter Kopf, die Natur hatte ihm, gleichsam als Ersatz für den ihm fehlenden Sinn, eine Verstandesschärfe, Aufmerksamkeit und Combinationsgabe verliehen, die fast fähig waren ihm das Augenlicht zu ersetzen, und sein Wunsch, sich in der jungen Louise eine Gattin zu erziehen, machte ihn gegen diese gefällig und aufmerksam. Alle Geisteskräfte des Blinden standen gleichsam im Dienste von Louisens hellen Augen. Er erklärte ihr was sie sah und wußte stets seine Bemerkungen ihrer Verstandeskraft anzupassen. Sie traute daher auch in allen Dingen, die das gewöhnliche Leben betrafen, dem blinden Vetter vollkommen, die Gefühle ihres Herzens hielt sie dagegen vor ihm ziemlich verborgen. Sie wußte aus Erfahrung, daß er es liebte, das kalte Wasser seines Egoismus und seiner Zweifelsucht auf jede gen Himmel lodernde Flamme zu gießen.

Es wurde Herbst, ja der frühe Winter klopfte bereits mit bereiftem Finger an, ehe die verlassene Familie sich zu ihrer Uebersiedelung bereit gemacht.

In dieser traurigen Zeit hatten sie nicht einen einzigen Brief, keine, auch nicht die kleinste Nachricht von dem abwesenden Vater erhalten. Die Geisteskrankheit des armen Verwandten hatte sich völlig herausgestellt. Kantor Wohlgemuth war ein harmloser unschädlicher Wahnsinniger geworden. Er ging schwatzend und gestikulirend durch Garten und Haus, ließ sich gern mit kleinen häuslichen Arbeiten beschäftigen, indem er auf Befehl Holz und Wasser in die Küche trug, Schuhe und Messer putzte, Kleider ausklopfte, Holz sägte und im Garten grub.

War er in seinem Zimmer, so beschäftigte er sich mit Schreiben und zwar schrieb er Bogen nach Bogen und heftete später seine Scripturen in zierliche Actenstücke, die er in einem kleinen Repositorium aufbewahrte. Da fanden sich Acten, betreffend den Bau eines Proviant-Magazins, das man bei Annäherung des Feindes unter Wasser versenken könne; Acten, betreffend die Gründung einer Bank, aus welcher Jedermann ohne Ansehen von Stand und Vermögen Anlehen bis zu 100000 Thaler erhalten könne, und ähnliches.

Diese Beschäftigungen zerstreuten ihn und gaben ihm das beglückende Gefühl eigner Wichtigkeit. So ließ man ihn denn gern gewähren und Madame

Wohlgemuth war auch fest entschlossen, sich niemals von dem Unglücklichen, der ihr den Gatten geraubt, zu trennen, wie es der Wunsch und Befehl dieses theuren Gatten gewesen.

An einem schönen klaren Octobertage verließ die Familie ihre alte Heimath.

Fürst Subow hatte den Abgehenden einen großen Wagen und vier Pferde bis Tilsit gegeben. Madame Wohlgemuth und Lydia saßen auf dem Mittelsitze, Vetter Wilhelm und Louise rückwärts, Muhme Elsbeth beim Kutscher und Magister Fisch mit dem Kantor auf dem Hintergesäße.

Der alte Gottfried im blauen Mantel mit dem großen runden Hut auf dem schneeweißen Haar und seinem langen Stabe in der Hand begleitete den Wagen noch weit über Feld; Wasser, sein treuer Gehilfe, lief lustig bellend nebenher. Silberne Gewebe, von Thautropfen glitzernd, überzogen weit und breit die Stoppelfelder. Distelflöckchen, zierliche vielstrahlige Sternchen, flogen in der blauen Luft umher und hingen sich an die dunkeln Kleider der Reisenden. An den Bäumen der Landstraße waren nur noch spärliche, bräunlich, röthlich und golden schimmernde Blätter, aber hin und wieder prangte eine Eberesche mit dem korallenrothen Schmuck

ihrer reifen Früchte, und wenn der Wagen sich ihr näherte, so flogen Sperlinge, Stieglitze und Goldammerchen zwitschernd von ihren Zweigen auf und wie ein dunkles Wölkchen vor dem rollenden Wagen her, bis sie sich allmählig zerstreuten. Von Zeit zu Zeit erblickte man zwischen den Hügeln, durch das klar gewordene Laub der Bäume, den Strom, auf dessen kräuselnden Wellen das Sonnenlicht in silbernen Sternen tanzte.

Die Fahrt ging den großen prächtigen Tannenwäldern zu, und ehe der mächtige Wagen in ihr majestätisches Dunkel aufgenommen wurde, sagte Gottfried seiner früheren Herrschaft „Lebe wohl," reichte Louisen noch einmal seine braune runzliche Hand zum Abschiede und kehrte um. Louise konnte lange lange noch die hohe Gestalt des Greises auf der Landstraße dahin schreiten sehen und in der herbstlichstillen Luft das Gebell des Hundes vernehmen. —

Da Fürst Subow in der Mitte des Weges Vorspann für die Reisenden gestellt hatte, so erreichte man Tilsit nicht zu spät, am andern Morgen sollte ein Frachtfuhrmann die Familie weiter befördern. —

Im Jahre des Herrn achtzehnhundert und sieben reiste man aber nicht wie heute zu Tage.

Von den Bequemlichkeiten einer Eisenbahn träumte

damals selbst der ausschweifendste Kopf noch nicht, auch gab es weder Chausseen noch Schnellposten. — Der Postwagen, ein riesiges Gebäude in Form eines ungeheuren Sarges, bewegte sich, auf vier Rädern und gezogen von so viel Pferden als ihn fortzuschleppen fähig waren, mit majestätischer Langsamkeit durch Dick und Dünn dem ersehnten Ziele entgegen. Die Zeit, wann er dasselbe erreichte, war stets unbestimmt und von Wind und Wetter abhängig. Ein Herbstregen konnte die Post drei Tage, der Eisgang konnte sie so viel Wochen aufhalten.

Passagiere fuhren selten, Damen fast nie mit der sogenannten ordinären Post; wer es möglich machen konnte, kaufte einen eignen Wagen und nahm Extrapostpferde; wer die bedeutenden Kosten dieses Reisemittels nicht zu erschwingen vermochte, benutzte Fuhrmannsgelegenheit. In diesem Fall befand sich auch die Familie Wohlgemuth.

Louise hatte schon mehrere Wochen vorher ein schriftliches Uebereinkommen mit Meister Wiese, dem besten Fuhrmann zwischen Tilsit und Königsberg, getroffen und alle Plätze in seinem Wagen waren zur Disposition der Familie.

Wir wollen den geneigten Leser mit der ausführlichen Beschreibung der achtzehn Meilen langen



und drei und einen halben Tag währenden Reise nicht behelligen und begnügen uns mit der Bemerkung, daß das Wiese'sche Fuhrwerk an einem hübschen sonnigen October-Nachmittage durch das Königsthor in der alten Hauptstadt Preußens seinen Einzug hielt und daß Lydia sowohl als Louise, die beiden Landmädchen, gar mächtig erstaunten über die schönen großen Häuser, die vielen Officiere und Soldaten, über die alten Kirchen, die schönen mit Bäumen bepflanzten Plätze, über die dreisten Studenten mit ihren Schlägern und Cerevis-Kappen, kurz über alles und jedes in der alterthümlichen Stadt. —

Die reisende Familie hatte in Königsberg ihre Gastfreunde, die sie erwarteten.

Der ältere Bruder des Herrn Wohlgemuth, der wie sein Vater sich dem Handelsstande gewidmet, war schon vor dem Beginn des Krieges als Bankdirector in Königsberg angestellt, und erwartete seine Schwägerin und deren Anhang in seiner eleganten Wohnung.

Es war drei Uhr, als der Wagen des Herrn Wiese vor derselben Halt machte und alsbald eilte der alte Diener Hausfeld die Treppe hinab und sein Herr folgte ihm in großer Aufregung und Geschäftigkeit.

Der Bankdirector Wohlgemuth hatte große Aehnlichkeit mit seinem jüngeren Bruder, nur war er weniger blühend als dieser, ein schlanker blasser Mann mit edeln Gesichtszügen und sanften blauen Augen. Sein dunkelbraunes, leicht mit Silberfäden gemischtes Haar war ohne Zopf und Puder, sein Anzug völlig modisch und fein.

„Erfreut, von ganzem Herzen erfreut, Sie, meine liebe Frau Schwester, nach so langen Jahren wieder zu sehen!" sagte er, indem er seine weißen schlanken Hände in den Wagen streckte. „Sie haben schlimmes Reisewetter gehabt, böse Wege, schlechte Zeiten; ja ja schlechte Zeiten im Allgemeinen, diese Teufelsfranzosen, sie haben an allem Unheil in der Welt Schuld, ja ja!"

Während dessen hatte er mit seinem Diener alles gethan, um den Reisenden aus ihrer schwankenden Arche auf die terra firma zu helfen und wirklich gelang es ihrer vereinten Geschicklichkeit, zu der sich noch die Umsicht und Beihilfe Meister Wiese's gesellte, Eines nach dem Andern aus den Mänteln, Fußsäcken, Rockelors und den übrigen zur Zeit gebräuchlichen Umhüllungen zu schälen.

Eine wunderliche Gesellschaft!

Madame Wohlgemuth, die noch jugendliche sehr hübsche Frau, zwischen ihren beiden Töchtern, von denen

die ältere eine blendende Schönheit, die jüngere trotz ihrer Pockennarben ein liebliches Geschöpfchen, machten freilich einen sehr angenehmen Eindruck auf den reichen Schwager und Onkel. Nun kam aber die dicke, grauhaarige, zahnlose, unterthänig knixende Muhme Elsbeth in ihrer altmodischen elbinger Bürgerhaube von schwarzem Moor mit weißen gesteiften Flügeln an jeder Wange, mit dem hundertfaltigen Rock und der Schößchenjacke, den Hackenschuhen und den Filethandschuhen mit eingestickten Blumen, die sich wie ein Gebirg aus dem Winterschnee aus einem ungeheuren weißen Kaninchenpelz entwickelte. Magister Fisch, lang, blaß, mit spitzen Zähnen, gepudertem Haar und loser Halsbinde schälte sich aus einem ungeheuren braunen Rockelor und half dem Blinden, den er unvorsichtig aufstellte, so daß derselbe sich tief und gentil verneigte, indem er dem Wirth dabei den Rücken wendete. Als er die Stimme desselben mit einem artigen: „Seien Sie mir willkommen, Herr Vetter von Itzstein!“ hinter sich vernahm, wendete er sich rasch um und zeigte sein furchtbar entstelltes Gesicht zerfetzt, vernarbt, dabei finster und vor Zorn glühend, wie jene schwarzrothen Gewitterwolken, deren Anblick auch wohl ein muthiges Herz mit Grauen erfüllen kann.

Neben ihn stellte sich, ein Lächeln über und über, der verrückte Kantor, er sah rothwangig und dabei seltsam verschmitzt aus, eine eigenthümlich unangenehme thierische Physiognomie.

Der alte Hausfeld betrachtete sich diese Gesellschaft mit sichtbarem Erschrecken. Er sagte zwar nicht: Gott steh mir bei, aber es stand deutlich in seinem ehrlichen viereckigen Gesichte geschrieben, und Louise sah das und sah auch, daß der Bankdirector zurück trat und sich mit der Hand über die weiße Stirn fuhr, als wollte er von dort eine Mücke oder einen unheimlichen Gedanken verjagen. Dann aber bot er seiner Schwägerin den Arm und sagte sehr freundlich: „Folgt mir, meine lieben Mädchen, meine Frau erwartet Euch, bitte meine Herren, bitte, nach oben. Hausfeld, zeigen Sie den Herren ihre Zimmer, bringen Sie auch hier die Frau Elsbeth nach oben!" und so setzte sich der Zug in Bewegung, während Meister Wiese die Koffer schulterte und einen nach dem andern auf den schwarz und weißen Fliesen des Hausflurs absetzte.

Es war Louisen wie ein Traum, daß sie nun so weit von ihrer lieben Heimath, unter Menschen, die sie noch nie gesehen, sich zu Hause finden konnte. Die ganze Einrichtung bei ihrem Oheim glich der

im Vaterhause fast eben so, wie der Oheim dem Vater. Stühle, Tische, Bilder, alles, alles war wie zu Hause. In einem hübschen Saal saß auf dem Sopha, bedeckt mit allerlei Pelzen und eingehüllt in einen dick wattirten Seidenrock, eine kränklich aussehende Dame, die ohne aufzustehen die Ankommenden bewillkommnete. „Sie müssen mich schon entschuldigen, werthe Schwägerin," sagte sie dabei artig, „dieß Sopha ist nun seit zwei Jahren meine Welt, ich kann es nicht verlassen. Ah meine Nichten, ein Paar schöne Mädchen und wie mir von vielen Seiten gesagt worden ist, auch talentvoll; eine soll eine wunderschöne Stimme haben, nicht wahr, das ist wohl dieß liebe Kind?" sie tippte dabei mit dem wachsbleichen Finger auf Lydia's schönes braunes Haar, und Louise dachte mit Lächeln an den Knaben in der Fabel vom Zeisig und der Nachtigall, der auch den hübschen Vogel für den besseren Sänger hielt.

„Nein, meine beste Schwägerin," entgegnete Madame Wohlgemuth, „meine jüngere Tochter singt ein Bißchen; freilich auf dem Lande hat man nicht Gelegenheit das zu pflegen und auszubilden, und neben Ihnen, einer berühmten Künstlerin —"

Die Kranke unterbrach sie: „Das war ich einst," sagte sie mit einer gewissen Heftigkeit, „das ist vor-

bei, alles vorbei, meine Stimme liegt im Grabe bei meinem Sohn, und Gott Lob, bald werde auch ich da liegen! Aber ich liebe Musik, ich liebe besonders den Gesang, und meine liebe Nichte Louise wird mich erfreuen, wenn sie mir etwas vorsingt, natürlich so bald Sie alle sich erholt haben werden. Ihre Effekten sind bereits in Ihren Zimmern, und — bitte, rücksichtigen Sie auf mich nicht, gehn Sie und machen Sie Sich's nach der anstrengenden Reise bequem." —

Mit dem Eintritt in das Haus ihres Onkels begann für Louise ein ganz neuer und von der Vergangenheit völlig verschiedener Lebensabschnitt.

Körperlich erwachsen, hielt man sie an dem fremden Orte allgemein für weit älter als sie war und behandelte sie dem gemäß. Ihre schöne Schwester ward zwar hier wie überall mehr bewundert, doch war jedermann auch gegen sie zuvorkommend und freundlich, und wenn Lydia von der Mutter vorgezogen ward, so hatte Louise dagegen an der kränklichen Tante eine Freundin und Beschützerin gefunden. Sie wünschte, daß ihre Nichten sie beim Vornamen, Tante Sophie, nennen möchten und daran gewöhnte Louise sich in der ersten Stunde.

Tante Sophie war ihrer Zeit eine berühmte

Conzert-Sängerin gewesen, die Großen dieser Welt, Könige und Kaiser hatten es sich zur Ehre geschätzt sie zu hören. Dann hatte sie einen reichen Mann geheirathet und in einer großen Stadt in großartigen Verhältnissen gelebt. Die schöne junge Königin Louise hatte bei ihrem ersten Besuch in Königsberg im Hause des Bankdirectors Wohlgemuth gewohnt und ihre Wirthin mit der höchsten Auszeichnung behandelt. Auch als sie in dem Unglücksjahre in Königsberg lebte, erzeigte sie der Frau Sophie Wohlgemuth und ihrem Gatten sehr oft die Ehre, sie zu besuchen oder einladen zu lassen, und der schönen Königin hatte Tante Sophie auch zum letztenmal gesungen, das Lieblingslied der erhabenen Frau, dessen Text von Jean Paul, dessen Musik vom Kapellmeister Himmel, sich bis auf unsre Tage erhalten hat:

Namen nennen Dich nicht,
Es bilden nicht Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler Dich nach —
So wie Du lebest und bist,
So trage ich einzig im Herzen,
Theure Geliebte, Dein Bild. —

Tante Sophie liebte das einfache Lied eben so wie es die Königin geliebt, und Louise mußte es der kranken Frau vorsingen, so oft sie allein miteinander waren.

Dann sah das junge Mädchen wohl, daß heiße Thränen über das bleiche Gesicht ihrer Tante rannen, und fühlte, daß eine schwere Kummerlast das Herz der Frau bedrücken müsse, die in äußerlich so glänzenden Verhältnissen lebte. Wie gern hätte sie sich in solchen Momenten an die Brust der Leidenden werfen, sie liebevoll nach dem Grunde ihres Grames fragen und alles aufbieten mögen um sie zu trösten, aber wie konnte sie das wagen, sie fast noch ein Kind, gegen Tante Sophie, die reiche kluge Frau, die berühmte Künstlerin, die von Kaisern und Königen geehrt wurde? Freilich war Tante Sophie so sanft, so bescheiden und so freundlich, besonders zu Louisen, daß die Liebe des jungen Mädchens täglich wuchs, auch fühlte Louise wohl, daß ihre verehrte Verwandte die Gelegenheit mit ihr allein zu sein selbst und häufig herbei führte. Wenn Besuch im Hause war, erschien Sophie Wohlgemuth immer nur auf wenige Minuten im Gesellschaftszimmer, und ging dann, Allen einen vergnügten Abend wünschend, nie in ihr einsames Stübchen zurück, ohne Louisen ein Zeichen zu geben, daß sie ihre Begleitung erwarte. Ach und wie gern folgte Louise diesen leisen Winken! Schon das Zimmer der Tante enthielt so vieles, das dem jungen Mädchen im höchsten Grade interessant

war, ganz abgerechnet von der Persönlichkeit der schlanken blassen Frau, für die Louise allmählig eine Art von anbetender Liebe zu fühlen begann.

Der Bankdirector Wohlgemuth schien seine zarte und hilfsbedürftige Gattin nicht so aufmerksam und liebevoll zu behandeln als Louisens Vater die seine. Oft sah er sie tagelang gar nicht, und wenn er mit ihr sprach, so geschah dieß mit der höchsten Gleichgiltigkeit. Ueberhaupt schien nichts und Niemand fähig den Mann zu interessiren, nichts als die Erinnerung an die Zeit, welche die schöne Königin Louise in seinem Hause zugebracht. Kam die Rede darauf, so röthete sich sein bleiches Gesicht, seine sanften, fast matten Augen wurden lebhaft und die Worte floßen ihm vom Munde.

Es war natürlich, daß er bei dieser Vorliebe für die Königin, die bei ihm eine Art von Cultus zu sein schien, ein Feind der Franzosen und besonders ein Feind ihres allmächtigen Kaisers sein mußte.

Der Tugendbund, der sich in jener Zeit zu bilden begann, hatte an ihm eines seiner eifrigsten und thätigsten Mitglieder, und es schien, als ob alle Gefühle seines Herzens sich concentrirten in dem Schmerz und Grimm über die dem Vaterlande von den Franzosen zugefügte Schmach.

Es war beschlossen worden, daß die Reisenden bis zum Beginn des Frühlings in Königsberg und im Hause des Bankdirectors verweilen sollten, und ehe noch das Christfest kam, hatte man sich gewissermaßen in einen Familienkreis verwandelt. Frau Wohlgemuth hatte ihrer kränklichen Schwägerin als etwas, das sich von selbst versteht, die Schlüssel und die Sorgen für die Details des Haushaltes abgenommen. Muhme Elsbeth wusch, stärkte und plättete wieder so eifrig als in Rybullen, stopfte Tischtücher und Servietten, strickte Strümpfe und Socken und verrichtete noch tausend andere Geschäfte, die darum nicht weniger dringend nothwendig sind, weil sie so klein und unbedeutend erscheinen. Lydia machte Toilette, wozu sie der Beihilfe der Mutter und Schwester, der Nähnadel und des Bügeleisens, der alten Elsbeth, zweier Spiegel und tausend anderer Dinge gerade so wie zu Hause bedurfte. So war alles wie immer, nur in Louisens Leben und Sein hatte sich eine große Veränderung eingestellt.

Tante Sophie hatte nämlich eine große Vorliebe für das Mädchen gefaßt, und sie sich von ihrer Schwägerin zu ihrer besonderen Gesellschafterin und Pflegerin erbeten. Madame Wohlgemuth konnte das natürlich nicht abschlagen und so zog denn Louise

in das Schlafzimmer ihrer Tante und begann mit diesem Moment ein neues Leben.

Als sie sich zum Erstenmal in Gegenwart der kränklichen Frau entkleidete, fühlte sie, daß sie in jeder Bewegung aufs schärfste beobachtet werde. Tante Sophie besah dann jedes Kleidungsstück genau, schritt noch einigemal im Zimmer auf und ab, zog endlich einen Stuhl an Louisens Bett und setzte sich zu ihr.

Die blasse Frau, gehüllt in einen weiten weißen Bettmantel, das Haupt bedeckt mit einer großen vielkrausigen Haube von Musselin, sah aus als ob sie ganz körperlos, nur eine Erscheinung, ein Geist, ein Hauch sei. Sie nahm Louisens rosiges warmes Händchen in ihre bleichen hagern Hände, und sah dem Kinde, aus dessen lebhaften Augen die Neugierde und das Interesse den Schlaf vertrieben hatten, theilnehmend ins Gesicht.

„Fühlst Du Dich unglücklich?“ fragte sie dann mit ihrer leisen und süßen Stimme, und Louise wußte, daß die Tante es gut mit ihr meine, wußte, daß sie mütterliche Theilnahme für sie hege, und da sie in ihrem ganzen Leben sich nie so glücklich gefühlt als in dem Augenblick, so zog sie die Hand der Tante an die Lippen und sagte: „Nein, o nein,

liebe Tante, ich bin sehr glücklich, denn ich glaube, daß Du mich lieb hast!"

„Armes Kind!" entgegnete Sophie Wohlgemuth, indem sie die reine Stirn des Mädchens streichelte; „oder sollte ich vielleicht sagen: glückliches Kind! denn sicherlich, meine gute Louise, gehören die Menschen zu den Auserwählten, die früh schon den Schmerz und vor allem die Sehnsucht kennen lernen. — Bangst Du Dich sehr nach Deinem Vater, liebes Herz?"

„Ach ja," sagte Louise, die Hand der Tante unwillkürlich festhaltend, „er war so gütig gegen uns Alle, und in der letzten Zeit, da er unter uns weilte, habe ich mehr als je eingesehen, welch' ein herrlicher Mann mein Vater ist."

„Du warst wohl des Vaters Liebling, mein Kind?"

„Ach nein, Tante, wie wäre das auch möglich gewesen! Er hatte mich lieb, von ganzem Herzen lieb, aber Lydia hatte er doch wohl lieber als mich, sie ist so schön, so klug, weiß sich immer zu benehmen, es kann sie wohl niemand ansehen, ohne sie über alles zu lieben."

„Nun einige Personen können das doch," entgegnete Sophie lächelnd, „ich zum Beispiele; denn ich sehe, daß Deine Schwester ein zwar bildschönes,



aber völlig verzogenes junges Geschöpf ist. Doch von ihr wollen wir nicht reden, sondern von Dir, mein liebes Kind. — Ich habe keine Kinder, habe nie eine Tochter gehabt, Du mit Deinem ruhigen thätigen Wesen, mit Deinem seelenvollen Gesichtchen, Deiner süßen Stimme, wärst eine Tochter wie ich sie mir gewünscht hätte; wird es Dir möglich sein, mich wie eine Mutter zu lieben?"

Louise hatte sich im Bette emporgerichtet und schlang die Arme um den Nacken der Tante, ein süßes wundervolles Gefühl floß erwärmend und beglückend durch ihre junge Seele, sie weinte, aber es waren Thränen von einer ihr bisher unbekannten Süßigkeit. —

Sophie Wohlgemuth begann nun, sich täglich mit Louisens Ausbildung zu beschäftigen. Während Lydia mit der Mutter in den Gesellschaften des Hauses repräsentirte, Bälle besuchte, Schlitten fuhr und Maskenscherze vorbereitete, saß sie in den Zimmern ihrer Tante, die an ein kleines Treibhaus stoßend, dem Winter zum Trotze wahre Blumengärten zu sein schienen; dort ging dem wißbegierigen, denkenden Mädchen der schönste Stern im menschlichen Leben auf, die Erkenntniß der Liebe Gottes.

Sophie Wohlgemuth trug in ihrer Seele ein

schweres Leid, Louise erkannte das in jeder Minute ihres Beisammenseins, aber sie trug es mit einer Milde, einer Freundlichkeit und einer geistigen Kraft, die wohl niemand in dem schwachen Körper gesucht hätte.

Sie unterrichtete ihre jugendliche Nichte in Musik und Gesang, wie bildend dieser Unterricht indeß auch für das junge Mädchen sein mochte, die Gespräche, die sie mit einander führten, waren dieß noch in weit höherem Grade. —

Seit Louise bei ihrer Tante weilte, suchte auch Wilhelm von Itzstein sich Zutritt in die Privatwohnung seiner Wirthin zu verschaffen und Tante Sophie hinderte ihn nicht darin. Sie emfing im Gegentheil den Blinden stets mit freundlicher Theilnahme, musizirte mit ihm, lehrte ihn noch manche kleine Handarbeiten, die er in ihrem Zimmer machen mußte, wenn er dort längere Zeit weilen wollte, und der so hochmüthige Mann war der sanften zarten Frau gegenüber nachgiebig wie ein Kind.

Ein Winter lag über der Erde, so unheimlich grau und regennaß, wie er dem Norden sonst nur selten zur Plage wird.

Tante Sophie konnte bei so trostlosem Wetter ihre Zimmer nicht verlassen, und gern saß sie mit

Louise unter ihrem großen Orangenbaume und nähte oder stickte, während Louise ihr Herder und Jean Paul vorlas, oder sang und Clavier spielte.

Vetter Wilhelm war Nässe unangenehmer als Frost und Sturm. Nun war er ausgegangen und kehrte, von dem Magister begleitet, wüthend von einer Rundreise durch alle königsberger Buchhandlungen und Leihbibliotheken heim, wo er nach einem Exemplar von Wielands Agathon, das er Louisen zu schenken beabsichtigt, vergebens gefragt und geforscht hatte.

„Welch ein Wetter! welch eine garstige widerwärtige Welt," sagte er verdrießlich, indem er in das Zimmer der Damen trat und sich einen Stuhl neben Louise zog. „Der schlimmste Traum eines Fieberkranken könnte nichts abscheulicheres zusammenwürfeln als diese jetzige schmutzdurchtränkte, naßkalte Jahreszeit. In der That man könnte in jeder Minute sich veranlaßt finden, an eine höchst bedächtige, die Welt schützende und liebende Vorsehung zu glauben, wenn man nur die Nasenspitze zum Fenster hinaus in diese gesunde und angenehme Luft streckt."

„Ach Tante," sagte Louise, als er endlich schwieg, „hören Sie es jetzt? Sie glaubten mir nicht, als

ich Ihnen erzählte, wie beklagenswerth Vetter Jäkstein sei."

Das junge Mädchen hatte bei diesen Worten die hellen Thränen in den Augen; dem Blinden die Ueberzeugung vom Dasein einer liebevollen Vorsehung zu geben, ihm das Walten derselben durch Verstandesgründe zu beweisen, war ein Hauptstreben ihres bisherigen Lebens gewesen, ein Streben, so würdig eines liebevollen jugendlichen Herzens als schwierig für einen wenig gebildeten Geist.

„Aber Vetter," sagte Louise, indem sie ihre kleine warme Hand auf seine Hände legte, „warum nur gleich bei jeder kleinen Unannehmlichkeit mit Gott schelten und zürnen, warum bei jeder Kleinigkeit mir wiederholen, daß Sie nicht an ihn glauben, daß Sie die Welt und das Menschengeschick für ein Spiel des blinden Ungefährs halten?"

Der Blinde lächelte, es lag etwas besonders Liebliches in diesem Lächeln, etwas das selbst seinem fürchterlich entstellten Gesicht einen angenehmen Ausdruck gab. — „Warum?" sagte er, „je nun, Louise, wenn es nur vielleicht darum wäre, weil Deine Stimme, wenn Du mich zu belehren strebst, so außerordentlich hübsch klingt, oder darum, weil Dein sich entwickelnder Verstand täglich neue und manchmal

mich selbst überraschende Gründe hervorsucht, um eine Theorie zu stützen, die freilich jeder Windhauch umstoßen muß, die aber dennoch recht liebenswürdig ist in dem Herzen und in dem Munde eines Weibes."

„Du siehst, daß der Vetter scherzt," sagte Tante Sophie zu Louise und setzte zu Itzstein gewendet hinzu: „aber diese Scherze thun dem jungen Herzen des Mädchens weh, und Sie sollten sie unterlassen."

Er schnippte mit dem Finger und hob die Nase empor, in recht unangenehmer Weise.

„Also auch Sie?" sagte er, „auch Sie sind noch so weit zurück in Vernunft und Philosophie? Ich scherze allerdings, insoweit nämlich als ich häufig Gespräche herbeiführe, welche Louisen Gelegenheit geben in einen Eifer zu gerathen, der ihr allerliebst steht und mir sehr angenehm ist, denn eigentlich will sie ja nichts anders, als mich durch den Glauben beruhigen und beglücken, der zu ihrem eignen Frieden ausreichend ist. Meine Ansichten aber sind wahrlich kein Scherz und ich meine, Sie, Madame, eine geistreiche Frau, die das Leben kennt, sollte endlich auch dahin gekommen sein, die Heuchelei von sich abzuschütteln."

„Lieber Vetter," sagte Tante Sophie, „glauben Sie wirklich ich heuchele, wenn ich Ihnen sage, daß

der Trost und die Stütze meines einsamen Lebens die feste Ueberzeugung von der Güte Gottes ist?"

Das Gesicht des Blinden nahm einen seltsamen, horchenden Ausdruck an. „Sie Madame, Sie glauben das?" sagte er unangenehm lächelnd. „Gott, was ist Gott? wo ist Gott? Der Mensch in dem Bewußtsein seiner eignen Kraft bedarf des Gottes nicht, zu welchem der Schwache zitternd aufblickt."

„Ich verstehe Sie nicht, Vetter," sagte Sophie, „wenigstens kann ich Ihrem Ideengange nicht so ganz folgen. Sie läugnen das Dasein Gottes und glauben dadurch einen Beweis Ihrer eignen Kraft zu geben; was verstehen Sie unter Ihrer eignen Kraft? Als Mensch mit Ihrem ganzen materiellen Sein an diese Erde gebunden, sind Sie ein Theil, nicht nur ein Theil, sondern ein Erzeugniß derselben. Die Erde mußte existiren und genau die Stellung im Weltenraum einnehmen, die sie einnimmt, sie mußte die Jahrtausende langen Phasen ihres Bildungsprozesses durchmachen, um das menschliche Geschlecht hervorzubringen. Zu diesem allen waren Kräfte erforderlich und wirksam, die im All der Welt selbst liegen, und gesetzmäßig, zweckmäßig, in Einfachheit und Ordnung ohne Aufhör fortwirken; diese Kräfte aber stehen unter sich in Zusammenhang,

sie wirken ineinander, untereinander und zeigen sich so als die Glieder der großen Urkraft, die die arme Sprache des kleinen Erdbewohners: Gott nennt. Daß in dieser erhabenen Urkraft alles Große und Gute, alles Schöne und Nützliche des Weltganzen liegt, da dieses aus jener hervorgegangen, kann ja wohl auch nicht geläugnet werden."

„Nun ich gebe Ihnen auch dieses zu," entgegnete der Blinde, „wo eine Wirkung sich zeigt, muß eine Ursache sein, eine wirkende Kraft; wenn Sie diese wirkende Naturkraft Gott nennen, so haben wir nicht weiter zu disputiren. Respect vor Ihrer Philosophie," setzte er mit gewohntem Sarkasmus hinzu, sich mit seinem räthselhaftesten Lächeln vor der Sprecherin verneigend. „Für eine Dame ist das so übel nicht; aber verehrte Frau, verzeihen Sie mir, es ist ein Wiß- und Lernbegieriger, welcher fragt, wie reimen Sie die unleugbaren Unvollkommenheiten der Schöpfung mit der Weisheit, Güte, Liebe und Macht Ihres Gottes? warum schuf er die Welt nicht vollkommen, ihm konnte das ja, denk' ich, einerlei sein und die Macht dazu fehlte ihm auch nicht, wie Sie mir zu beweisen streben."

„Sie spotten, Vetter," entgegnete Tante Sophie; „spotten Sie immerhin über die mangelhafte Logik

einer Frau, das kann mich nicht kränken. Sie verlangen eine vollkommene Welt! Was ist Vollkommenheit? ich denke der Grad des Guten, Schönen und Zweckmäßigen, der den Fortschritt unmöglich macht. Mit der Vollkommenheit müßte ein Stillstand eintreten, oder ein Rückschritt zur Unvollkommenheit, Stillstand wäre Tod, und Rückschritt der ewigen Macht sowohl, als der ewigen Liebe unwürdig. Diese Welt mußte der Vervollkommnung fähig und bedürftig sein, um der ewigen Liebe Gottes würdig und das zu sein, was sie ist: ein Gewimmel von Leben, das heißt von Glück der Entwickelung und Vervollkommnung. Fortschritt, Vervollkommnung ist das höchste Gesetz, das durch alle Himmel waltet und das ist nur möglich bei dem Lebenden und Unvollkommenen."

Herr von Itzstein hatte den Elbogen auf seine Knie gestützt und die Stirn in seine Hände gelegt, so saß er eine Weile da, gebückt und schweigend; dann erhob er sein Gesicht, es sah aus, als ob ein Licht es angestrahlt hätte.

„Sie haben einen hübschen Gedanken ausgesprochen," sagte er, „einen Gedanken, der wohl werth ist, daß man ihn weiter ausbildet. In der That, Ihre Logik überrascht und erfreut mich. Guten Abend, meine Damen; guten Abend! ich will einmal

hinauf in mein Zimmer gehen und komme wahrscheinlich heute Abend nicht zu Tisch, gute Nacht also auch, Louise, schlafe süß, liebes Mädchen, und träume etwas recht hübsches."

Er ging und nach wenigen Minuten hörte man aus seiner Stube die Töne des neuen Instrumentes, Harmonica genannt, die in vollen Strömen und wunderbaren großartigen Melodien unter den Händen des Blinden hervorquollen, eine aber tönte durch alle hindurch und wiederholte sich in den verschiedensten Tonarten, die feierliche Melodie des Liedes:

Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,
Wenn Sie nieder blicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft,
Hoch oben wo ewige Sterne ziehn,
Da wohnet die ewige Kraft. —

Dieß schöne Lied, damals eben aus Mahlmanns Herzen geflossen, der zur Zeit Hauslehrer in einer reichen königsberger Kaufmanns-Familie war, wurde von Tante Sophie besonders geliebt.

„Hörst Du, Louise!" sagte sie freundlich, „Herr von Itzstein sagt mir Dank für unsere Unterhaltung, er spielt die herrliche einfache Melodie, um welche wir

ihn so oft schon vergeblich gebeten haben, das ist liebenswürdig von ihm."

Louise hatte sich vor der Tante hingekniet und ordnete die Decken und Pelze um ihre Füße und schlang endlich leise schmeichelnd ihre Arme um die Knie der Verehrten, das jugendliche Gesichtchen in ihrem Schooße bergend.

„Was hast Du? was ist Dir, mein liebes Kind?" fragte die Leidende, „Du weinst ja, wahrhaftig, ich sehe das am Beben Deiner Schultern!"

„Ich weine vor Glück," sagte das junge Mädchen, indem sie das feuchte Auge erhob, „heute habe ich zu meiner höchsten seligsten Freude Das beweisen hören, was ich als Wahrheit fühlte; o liebe liebe Tante Sophie, wie klug sind Sie und wie gut!"

Zehntes Capitel.

O schlimmer Tag, o schlimme Stund'!
Die uns für immer schied,
Da sind aus meines Herzens Grund
Geflohen Freud und Fried'.

Geibel.

Drum die Ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land wird ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!

Körner.

Die Frühlingssonne schien hell in die Zimmer der Frau Sophie Wohlgemuth. Orangen, Hortensien, prächtige Rosen, Goldlack und Reseda wiegten sich in ihrem Strahl und verhauchten ihre Düfte in das Zimmer.

Die Dame saß auf dem Sopha, bleich wie ein Wachsbild in ihrem schwarzen Kleide, das, der frechen Mode der Zeit Hohn sprechend, hoch an den Hals hinaufging und die Arme bis an die Fingerspitzen bedeckte. Ihr braunes Haar, ebenfalls der Mode der Zeit entgegen, welche kurze Löckchen verlangte, schlang sich in einfachen Flechten um den Hinterkopf und ließ die edle Stirn frei.

Louise, blühend wie eine Rosenknospe, saß neben ihr, und vor den beiden stand ein Mann in der

Uniform der preußischen Husaren; er war nicht eben groß, aber von jener gedrungenen Gestalt, die große Kraft verräth, sein Gesicht erschien mehr charaktervoll als schön, und in den mächtigen dunkeln Augen lag ein eigenthümliches Feuer.

„Ich will, Sophie! ich will und ich werde!“ sagte er mit einer tiefen klangvollen Stimme. „Glauben Sie mir, theure Frau, es bedarf nur eines Schwertes, das sich erhebt, nur eines wackern Anführers, und ganz Deutschland steht auf wie ein Mann gegen diesen Corsen, der uns unerhörte Schmach anthut.“

„Sie täuschen sich, Herr von Schill,“ entgegnete Sophie, „und Sie werden untergehen im ungleichen ruhmlosen Kampfe.“

„Möglich, daß ich untergehe, meine Freundin, möglich! der Kampf ist ungleich, ruhmlos wird er nicht sein. So lange man in deutscher Zunge spricht, wird man meiner gedenken, auch wenn ich untergehe. Meiner und meiner tapfern Schaar; aber ohne Ihren Segen, Sophie, mag ich nichts beginnen, Sie wissen das wohl und darum bin ich hier.

„Ah und ich habe etwas bei mir, das, wenn ich nicht irre, der jungen Dame zukommt, die ich da neben

Ihnen sehe, meine Freundin; Sie heißen Louise Wohlgemuth, nicht wahr?"

Sophie bejahte für das erröthende Mädchen.

„Gut," sagte Major von Schill, „hier ist was ich Ihnen bringe. Ein Brief und das hübsche wohlgetroffene Bild eines meiner Cornets, des bravsten Burschen im ganzen Heer. Er heißt Fritz von Treufeldt und hat mir, seinem Chef, Verwandten und Gönner, seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Er wußte, daß ich hierher ging zu meiner theuersten Freundin, und wußte auch, daß eine gewisse junge Dame, die er im Herzen trägt und verehrt wie ein echter Ritter, jetzt hier weile . . Geh'n Sie, geh'n Sie, mein liebes Kind, geh'n Sie und lesen Sie Ihre Epistel."

Louise schlüpfte hinaus, und kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so ergriff der Major die Hand Sophiens und zog sie an seine Lippen.

„Du hast mir vergeben, Sophie, ich weiß Du hast es. Ich habe Deine Liebe verschmäht und verrathen, verloren hab' ich sie nicht. Jahre sind vergangen, lange verhängnißvolle Jahre, aber kein Tag war in ihnen, da ich Deiner nicht gedachte, da ich meine Feigheit und Nichtswürdigkeit nicht verfluchte, die mich hinderte zu thun, was Pflicht und Liebe

mir zugleich geboten, indem ich Dich zu meiner Gattin machte."

„Lassen Sie die Vergangenheit ruhen," entgegnete Sophie, „waren wir doch beide Kinder und die Liebe der Jugend muß nur zu oft wie ein Traum zerflattern. Welche Hindernisse hätten Sie auch besiegen müssen, Sie ein Edelmann, ein Officier ohne Vermögen, um das mittellose bürgerliche Mädchen zu heirathen! — Es war alles gut, alles am besten, so wie es war. Ich empfing, als Sie mir mein Gelübde zurückgegeben, aus der Hand meines Gatten mit dem Reichthum die Möglichkeit, meine wissensdurstige Seele nach allen Seiten hin auszubilden, und nur Eins schmerzt mich, daß Sie nicht eine Frau gefunden, die durch Liebe Ihren wilden Sinn gebändigt."

„Liebe!" sagte der Major, „verdient Der Liebe, meine Freundin, der sie verrieth? Nein! mir, dem Wilden, Hochmüthigen konnte nur ein Weib auf Erden Liebe spenden; seitdem ich diese weggeworfen, ist das Schwert meine Braut. Aber ein Mann wie ich, den keine Familienbande fesseln, ist dieser Zeit nothwendig, und Sophie, in diesen beiden Kindern lebt unsere Vergangenheit auf, und es kommt mir vor, als wäre es unsere Pflicht, die Zukunft dieser

jungen Herzen zu schützen. Kennten Sie doch meinen Treufeldt, meinen wackern schlanken Cornet, kennten Sie ihn und die ritterliche Anbetung, die er diesem hübschen jungen Mädchen, das Ihre Verwandte ist, zollt, Sie würden wissen, wie ich den Jungen liebe."

„Louise hat von dieser Angelegenheit wie von einem Traum mit mir gesprochen. Treufeldt hat kaum einmal an sie geschrieben seit ihrem kindischen Versprechen."

„Um so mehr hat er ihrer gedacht," entgegnete Schill. „Er ist nicht ein Mensch von vielen Worten, und noch weniger ein Freund von Schreibereien. Er, das dürfen Sie glauben, wird fest halten an dem Mädchen bis ans Ende seines Lebens und er wird sie sich erringen. Er ist der Mann dazu."

„Aber ob das Mädchen ihn liebt, das ist die Frage!" sagte Sophie, „ich wenigstens zweifle daran; ihr Herz liegt noch vollständig in der Knospe und außerdem hat Ihr Schützling einen gefährlichen Nebenbuhler an dem blinden Begleiter Louisens, der seine Absicht, sich in ihr eine Frau zu erziehen gar nicht verbirgt. Es ist ein Mann von Geist und ungewöhnlicher Willenskraft. Ein Mann, der mir

warmes Interesse einflößt, obgleich sein sarkastisches Wesen nicht für ihn einnimmt."

„Das Mädchen wird ihrer ersten Liebe treu bleiben," meinte Herr von Schill, „des Weibes Herz ist treu, das liegt in der edlen und reineren Natur desselben."

„Jeder Mensch, er sei Mann oder Weib, ist seiner Liebe treu, sobald er wirklich eine solche empfindet; die Liebe existirt wie die Sonne nur einmal in der Wirklichkeit, alle Nebensonnen sind nur Scheinbilder," sagte Sophie.

Herr von Schill beugte sich und küßte die bleiche Hand der sanften Frau, und diese flüsterte leise: „Gott segne Sie, Friedrich, bei allem, was Sie thun mögen, Gott lasse Ihr Vorhaben gelingen!"

„Und wenn es nicht gelingt, wenn ich mein Leben einsetze für eine große Idee, die vielleicht noch nicht reif ist, so werde ich sterben mit dem Namen Sophie auf der Lippe und mit der Ueberzeugung, daß ich gethan was der Einzelne vermag."

Sie legte ihre Hand auf seine dichten Locken und sagte noch einmal: „Gott segne Sie!"

Unterdessen hatte Louise ihren Brief gelesen. Es war ein schöner lieber Brief. O welch ein guter

prächtiger Jüngling war Fritz Treufeldt, wie sehr verdiente er es, daß man ihn werth hielt und lieb hatte.

Herr Major von Schill hatte sich lange von Tante Sophie entfernt, und war mit dem Bankdirector in tiefem Gespräch in dessen Zimmer eingeschlossen, und Louise saß noch immer mit ihrem Brief in der Hand in der Orangerie und sah hinaus nach dem Gärtchen, das vom lichtesten Frühlingsgrün geschmückt, ein gar freundliches Plätzchen am Schloßteich bildete.

Die Sonnenstrahlen hüpften und tanzten auf den silbernen Wellen. Die Welt war so schön, so wunderschön!

Louise hatte die Zeit vergessen und so erstaunte sie denn und erschrack ein wenig, als Tante Sophie, ihr die Hand auf die Schulter legend, freundlich sagte: „Da Du nicht mehr zu mir kommst, so muß ich Dich wohl holen, liebes Herz."

„Tante, liebe Tante, Sie werden sich erkälten!" rief das junge Mädchen erschrocken.

„Nicht doch, mein Kind. Es ist eine Luft, als wären wir in Neapel, komm setz' Dich mit mir da unter die blühende Akazie und erzähle mir, was Dein junger Freund Dir schreibt."

„Ich möchte Ihnen wohl den Brief vorlesen,

liebe Tante Sophie, wenn Sie mir das erlaubten. Ich habe niemanden, mit dem ich über den lieben Fritz und das, was wir uns in den Stunden der Todesangst versprochen haben, reden könnte, und manchmal drückt mich der Gedanke daran wie eine schwere Last."

„Lies Deines Freundes Brief vor und sei gewiß, daß ich Dir den besten Rath geben werde, daß ich für Dich, mein Kind, das Herz einer Mutter habe."

Louise begann:

„Meine theure vielgeliebte
meine schöne und gute Louise!

Du weißt es, davon bin ich überzeugt, daß meine Gedanken immerfort bei Dir sind, wenn ich auch nur selten die Gelegenheit habe Dir zu schreiben. Meine Mutter, die Dich grüßt und segnet, weiß das auch. Sie sagte zu mir, die Theure, als ich ihr von Dir erzählte: Fritz, mein Junge, es ist etwas Großes, was Du auf Deine jugendlichen Schultern gelegt, das ganze Glück und die ganze Zukunft eines schuldlosen Mädchens. Du mußt jetzt dreifach an Dir arbeiten, mußt ein Mann werden im vollen Sinne des Wortes, denn nur den echten Mann kann ein edles Weib lieben, und ihm kann sie ohne Zagen ihr Herz und Leben anvertrauen.

„Ich konnte darauf nichts antworten, ich gab nur meiner Mutter die Hand und sah sie an, sie weiß schon an meinen Augen wie ich es meine, und sie allein in der ganzen Welt weiß auch, wie sehr ich Dich liebe. Jetzt bist Du mir freilich fern, wie der schöne Stern, der dort oben am Himmel blitzt, aber — aber Louise, nur die Sterne sind so treu und fest, daß sie untrügliche Wegweiser sein können auf dem wilden Meere der Welt. — Es wird eine Zeit kommen, wo ich die Wogen durchschifft habe, wo ich angekommen in einem stillen Hafen, Dich nicht mehr wie meinen Leitstern betrachten darf, sondern wo Du die Blume sein wirst im Garten meines Lebens, meine Blume, mein Glück und mein Alles. Diesen Brief, meine süße Louise, bringt Dir mein Verwandter und Gönner, mein Escadron-Chef, der Major von Schill, der in Geschäften auf Urlaub nach Königsberg reist, wo Du wie ich weiß bei Deinem Onkel bist. Es ist etwas sehr wunderbares, das ich Dir erzählen kann von diesem Mann, der wie ein wahres Ritterbild aus alten Zeiten vor mir steht. Major Schill war als Cornet verlobt mit Deiner Tante, die ein schönes aber armes Mädchen, sich und eine alte Mutter von Musik-Unterricht und von Conzerten, die sie gab, erhielt.

„Sie liebten sich, die beiden, von ihrer Jugend an, aber — mein Verwandter gerieth in schlechte und wilde Gesellschaft, er lernte unwürdige und verworfene Frauen kennen, es giebt solche in der Welt, mein heiliges und unschuldiges Mädchen, und da fühlte er sich seiner Jugendliebe nicht mehr würdig, er fühlte, daß er die Kraft verloren zu dem Kampfe mit dem Leben, die Wolken seiner eignen unreinen Leidenschaften waren über seinen Stern gezogen. Ich kann mir das denken und erklären, meine Louise! Nur so lange ein Mann sich der Reinheit seiner Braut würdig fühlt, kann er den Muth haben, den Kampf um sie, für sie zu wagen. Mein Vetter hatte ihn verloren und gestand das offen seiner Geliebten, und gab sie frei.

„Es war ja das einzige, was er rechtschaffener Weise thun konnte. Sie ward hernach die Gattin Deines Onkels, aber sie behielt stets ein Mitleid und eine Vorliebe für den Freund ihrer Jugend. Ich bin überzeugt, daß sie nach meiner Mutter die verehrungswürdigste Frau auf der Welt ist.

„Ich, meine theure Louise, bin jetzt was ich so lange zu werden wünschte, ein tüchtiger Reiter. Ach mein Pferd möcht' ich Dir zeigen können, mein schönes Pferd Ajax, mein Major hat es mir geschenkt,

außer diesem hab' ich noch ein königliches Dienstpferd, auch ein ganz schönes Thier, aber Ajax ist verständig wie ein Mensch, treu wie ein Hund und stark und ausdauernd wie das Roß eines Arabers. Ajax ist treu, hat Füßchen fein wie eine Dame, einen schlanken Hals, einen zierlichen Kopf und große braune feurige Augen. Er kennt mich, wenn ich nur in den Stall trete, und wiehert und frißt aus meiner Hand Brodt, Zucker und Hafer. Er folgt mir wie ein Hund, wenn ich ihn loshalftere, und küßt mich und legt seinen schönen Kopf an meine Wange, wenn ich mit ihm spreche.

„Ich fürchte mich nicht, meine liebe Freundin, daß Du es Unrecht findest, wenn ich so viel von meinem Pferde zu Dir spreche. Pferd und Reiter müssen wie zwei Freunde mit einander sein, und das Leben, ja die Ehre des Reiters hängt oft von seines Pferdes Klugheit und Treue ab; und nicht wahr, Du liebe Louise, alles das ist Dir wichtig und interessant, was für mich Wichtigkeit und Interesse hat? Zudem bist Du ja ein Landmädchen und eine so große Thierfreundin. Kannten Dich doch alle Lämmer und alle Kälbchen auf Eurem schönen Gute. — O Du arme, arme Louise, das hast Du alles verlassen müssen, alles, auch Deinen alten Freund Gott-

fried, wie traurig magst Du gewesen sein! Dein Vater ist französischer Gefangener! ein Grund mehr für mich, ein tüchtiger Soldat zu sein. Einmal wird doch das edle Volk der Deutschen sich erheben, dann wird Fritz Treufeldt nicht der Letzte sein, und wenn ich kämpfen werde gegen diese Franzosen, so kämpfe ich für unsern Vater, Louise, für unsern; denn wenn das Land frei, werde ich entweder todt sein, oder Dir im freien Vaterlande eine Heimath bieten können. Und das soll mein letzter Gedanke sein in diesem Briefe und in meinem Leben. Seiner Liebe eine Heimath in freiem Vaterlande, das ist alles was der Mann braucht, alles was ich erstrebe. Gott sei mit Dir!

Fritz von Treufeldt."

Eine eigenthümliche Rührung hatte sich, während das kindliche Mädchen diesen Brief mit zitternder Stimme las, Sophiens bemächtigt. — Sie sah mit feuchtem Blick in Louisens Augen, sie waren klar und ruhig wie der Spiegel eines tiefen Sees. Noch, das erkannte die erfahrene Freundin deutlich, war im Herzen des jungen Mädchens keine Spur von Leidenschaft erwacht, Louisens Liebe für den Jüngling, dem sie als Kind ihr Wort verpfändet, war eine rein geschwisterliche.

Sophie war damit zufrieden, aber sie fühlte die Verpflichtung, Louise auf die Heiligkeit der Pflichten aufmerksam zu machen, die sie übernommen, ohne ihren Umfang zu kennen. „Das ist ein wackrer, ein seelenreiner, ein edelherziger Junge, Dein Verlobter, mein herziges Kind!“ sagte sie liebevoll.

„Ja, das ist er, Tante, o gut, so gut und so muthig, so kräftig, und weißt Du, so Gott vertrauend, als wäre er ein Greis oder ein Weib. Ich habe das empfunden, als wir beide, ein Paar arme, von Allen vergessene Kinder, den grausamen Hungertod zu sterben fürchteten. Mein Vater kennt Fritz auch, er weiß auch was wir uns versprochen haben und hat uns gesegnet.“

„Weiß auch Deine Mutter davon?“

„Nein, Tante, sie ahnet das nicht.“

„Und Dein Vetter Itzstein?“

„Wie sollte er? der Blinde wäre sicherlich der letzte Mensch, dem man so etwas mittheilen könnte; er würde über die Möglichkeit, daß zwei Menschen einander Jahre lang treu bleiben wollen, nur spotten und lachen.“

„Armer Mann, armer Blinder!“ dachte Sophie, während Louise dieß sagte. „Ja, es giebt Menschen, denen kein Lieblingswunsch in Erfüllung gehen soll,

denen keine Hoffnung zur heitern Wirklichkeit wird, und dieser beklagenswerthe Blinde gehört zu ihrer Zahl!“ aber die verständige Frau sprach das nicht aus, für Louise war die Unbefangenheit neben ihrem Vetter das beste, wünschenswertheste Gut, und Sophie wollte sie ihr nicht rauben. —

Es kamen nun einige Tage, die besondere Bewegungen im Hause des Bankdirectors hervorbrachten.

Major von Schill besuchte mehrere Abende hinter einander die Familie und schloß sich dann Stunden lang mit dem Hausherrn ein. Auch andere Personen kamen und gingen, die offenbar Geschäfte von Wichtigkeit mit dem Hausherrn abzumachen hatten.

In der Frühe eines Sonntags saß Wilhelm von Itzstein eben neben dem Magister Fisch, als er plötzlich zu diesem sagte: „Hören Sie doch einmal, unten im Flur, was für eine Stimme da nach dem Herrn vom Hause frägt; wenn wir hier in einer Zauberoper lebten, so würde ich sagen, mein gnädiger Papa erscheine so eben als Deus ex machina, um mich aus der Geldklemme zu reißen, in der ich eben bis über die Ohren stecke. Die Weiber kosten mich, seit wir hier in Königsberg sind, wahrhaftig allzuviel, und ich wollte, meine niedliche Louise wäre

nur erst sechszehn Jahre alt und ein wenig reifer in ihrer Gefühlswelt, damit ich sie heirathen und somit in Frieden leben könnte."

Der Magister öffnete die Thür des Zimmers. „Auch mir scheint es, als höre ich eine bekannte Stimme," sagte er, und Wilhelm, mit gespanntem Ausdruck horchend, setzte hinzu: „kein Zweifel, mein Vater ist hier, er kommt die Treppe herauf."

Der Kammerpräsident von Itzstein, denn er war es wirklich, trat in das Zimmer seines Sohnes, und Wilhelm ging ihm entgegen und reichte ihm ohne irgend ein Zeichen von Gemüthsbewegung die Hand.

Es war ein schlanker Mann, mit feinen Zügen und unsteten braunen Augen. Man hätte ihn schön nennen können, wenn nicht tiefe seltsame Linien sich entstellend um seinen bleichen Mund gegraben hätten.

Als er seinen Sohn erblickte, zuckte es auf seinem Gesicht. Es war der Ausdruck eines bittern Seelenschmerzes, und er legte die Arme um den Nacken des Jünglings und zog ihn an seine Brust.

„Du bist kräftig und gesund geworden in der Landluft," sagte er, „ich bin unsern Verwandten für die Gastfreundschaft, die sie an Dir geübt, zu hohem Dank verpflichtet und will alles thun, um ihnen diesen

zu beweisen. Jetzt aber, wo die Familie schutzlos ist, thätest Du wohl besser mich nach Berlin zurück zu begleiten; man wird höheren Orts nichts dagegen haben, daß Du Dich wieder im Vaterhause aufhältst, wenn Du mir nicht von Neuem öffentliches Aergerniß giebst."

„Danke für die Gnade, Papa," entgegnete der Blinde, „ich will bei meiner Cousine und ihren Kindern bleiben, jetzt, da sie eines Beschützers bedürfen und da sie bei ihren veränderten Verhältnissen in der Pension, die ich und der Magister zahlen, eine Unterstützung finden können. Zudem, Papa, kennen Sie die Gründe, die mich an diese Familie fesseln, ich habe sie Ihnen auseinander gesetzt und Sie haben ihre Billigung gehabt. Ich, in meiner von allen übrigen Menschen verschiedenen Lage, bedarf vor allem eines Weibes, das mich liebt, und dieß gedenke ich mir hier ganz nach meinem Sinne zu erziehen. Ich mag und ich will diesen Plan nicht aufgeben, jetzt, da ich ihn bald reifen sehe."

„Nun nach Deinem Willen, mein Sohn! so herzlich ich mich freue, nach Jahre langer Trennung Dich wieder einmal zu sprechen, so bin ich doch nicht Deinetwegen sondern in Geschäften hier, in Geschäften, die von

höchster Wichtigkeit sind. Ich bin ein Agent Ihrer Majestät der Königin!"

„Da wünsche ich Glück, Papa! Was Sie für Geschäfte hier zu betreiben haben, darf man wohl nie erfahren?"

„Es ist das tiefste Geheimniß, ein Geheimniß, das mich unter Umständen ins Grab begleiten wird; aber ich hoffe denn doch bei dieser Gelegenheit das junge Mädchen kennen zu lernen, das Du zu unsrer Tochter bestimmt hast."

„Ich höre sie auf der Treppe; Magister, bitte, öffnen Sie die Thür und sagen Sie der Mamsell Louise, daß ich sie in den Garten zu begleiten wünsche."

„Dann müssen Sie rasch kommen, Vetter Wilhelm," sagte eine glockenreine Mädchenstimme von draußen, „wir möchten ein wenig auf dem Schloßteich fahren, Lydia und ich, und der Kantor soll rudern helfen."

„Einen Augenblick nur, liebe Louise, Du würdest mich sehr erfreuen, wenn Du einträtest; mein Vater ist hier und wünscht Dich kennen zu lernen."

Sie stand im Rahmen der Thür, eine so zarte, liebliche, jungfräuliche Gestalt, daß der Kammerpräsident einen Laut der Ueberraschung nicht zurückhalten konnte.

„Ihr Vater? o Vetter Wilhelm, lieber Gott, wie müssen Sie glücklich sein!“ sagte sie und indem der ältere Itzstein auf sie zuging, um sie mit hofmännischer Galanterie zu begrüßen, ergoß sich eine brennende Röthe über das jugendliche Gesichtchen.

„In der That er hätte nichts süßeres, nichts holderes für sich wählen können, wenn er sehen könnte,“ dachte der Präsident, und in dem wärmsten Theil seines nicht sehr warmen Herzens regte sich ein Gefühl väterlicher Liebe und Theilnahme für das jugendliche liebliche Geschöpf, dessen Leben an das dunkle seines Sohnes geknüpft werden sollte.

Während dieser Gedanken aber hatte er sich niedergebeugt und einen Kuß auf Louisens reine Stirn gedrückt, die nach der Sitte der Zeit die Hand ihres Verwandten ehrerbietig an ihre Lippen zog.

Louise ging in das Gärtchen und der Präsident setzte sich zu seinem blinden Sohne und dem Magister und sagte: „Wahrlich, das ist eine Tochter, wie ich sie mir nicht liebenswürdiger und reizender träumen könnte, und Du bist ein Glücklicher, die frische und frühe Liebe dieses Herzens errungen zu haben.“

„Man meint sie sei häßlich,“ entgegnete Wilhelm, „ich halte sie nicht dafür, doch ist das freilich

das Urtheil eines Blinden und für mich ist das auch jedenfalls gleichgiltig. Ihre Haut ist weich wie Sammt, ihre Stimme süß und mild, ihre Bewegungen ruhig und angenehm, mögen nun auch ihre Züge von den Pocken entstellt sein, so häßlich ist sie jedenfalls nicht, daß die Sehenden die Achsel zucken würden über die Wahl des Blinden."

„Sie ist ganz und gar nicht häßlich, diese jugendliche Elfe," entgegnete der Präsident, „sie ist weniger schön, als lieblich und anmuthig, und das ist für jeden Mann, nicht bloß für einen, der die Formen nicht sieht, wünschenswerth und angenehm. Kurz, dieß junge Mädchen ist eines der anziehendsten Geschöpfe, das ich gesehen."

„Sie schmeicheln mir, Papa," sagte Wilhelm sichtlich erfreut. „Doch kommen Sie, wir wollen ins Wohnzimmer, damit Sie den Herrn des Hauses sprechen können." —

Am Abende dieses Sonntages saß der Bankdirector auf seinem Zimmer mit dem Kammerpräsidenten und dem Major von Schill im ernsten Gespräch.

„Sie will es!" sagte Herr Wohlgemuth, „sie will es, die erhabene, engelhafte Frau, dagegen schwinden alle Einwürfe; treffe mich denn jetzt oder

liebe Tante Sophie, wenn Sie mir das erlaubten. Ich habe niemanden, mit dem ich über den lieben Fritz und das, was wir uns in den Stunden der Todesangst versprochen haben, reden könnte, und manchmal drückt mich der Gedanke daran wie eine schwere Last."

„Lies Deines Freundes Brief vor und sei gewiß, daß ich Dir den besten Rath geben werde, daß ich für Dich, mein Kind, das Herz einer Mutter habe."

Louise begann:

„Meine theure vielgeliebte
meine schöne und gute Louise!

Du weißt es, davon bin ich überzeugt, daß meine Gedanken immerfort bei Dir sind, wenn ich auch nur selten die Gelegenheit habe Dir zu schreiben. Meine Mutter, die Dich grüßt und segnet, weiß das auch. Sie sagte zu mir, die Theure, als ich ihr von Dir erzählte: Fritz, mein Junge, es ist etwas Großes, was Du auf Deine jugendlichen Schultern gelegt, das ganze Glück und die ganze Zukunft eines schuldlosen Mädchens. Du mußt jetzt dreifach an Dir arbeiten, mußt ein Mann werden im vollen Sinne des Wortes, denn nur den echten Mann kann ein edles Weib lieben, und ihm kann sie ohne Zagen ihr Herz und Leben anvertrauen.

„Ich konnte darauf nichts antworten, ich gab nur meiner Mutter die Hand und sah sie an, sie weiß schon an meinen Augen wie ich es meine, und sie allein in der ganzen Welt weiß auch, wie sehr ich Dich liebe. Jetzt bist Du mir freilich fern, wie der schöne Stern, der dort oben am Himmel blitzt, aber — aber Louise, nur die Sterne sind so treu und fest, daß sie untrügliche Wegweiser sein können auf dem wilden Meere der Welt. — Es wird eine Zeit kommen, wo ich die Wogen durchschifft habe, wo ich angekommen in einem stillen Hafen, Dich nicht mehr wie meinen Leitstern betrachten darf, sondern wo Du die Blume sein wirst im Garten meines Lebens, meine Blume, mein Glück und mein Alles. Diesen Brief, meine süße Louise, bringt Dir mein Verwandter und Gönner, mein Escadron-Chef, der Major von Schill, der in Geschäften auf Urlaub nach Königsberg reist, wo Du wie ich weiß bei Deinem Onkel bist. Es ist etwas sehr wunderbares, das ich Dir erzählen kann von diesem Mann, der wie ein wahres Ritterbild aus alten Zeiten vor mir steht. Major Schill war als Cornet verlobt mit Deiner Tante, die ein schönes aber armes Mädchen, sich und eine alte Mutter von Musik-Unterricht und von Conzerten, die sie gab, erhielt.

„Sie liebten sich, die beiden, von ihrer Jugend an, aber — mein Verwandter gerieth in schlechte und wilde Gesellschaft, er lernte unwürdige und verworfene Frauen kennen, es giebt solche in der Welt, mein heiliges und unschuldiges Mädchen, und da fühlte er sich seiner Jugendliebe nicht mehr würdig, er fühlte, daß er die Kraft verloren zu dem Kampfe mit dem Leben, die Wolken seiner eignen unreinen Leidenschaften waren über seinen Stern gezogen. Ich kann mir das denken und erklären, meine Louise! Nur so lange ein Mann sich der Reinheit seiner Braut würdig fühlt, kann er den Muth haben, den Kampf um sie, für sie zu wagen. Mein Vetter hatte ihn verloren und gestand das offen seiner Geliebten, und gab sie frei.

„Es war ja das einzige, was er rechtschaffener Weise thun konnte. Sie ward hernach die Gattin Deines Onkels, aber sie behielt stets ein Mitleid und eine Vorliebe für den Freund ihrer Jugend. Ich bin überzeugt, daß sie nach meiner Mutter die verehrungswürdigste Frau auf der Welt ist.

„Ich, meine theure Louise, bin jetzt was ich so lange zu werden wünschte, ein tüchtiger Reiter. Ach mein Pferd möcht' ich Dir zeigen können, mein schönes Pferd Ajax, mein Major hat es mir geschenkt,

außer diesem hab' ich noch ein königliches Dienstpferd, auch ein ganz schönes Thier, aber Ajax ist verständig wie ein Mensch, treu wie ein Hund und stark und ausdauernd wie das Roß eines Arabers. Ajax ist treu, hat Füßchen fein wie eine Dame, einen schlanken Hals, einen zierlichen Kopf und große braune feurige Augen. Er kennt mich, wenn ich nur in den Stall trete, und wiehert und frißt aus meiner Hand Brodt, Zucker und Hafer. Er folgt mir wie ein Hund, wenn ich ihn loshalftere, und küßt mich und legt seinen schönen Kopf an meine Wange, wenn ich mit ihm spreche.

„Ich fürchte mich nicht, meine liebe Freundin, daß Du es Unrecht findest, wenn ich so viel von meinem Pferde zu Dir spreche. Pferd und Reiter müssen wie zwei Freunde mit einander sein, und das Leben, ja die Ehre des Reiters hängt oft von seines Pferdes Klugheit und Treue ab; und nicht wahr, Du liebe Louise, alles das ist Dir wichtig und interessant, was für mich Wichtigkeit und Interesse hat? Zudem bist Du ja ein Landmädchen und eine so große Thierfreundin. Kannten Dich doch alle Lämmer und alle Kälbchen auf Eurem schönen Gute. — O Du arme, arme Louise, das hast Du alles verlassen müssen, alles, auch Deinen alten Freund Gott-

„Sie liebten sich, die beiden, von ihrer Jugend an, aber — mein Verwandter gerieth in schlechte und wilde Gesellschaft, er lernte unwürdige und verworfene Frauen kennen, es giebt solche in der Welt, mein heiliges und unschuldiges Mädchen, und da fühlte er sich seiner Jugendliebe nicht mehr würdig, er fühlte, daß er die Kraft verloren zu dem Kampfe mit dem Leben, die Wolken seiner eignen unreinen Leidenschaften waren über seinen Stern gezogen. Ich kann mir das denken und erklären, meine Louise! Nur so lange ein Mann sich der Reinheit seiner Braut würdig fühlt, kann er den Muth haben, den Kampf um sie, für sie zu wagen. Mein Vetter hatte ihn verloren und gestand das offen seiner Geliebten, und gab sie frei.

„Es war ja das einzige, was er rechtschaffener Weise thun konnte. Sie ward hernach die Gattin Deines Onkels, aber sie behielt stets ein Mitleid und eine Vorliebe für den Freund ihrer Jugend. Ich bin überzeugt, daß sie nach meiner Mutter die verehrungswürdigste Frau auf der Welt ist.

„Ich, meine theure Louise, bin jetzt was ich so lange zu werden wünschte, ein tüchtiger Reiter. Ach mein Pferd möcht' ich Dir zeigen können, mein schönes Pferd Ajax, mein Major hat es mir geschenkt,



außer diesem hab' ich noch ein königliches Dienstpferd, auch ein ganz schönes Thier, aber Ajax ist verständig wie ein Mensch, treu wie ein Hund und stark und ausdauernd wie das Roß eines Arabers. Ajax ist treu, hat Füßchen fein wie eine Dame, einen schlanken Hals, einen zierlichen Kopf und große braune feurige Augen. Er kennt mich, wenn ich nur in den Stall trete, und wiehert und frißt aus meiner Hand Brodt, Zucker und Hafer. Er folgt mir wie ein Hund, wenn ich ihn loshalftere, und küßt mich und legt seinen schönen Kopf an meine Wange, wenn ich mit ihm spreche.

„Ich fürchte mich nicht, meine liebe Freundin, daß Du es Unrecht findest, wenn ich so viel von meinem Pferde zu Dir spreche. Pferd und Reiter müssen wie zwei Freunde mit einander sein, und das Leben, ja die Ehre des Reiters hängt oft von seines Pferdes Klugheit und Treue ab; und nicht wahr, Du liebe Louise, alles das ist Dir wichtig und interessant, was für mich Wichtigkeit und Interesse hat? Zudem bist Du ja ein Landmädchen und eine so große Thierfreundin. Kannten Dich doch alle Lämmer und alle Kälbchen auf Eurem schönen Gute. — O Du arme, arme Louise, das hast Du alles verlassen müssen, alles, auch Deinen alten Freund Gott-

fried, wie traurig magst Du gewesen sein! Dein Vater ist französischer Gefangener! ein Grund mehr für mich, ein tüchtiger Soldat zu sein. Einmal wird doch das edle Volk der Deutschen sich erheben, dann wird Fritz Treufeldt nicht der Letzte sein, und wenn ich kämpfen werde gegen diese Franzosen, so kämpfe ich für unsern Vater, Louise, für unsern; denn wenn das Land frei, werde ich entweder todt sein, oder Dir im freien Vaterlande eine Heimath bieten können. Und das soll mein letzter Gedanke sein in diesem Briefe und in meinem Leben. Seiner Liebe eine Heimath in freiem Vaterlande, das ist alles was der Mann braucht, alles was ich erstrebe. Gott sei mit Dir!

Fritz von Treufeldt."

Eine eigenthümliche Rührung hatte sich, während das kindliche Mädchen diesen Brief mit zitternder Stimme las, Sophiens bemächtigt. — Sie sah mit feuchtem Blick in Louisens Augen, sie waren klar und ruhig wie der Spiegel eines tiefen Sees. Noch, das erkannte die erfahrene Freundin deutlich, war im Herzen des jungen Mädchens keine Spur von Leidenschaft erwacht, Louisens Liebe für den Jüngling, dem sie als Kind ihr Wort verpfändet, war eine rein geschwisterliche.

Sophie war damit zufrieden, aber sie fühlte die Verpflichtung, Louise auf die Heiligkeit der Pflichten aufmerksam zu machen, die sie übernommen, ohne ihren Umfang zu kennen. „Das ist ein wackrer, ein seelenreiner, ein edelherziger Junge, Dein Verlobter, mein herziges Kind!“ sagte sie liebevoll.

„Ja, das ist er, Tante, o gut, so gut und so muthig, so kräftig, und weißt Du, so Gott vertrauend, als wäre er ein Greis oder ein Weib. Ich habe das empfunden, als wir beide, ein Paar arme, von Allen vergessene Kinder, den grausamen Hungertod zu sterben fürchteten. Mein Vater kennt Fritz auch, er weiß auch was wir uns versprochen haben und hat uns gesegnet.“

„Weiß auch Deine Mutter davon?“

„Nein, Tante, sie ahnet das nicht.“

„Und Dein Vetter Itzstein?“

„Wie sollte er? der Blinde wäre sicherlich der letzte Mensch, dem man so etwas mittheilen könnte; er würde über die Möglichkeit, daß zwei Menschen einander Jahre lang treu bleiben wollen, nur spotten und lachen.“

„Armer Mann, armer Blinder!“ dachte Sophie, während Louise dieß sagte. „Ja, es giebt Menschen, denen kein Lieblingswunsch in Erfüllung gehen soll,

denen keine Hoffnung zur heitern Wirklichkeit wird, und dieser beklagenswerthe Blinde gehört zu ihrer Zahl!“ aber die verständige Frau sprach das nicht aus, für Louise war die Unbefangenheit neben ihrem Vetter das beste, wünschenswertheste Gut, und Sophie wollte sie ihr nicht rauben. —

Es kamen nun einige Tage, die besondere Bewegungen im Hause des Bankdirectors hervorbrachten.

Major von Schill besuchte mehrere Abende hinter einander die Familie und schloß sich dann Stunden lang mit dem Hausherrn ein. Auch andere Personen kamen und gingen, die offenbar Geschäfte von Wichtigkeit mit dem Hausherrn abzumachen hatten.

In der Frühe eines Sonntags saß Wilhelm von Itzstein eben neben dem Magister Fisch, als er plötzlich zu diesem sagte: „Hören Sie doch einmal, unten im Flur, was für eine Stimme da nach dem Herrn vom Hause frägt; wenn wir hier in einer Zauberoper lebten, so würde ich sagen, mein gnädiger Papa erscheine so eben als Deus ex machina, um mich aus der Geldklemme zu reißen, in der ich eben bis über die Ohren stecke. Die Weiber kosten mich, seit wir hier in Königsberg sind, wahrhaftig allzuviel, und ich wollte, meine niedliche Louise wäre

nur erst sechszehn Jahre alt und ein wenig reifer in ihrer Gefühlswelt, damit ich sie heirathen und somit in Frieden leben könnte."

Der Magister öffnete die Thür des Zimmers. „Auch mir scheint es, als höre ich eine bekannte Stimme," sagte er, und Wilhelm, mit gespanntem Ausdruck horchend, setzte hinzu: „kein Zweifel, mein Vater ist hier, er kommt die Treppe herauf."

Der Kammerpräsident von Itzstein, denn er war es wirklich, trat in das Zimmer seines Sohnes, und Wilhelm ging ihm entgegen und reichte ihm ohne irgend ein Zeichen von Gemüthsbewegung die Hand.

Es war ein schlanker Mann, mit feinen Zügen und unsteten braunen Augen. Man hätte ihn schön nennen können, wenn nicht tiefe seltsame Linien sich entstellend um seinen bleichen Mund gegraben hätten.

Als er seinen Sohn erblickte, zuckte es auf seinem Gesicht. Es war der Ausdruck eines bittern Seelenschmerzes, und er legte die Arme um den Nacken des Jünglings und zog ihn an seine Brust.

„Du bist kräftig und gesund geworden in der Landluft," sagte er, „ich bin unsern Verwandten für die Gastfreundschaft, die sie an Dir geübt, zu hohem Dank verpflichtet und will alles thun, um ihnen diesen

zu beweisen. Jetzt aber, wo die Familie schutzlos ist, thätest Du wohl besser mich nach Berlin zurück zu begleiten; man wird höheren Orts nichts dagegen haben, daß Du Dich wieder im Vaterhause aufhältst, wenn Du mir nicht von Neuem öffentliches Aergerniß giebst."

„Danke für die Gnade, Papa," entgegnete der Blinde, „ich will bei meiner Cousine und ihren Kindern bleiben, jetzt, da sie eines Beschützers bedürfen und da sie bei ihren veränderten Verhältnissen in der Pension, die ich und der Magister zahlen, eine Unterstützung finden können. Zudem, Papa, kennen Sie die Gründe, die mich an diese Familie fesseln, ich habe sie Ihnen auseinander gesetzt und Sie haben ihre Billigung gehabt. Ich, in meiner von allen übrigen Menschen verschiedenen Lage, bedarf vor allem eines Weibes, das mich liebt, und dieß gedenke ich mir hier ganz nach meinem Sinne zu erziehen. Ich mag und ich will diesen Plan nicht aufgeben, jetzt, da ich ihn bald reifen sehe."

„Nun nach Deinem Willen, mein Sohn! so herzlich ich mich freue, nach Jahre langer Trennung Dich wieder einmal zu sprechen, so bin ich doch nicht Deinetwegen sondern in Geschäften hier, in Geschäften, die von

höchster Wichtigkeit sind. Ich bin ein Agent Ihrer Majestät der Königin!"

„Da wünsche ich Glück, Papa! Was Sie für Geschäfte hier zu betreiben haben, darf man wohl nie erfahren?"

„Es ist das tiefste Geheimniß, ein Geheimniß, das mich unter Umständen ins Grab begleiten wird; aber ich hoffe denn doch bei dieser Gelegenheit das junge Mädchen kennen zu lernen, das Du zu unsrer Tochter bestimmt hast."

„Ich höre sie auf der Treppe; Magister, bitte, öffnen Sie die Thür und sagen Sie der Mamsell Louise, daß ich sie in den Garten zu begleiten wünsche."

„Dann müssen Sie rasch kommen, Vetter Wilhelm," sagte eine glockenreine Mädchenstimme von draußen, „wir möchten ein wenig auf dem Schloßteich fahren, Lydia und ich, und der Kantor soll rudern helfen."

„Einen Augenblick nur, liebe Louise, Du würdest mich sehr erfreuen, wenn Du einträtest; mein Vater ist hier und wünscht Dich kennen zu lernen."

Sie stand im Rahmen der Thür, eine so zarte, liebliche, jungfräuliche Gestalt, daß der Kammerpräsident einen Laut der Ueberraschung nicht zurückhalten konnte.

„Ihr Vater? o Vetter Wilhelm, lieber Gott, wie müssen Sie glücklich sein!“ sagte sie und indem der ältere Itzstein auf sie zuging, um sie mit hofmännischer Galanterie zu begrüßen, ergoß sich eine brennende Röthe über das jugendliche Gesichtchen.

„In der That er hätte nichts süßeres, nichts holderes für sich wählen können, wenn er sehen könnte,“ dachte der Präsident, und in dem wärmsten Theil seines nicht sehr warmen Herzens regte sich ein Gefühl väterlicher Liebe und Theilnahme für das jugendliche liebliche Geschöpf, dessen Leben an das dunkle seines Sohnes geknüpft werden sollte.

Während dieser Gedanken aber hatte er sich niedergebeugt und einen Kuß auf Louisens reine Stirn gedrückt, die nach der Sitte der Zeit die Hand ihres Verwandten ehrerbietig an ihre Lippen zog.

Louise ging in das Gärtchen und der Präsident setzte sich zu seinem blinden Sohne und dem Magister und sagte: „Wahrlich, das ist eine Tochter, wie ich sie mir nicht liebenswürdiger und reizender träumen könnte, und Du bist ein Glücklicher, die frische und frühe Liebe dieses Herzens errungen zu haben.“

„Man meint sie sei häßlich,“ entgegnete Wilhelm, „ich halte sie nicht dafür, doch ist das freilich

das Urtheil eines Blinden und für mich ist das auch jedenfalls gleichgiltig. Ihre Haut ist weich wie Sammt, ihre Stimme süß und mild, ihre Bewegungen ruhig und angenehm, mögen nun auch ihre Züge von den Pocken entstellt sein, so häßlich ist sie jedenfalls nicht, daß die Sehenden die Achsel zucken würden über die Wahl des Blinden."

„Sie ist ganz und gar nicht häßlich, diese jugendliche Elfe," entgegnete der Präsident, „sie ist weniger schön, als lieblich und anmuthig, und das ist für jeden Mann, nicht bloß für einen, der die Formen nicht sieht, wünschenswerth und angenehm. Kurz, dieß junge Mädchen ist eines der anziehendsten Geschöpfe, das ich gesehen."

„Sie schmeicheln mir, Papa," sagte Wilhelm sichtlich erfreut. „Doch kommen Sie, wir wollen ins Wohnzimmer, damit Sie den Herrn des Hauses sprechen können." —

Am Abende dieses Sonntages saß der Bankdirector auf seinem Zimmer mit dem Kammerpräsidenten und dem Major von Schill im ernsten Gespräch.

„Sie will es!" sagte Herr Wohlgemuth, „sie will es, die erhabene, engelhafte Frau, dagegen schwinden alle Einwürfe; treffe mich denn jetzt oder

künftig was mag, ich stehe Ihnen zu Diensten, meine Herren."

„Sie sind ein trefflicher Mann, mein lieber Wohlgemuth," sagte der Präsident, „ein eben so loyaler Unterthan als Ihr Bruder, und Ihr Name wird neben dem Seinigen mit Dank von der Familie unsres erlauchten Fürstenpaares, mit Dank von den Lippen unsrer erhabenen Königin genannt werden."

„Ich thue, was mein Herz, was meine unbegrenzte anbetende Ehrfurcht für meine Königin mir befiehlt," entgegnete der Bankdirector. „Ich weiß, daß ich mein Vermögen, meine bürgerliche Ehre, meine ganze Existenz aufs Spiel setze; aber ich zaudere nicht, seit Sie mir die Zeilen der königlichen Frau zeigten, die für mich Beweis genug, daß diese Expedition ihr Wille ist."

„Hat die Königin sich herabgelassen, etwas Schriftliches zu geben? hat sie das wirklich, endlich?" fragte Herr von Schill mit flammenden Augen und zuckender Lippe.

„Mußte sie nicht, die edle Frau?" antwortete der Präsident, „mußte sie nicht, so ungern sie es auch that, um diesen Zweifler zu beruhigen und sich seiner Mitwirkung zu versichern bei dem großen Werk, das nun beginnen kann?"

„Meiner Discretion, meiner tiefsten Verschwiegenheit kann meine angebetete Monarchin gewiß sein," betheuerte Wohlgemuth, „die Hand auf dem Herzen. Schlägt das Unternehmen fehl, sei es darum; es begräbt unter seinem Zusammensturz meine Ehre, mein Vermögen; mein Bewußtsein aber wird mich, nachdem ich jene Zeilen gelesen, ins Gefängniß, an den Pranger begleiten, und keine Folter soll mir je das Geständniß entreißen, daß ich nach dem Befehl meiner vergötterten Königin handelte."

„Wenn das Ihr Entschluß ist, trefflicher Mann, so kann ich Ihnen nun auch noch das letzte sagen. Die Königin wünscht, daß die Legitimation, welche ich Ihnen gezeigt, sobald Sie sie gesehn, vernichtet werde."

Herr Wohlgemuth konnte kaum noch bleicher werden, als er es während dieses Gesprächs gewesen, aber bei diesen Worten des Kammerpräsidenten zuckten seine Lippen schmerzlich.

„Es sei!" sagte er, „ich trete mit meiner Ehre, mit meinem Vermögen und Leben auf den verlorenen Posten; zerstören Sie das Document, das mich allein retten könnte im Fall des Mißlingens. Ich beuge mich in Demuth!"

Herr von Schill war von seinem Sitze aufge-

standen und ging mit festen Schritten im Zimmer auf und ab. Der Kammerpräsident saß zusammengekauert auf dem Rohrkanapee und hielt in der Hand eine Brieftasche von rothem feinem Leder, an deren Schloß er nestelte.

Das Zimmer, nur von zwei Wachskerzen erhellt, war düster und wurde es noch mehr durch die mächtigen Schränke von geschnitztem Eichenholz, die an allen Wänden standen und zwischen sich kleine dunkle Versteckwinkel hatten, die von hochlehnigen Stühlen ausgefüllt wurden.

Vor einem dieser Winkel blieb der Major plötzlich stehen und sagte, einen Dolch ziehend, den er in der Brusttasche seines Husaren-Dollmans trug:

„Meine Herren, wir sind hier nicht allein, unsre Unterredung hat einen Zeugen gehabt, der in die Verfassung gebracht werden muß nichts ausplaudern zu können.“

Bei diesen Worten holte er aus dem Winkel einen Menschen, der ohne sich zu sträuben zum Vorschein kam.

Das Licht fiel auf die verbogene lächerliche Gestalt und auf das blasse verzerrte Gesicht des Kantors, dessen dunkle Augen seltsam blitzten, während jedes Haar auf seinem Haupt sich zu sträuben schien.



„Was wollen Sie von mir, großer Krieger, erhabener Feldherr?“ sagte der Wahnsinnige in seiner seltsamen, halbklugen Weise. „Was wollen Sie von mir? halten Sie mich für einen Spion? für einen Verräther? mich, den treusten Unterthan Sr. Majestät meines allergnädigsten Königs! Mich, den Erfinder des feuerfesten wasserdichten, fliegenden Magazins, das unsern braven Truppen Dienste leisten soll, wenn es nun wieder zum Kriege kommt!“

„Lassen Sie ihn los, Major,“ sagte der Bankdirector, „der Unglückliche ist ein naher Verwandte von mir, ein harmloser Wahnsinniger, den die Schmach des Vaterlandes und eine Leidenschaft für die schöne Tochter meines Bruders um den wenigen Verstand gebracht, den er besaß.“

Der Major steckte seine Waffe ein und ließ den armen Kantor frei. Herr von Itzstein aber sprang von seinem Stuhle auf, steckte seine Brieftasche sorglich in den Busen und sagte mit bebender Stimme: „Wahnsinnig oder nicht, dieser Mensch hat Ohren und eine Zunge. Ein Wort und ich bin — wir sind verrathen. Er muß unschädlich gemacht werden, er muß — sterben!“ setzte er mit fallendem Tone hinzu, „sterben! die Todten plaudern nichts aus.“

„Niemand wird auf das Wort eines notorisch Wahnsinnigen Werth legen," sagte Schill ruhig.

„Seine Aussagen werden immer nur in dieselbe Kathegorie gesetzt werden, wie seine Pläne. Lassen wir den armen Teufel in Gottes Namen gehen; zudem, was haben wir denn heute von unsern Plänen gesprochen, das er verrathen könnte?"

„Der Name der Königin!" sagte Itzstein sehr erregt.

„Ist immer und immer auf seinen Lippen," entgegnete Wohlgemuth, „und wird keine Aufmerksamkeit erregen; zudem kommt er nirgend hin, als in unser Haus, da könnte er getrost den Untergang der Welt verkünden, keine Seele würde auf ihn achten."

Herr von Itzstein trocknete sich die bleiche Stirn und setzte sich auf den nächsten Stuhl, es sah aus, als ob seine Knie ihm den Dienst versagten.

„Bleibe hier, Kantor, rühre Dich nicht und sprich kein Wort, es geht gegen die Franzosen," sagte Herr Wohlgemuth freundlich zu dem armen Wahnsinnigen, der sich gehorsam auf ein Bänkchen zusammenkauerte, die Arme um seine Knie schlang, auf die er den Kopf stützte und die blitzenden Augen

auf seinen Verwandten heftete, der ebenfalls wieder Platz nahm.

„Lassen Sie mich noch einmal das Blatt sehen, das mir den Befehl der Königin giebt," sagte der Bankdirector, sich an den Präsidenten wendend.

Herr von Itzstein nahm ein zusammengefaltetes Papier aus seiner rothen Brieftasche.

Wohlgemuth betrachtete die wenigen Zeilen, die es enthielt, mit feuchten Augen. Sie waren von einer feinen weiblichen Hand geschrieben und lauteten also: „An den Bankdirector Herrn Anton Wohlgemuth in Königsberg!

„Ich ersuche Sie, das Unternehmen des Major von Schill mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Geldmitteln zu unterstützen und alles zu thun, was der Kammerpräsident von Itzstein Ihnen als meine Wünsche in dieser Angelegenheit mittheilen wird.

Louise."

Die scharfen Augen des Kantors hatten fest auf dem kleinen Papier geruht.

Er zupfte an den Frackschößen seines Gönners und guckte schlau empor, als Wohlgemuth sich zu ihm wendete.

„Hören Sie, mein verehrungswürdiger Herr Landes-Banko-Credit-Kassen-Aeltester und Director,"

sagte er flüsternd, „auf dem Stück Papier, das ich in Kybullen fand, Sie wissen, Verehrtester, das was ich auf meinem Herzen trage, hat Ihre erhabene Majestät anders geschrieben. Ihr Brief von der großen Königin ist ein nachgemachter, nur ich bin im Besitz des echten Documents."

„Aber es ist störend," sagte Herr von Schill, „daß dieser arme Mensch hier mitredet, Sie thäten besser, ihn wieder in seinen Winkel zu bringen."

Herr von Itzstein warf einen Blick auf den Kantor, den keiner der Anwesenden bemerkte, obgleich er den armen Wahnsinnigen so einschüchterte, daß dieser in sich selbst zusammenzukriechen schien und zitternd sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Schweig, armer Kerl, schweig und geh in Deinen Winkel," sagte der Bankdirector begütigend, und der Wahnsinnige stand auf und ging in die Ecke, wo er gesessen hatte. —

Die drei andern setzten ihr Gespräch fort, Herr Wohlgemuth verbrannte mit eigener Hand den Zettel und sagte fest: „Verfügen Sie über alle Mittel, die mir zu Gebote stehen." —

Ende des ersten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.



Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

1



ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstaecker, Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin Schücking, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

J. L. KOBER.

Eilfter Jahrgang.

Zwanzigster Band.

Erinnerungen einer Großmutter.

II.

1856.

Prag & Leipzig,
Expedition
des Albums.

New-York,
B. Westermann & Comp.
290, Broadway.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Eilfter Jahrgang.

Zwanzigster Band.

Erinnerungen einer Großmutter.

II.

1856.

Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.



Erinnerungen einer Großmutter.

Roman

in zwei Bänden.

Von

Julie Burow.

Zweiter Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Erstes Capitel.

So werde eins mit der Natur! Es bleibe
Nichts, was da mahnt an schreckende Phantome,
Gerippⅾ und Moderduft von Deinem Leibe.
Zerstäubt nun, ihr gefesselten Atome,
Schwebt himmelan, senkt euch zur Erde nieder,
Seid Tropfen Bluts. im großen Lebensstrome.

Meißner.

„Mama," sagte Lydia, die in dem Schlafzimmer, das sie mit der Mutter theilte, vor dem Spiegel saß und sich von dieser die Löckchen der Frisur à la titus ordnen ließ, „finden Sie nicht, daß es endlich einmal Zeit wird, diesen langweiligen Ort zu verlassen? Ich denke es war unseres Vaters Wille, daß wir für uns leben, einen etwas anständigen Haushalt bilden und so viele Annehmlichkeiten und Zer-

streuungen genießen sollten als sich mit unsern Verhältnissen vereinen lassen."

„Ganz recht, ganz recht, mein Engel," entgegnete die Mutter, „aber ich denke, es ist bis jetzt hier für Dich ein angenehmer Aufenthalt gewesen. Hast Du nicht alles gehabt was Du wünschest? Huldigt man nicht überall Deiner Schönheit? Ist nicht die ganze Stadt einig Dich die Krone, die Perle zu nennen?"

„Ach Gott, Mama," erwiederte Lydia achselzuckend, „wie langweilig sind diese Huldigungen, wie können sie Ihnen nur noch Vergnügen machen! Man nennt mich die Krone, die Perle, ja, ganz recht, man flüstert hinter mir, wenn ich über die Straße gehe, man umdrängt mich auf den Bällen! Was nützt mir das? nicht ein Mensch hat mich recht und aus Herzensgrund lieb, nicht einer, Mama, ich weiß das und fühle es in jedem Moment, und selbst Sie nicht. Würde mein Gesicht heute durch einen Zufall entstellt, durch eine Brandwunde vielleicht, durch Nervenkrämpfe oder dergleichen, ich weiß, welchen Einfluß das auf Ihre Liebe haben würde. — Ich habe einen Ekel vor den Menschen und dem ganzen Leben, ich wollte ich stürbe früh, wenigstens noch im vollen Besitz meiner jugendlichen Schönheit, mein

Digitized by Google

Leben ohne diese würde mir wahrscheinlich zur Hölle werden."

„Aber um Gottes Willen, Kind, liebes Kind, was ist Dir? was hast Du? wer hat Dir etwas zu Leide gethan? Du bist gewiß krank!" sagte die erschreckte Mutter, indem sie ihre Arme um den Nacken der Lieblingstochter schlang.

„Ich bin nicht krank, Mama, ich bin so wohl wie immer, aber ich fühle mich hier unglücklich und unzufrieden, ich weiß nicht was mich kränkt und ärgert, wenn's nicht etwa der Vorzug ist, den hier im Hause jeder ohne Unterschied meiner Schwester giebt. Tante und Onkel, der Präsident und der blinde Vetter, Alle nehmen nur Rücksicht auf sie. Komme ich in einen Ballsaal, da bin ich freilich die Erste, da hat man nur Augen für mich; aber im Hause — — Mama, ich glaube, mich liebt kein Mensch auf Erden — —!" Thränen stürzten aus den Augen des schönen jungen Mädchens, und vergebens versuchte die rathlose Mutter den heißen Schmerz ihres Lieblings zu beschwichtigen.

„Wir wollen fort von hier, wir wollen nach Elbing, Lydia," sagte sie endlich, „was sollten wir auch hier, mein süßes Kind, wenn es Dir hier nicht gefällt. Fasse Dich nur, beruhige Dich nur, mein

Engel, — und gönne der armen Louise, daß einige alte Frauen und Herren sie lieb haben."

Lydia hatte ihre glänzenden Augen getrocknet und sah ihre Mutter mit einem eigenthümlichen schmerzvollen Blick an:

„O Mama, Sie glauben, daß ich Louise beneide, das glauben Sie und trösten mich, anstatt mich zu schelten?" sagte sie mit seltsamem Lächeln. „Nun lassen Sie es gut sein, wenn wir nur fortgehen von hier, ich möchte, wenn ich könnte, immerfort aus einem Orte in den andern reisen, nirgend lange bleiben, nirgend genaue Bekanntschaften schließen, ich möchte wie ein glänzender Stern über die Welt ziehen, oder eigentlich wie der Mond, die Wolken vergoldend, die mich verdecken, und wie die Sonne, untergehend noch Glut und Schimmer hinter mir lassen." —

Louise aber fühlte sich am Abend dieses Tages schmerzlich überrascht durch die Nachricht, daß man den Plan nach Elbing zu ziehen jetzt ausführen wolle.

Sophie drückte schweigend ihre junge Freundin ans Herz. „Du gehst," sagte sie sanft, „und ich bleibe nun wieder allein, allein mit Krankheit und Sehnsucht als einzigen Gefährten. Würde Deine

Mutter sich nicht entschließen können, Dich bei mir zu lassen?"

Louise saß wieder wie so oft auf dem niedern Bänkchen ihrer mütterlichen Freundin zu Füßen. Sie schwieg sinnend ein Weilchen und sagte dann traurig: „Das ist nicht möglich, meine liebe liebe Tante!"

„Warum nicht, mein Kind."

„Tante, meine liebe Freundin und Lehrerin," entgegnete sie, „Dir kann ich und will ich die Wahrheit sagen; ich weiß, daß Du sie zu würdigen verstehst und mich auch nicht verkennst. Betrachte Dir meine Mutter aufmerksam, sie ist nicht die Frau, die für sich allein bestehen könnte, und ich, so jung, unerfahren und schwach ich auch noch bin, habe dem Vater versprochen, seine Stelle zu ersetzen, so viel ich kann. Wir werden uns einschränken müssen in Zukunft, das ist weder die Mutter noch Lydia gewöhnt, ich werde ihnen manche Arbeit abnehmen können, ihnen manche Sorgen und Unannehmlichkeiten ersparen; und wozu wäre ich denn in der Welt, wenn ich das nicht mit Freuden thäte?"

Sophie Wohlgemuth zog sie sanft an ihr Herz. „Geh mit Gott, mein Kind, Deiner Pflicht und Deinem Lebensberuf entgegen. Wird Dein blinder

Vetter jetzt nicht seinen Wagen nach Berlin zurückbegleiten?"

„Er zieht es vor mit dem Magister bei uns zu bleiben, und im Grunde ist das für uns ein Glück. Vetter Wilhelm ist klug und ist reich, beides wird uns, das heißt besonders auch der armen Mutter, in Zukunft zu Gute kommen. Sie ist so gewöhnt aus dem Vollen zu wirthschaften, wie wird es ihr schwer werden sich zu beschränken." —

Vierzehn Tage nach diesem Gespräch befand sich die Familie in Elbing. Louise hatte den Abschied von ihrer theuren Tante muthig überwunden und gedachte ihrer mit all der tiefen Liebe, deren ihr junges weiches Herz fähig war.

Elbing war zu jener Zeit eine wohlhabende Stadt mittleren Ranges. Die Zeit ihres Reichthums unter Friedrich dem Großen, ehe Danzig preußisch wurde, war vorüber. Freilich war auch jetzt Danzig wieder freie Reichsstadt, hatte französische Garnison und stand unter der Oberhoheit des französischen Kaisers. Aber der Handel lag, überall durch die Continental-Sperre gedrückt, völlig darnieder und auch Elbings Reichthum schwand dahin.

Der reichste Kaufmann der Stadt, ein naher Verwandter der Familie Wohlgemuth, war französi-



scher Consul, und empfing sie, die die Reise zu Wagen und in der Gesellschaft des Kammerpräsidenten von Itzstein gemacht, mit vieler Freundlichkeit.

Der Consul Strombeck galt für einen geistreichen Mann, er war ein Verehrer der Schönheit, und der hätte blind und fühllos sein müssen, den Lydia's jugendlicher Liebreiz nicht entzückt hätte.

Sie war denn auch bald der erklärte Liebling, der Stern im Strombeck'schen Hause, und das war zur Zeit das bedeutendste angesehenste und reichste der Stadt.

Der Kantor Wohlgemuth war bei seinem Verwandten in Königsberg geblieben. Der Bankdirector hatte es passend gefunden, die Verpflichtungen, welche sein abwesender Bruder gegen den Unglücklichen zu haben meinte, von den Schultern der Frauen auf seine eigenen zu nehmen, und der arme Wahnsinnige hatte eine solche Liebe und Ehrfurcht vor seinem Verwandten, daß er sich ohne allen Schmerz trennte von der schönen Lydia und den andern Gliedern der Familie, in welcher er so lange gelebt hatte.

Wilhelm von Itzstein bezog mit dem Magister zwei hübsche Zimmer in dem Hause, das Herr Strombeck für Madame Wohlgemuth gemiethet. Er hielt

sich einen kleinen Laquai, dessen Dienste — so wollte er es — auch seinen Hausgenossen zu Gute kommen sollten; denn Louise hatte, nachdem sie ihre Ausgaben und Einnahmen überrechnet, der Mutter begreiflich gemacht, daß man nur ein Mädchen für alle im Hause nothwendigen Verrichtungen miethen könne.

Muhme Elsbeth erklärte nun zwar, daß sie entschlossen sei, alle Arbeit allein zu thun. Louise aber kannte sehr genau die Arbeitskraft der Alten, wußte auch wie viele Hilfsleistungen Mutter und Schwester bedurftert, was die Wäsche, das Plätten für so viele Personen zu bedeuten habe und miethete eine anständige Person, die ein zierliches Elbingermützchen trug und von der Frau Consul Strombeck recommandirt wurde.

Der Präsident von Itzstein kehrte nach Berlin zurück und ein neuer Abschnitt begann im Leben der jungen Louise.

Der Rest des Sommers und der Winter verging unter Arbeit und Zerstreuungen, das verhängnißvolle Jahr 1809 kam heran. In Elbing wüthete, wie in den meisten Gegenden Norddeutschlands, das von den Franzosen zurückgelassene Lazarethfieber und decimirte die Familien.

Madame Wohlgemuth fürchtete sich vor der Ansteckung auf eine Weise, die ihr fast eben so sehr

das Leben verbitterte, als die Krankheit selbst es gethan haben würde. Jede Leiche, die an ihrer Wohnung vorüber getragen wurde, jagte die arme Frau in das kleine nach dem Hofe gelegene Schlafzimmer, und ihre Töchter und Hausgenossen durften, so weit sie es verhindern konnte, nicht einmal eine Straße betreten, in der vor kurzem ein Todesfall vorgekommen.

Vetter Wilhelm war und blieb der Lehrer, Freund und, soviel sein Gebrechen das zuließ, der Beschützer der Frauen, die Tag nach Tag verrinnen sahen, ohne daß einer ihnen eine Nachricht von dem abwesenden Gatten und Vater gebracht hätte.

Es blieb zum Glück und zur Beruhigung der Frau Wohlgemuth alles gesund in ihrem Hause, die Krankheit nahm in der Stadt zu und ab und schien mit dem Winter ganz zu verschwinden, mit dem Beginn des Frühlings aber breitete der schwarze Geist von Neuem seine Flügel aus und Opfer auf Opfer wurden seiner Wuth zum Raube.

Immer noch hielt Wilhelm von Itzstein das Mädchen, welches er seit Jahren sich zur Gattin erwählt hatte, für zu jung, um einen entscheidenden Schritt in dieser Beziehung ihr gegenüber zu thun. Magister Fisch machte ihn oft darauf aufmerk-

sam, wie es doch nun eigentlich an der Zeit sei, die Angelegenheit zu fördern, zumal er für sein Theil gern die Stelle als Leiter und Gesellschafter des eigensinnigen Blinden quittirt und die Vermittlung des Präsidenten zu einer Anstellung als Lehrer an irgend einem bedeutenden Gymnasium in Anspruch genommen hätte. Wilhelm aber hatte kein Ohr für diese Ermuthigungen. „Ich will und mag nichts übereilen," sagte er, „welcher vernünftige Mensch reißt die Trauben unreif vom Stock? Was zur rechten Zeit das süßeste, erquickendste der Welt, ist vor seiner Reife herbe und sauer. Noch ist Louise eine fest verschlossene Knospe, die herbe Traube, die sich unter den Blättern versteckt. Jede auch die kleinste körperliche Annäherung verschüchtert sie; wie leise, wie fein ich auch versuche auf ihre Sinne zu wirken, die geringste Berührung läßt sie wie die Sinnpflanze in sich zusammen sinken. Ich warte auf meine Zeit und sie wird kommen!"

„Und ist es Ihnen denn niemals in den Sinn gekommen, Herr von Itzstein," sagte hämisch der Magister, „daß diese Traube für Sie immer eine saure und unreife, diese Knospe in alle Ewigkeit für Sie geschlossen bleiben könnte?"

Das Gesicht des Blinden verfinsterte sich. „Bah!"



sagte er, „Sie reden, Magister, wie Sie es verstehen. Das müßte denn doch ein Schwächling von einem Mann sein, der die Liebe eines jungen Mädchens nicht sollte erringen können. Ich habe mein Leben daran gesetzt, mir ein Glück zu erschaffen wie ich es mir wünsche, ich habe tausend große und kleine Opfer dieserhalb gebracht, der Erfolg wird und soll und kann nicht ausbleiben."

„Opfer?" sagte der Magister lachend, „welche Opfer denn? haben Sie einer Liebelei, einem Vergnügen entsagt wegen Ihrer Passion für Louise Wohlgemuth? oder vielmehr wegen Ihres tollen Vorsatzes sich ein Kind zur Frau heran zu bilden; denn Passionen haben Sie nur für ausgewachsene Frauenzimmer; ich möchte wahrhaftig wissen, was Sie eigentlich Opfer zu nennen belieben?"

„Das kann Ihnen gleichviel sein, Magister, glauben Sie indeß, daß ich zum Beispiel Jahre lang auf dem Lande am Ende der Welt ausgehalten, wenn mich das Mädchen nicht gefesselt hätte? glauben Sie, daß ich das Leben in der Residenz, das mir jetzt wieder offen steht, nicht zehnmal dem Leben in diesem Neste vorzöge, wenn ich es nicht um Louisens willen thäte? Wozu indeß mit Ihnen darüber streiten? Ich spiele jetzt eine neue Rolle meinem süßen Kinde

gegenüber und denke, wenn ich hier den Grabscheit und Rechen führe an Huon im Garten Almansors. Wie gefällt Ihnen mein neuer Strohhut mit dem blauen Bande und den Kornblumen und Aehrenstrauß daran? ich denke, bei meiner hübschen Figur muß er auf den blonden Locken keinen so üblen Eindruck machen!"

Der Blinde drückte sich bei diesen Worten den Hut verwegen auf den Kopf und erhob sein entstelltes Gesicht mit einem Ausdruck geckenhafter Eitelkeit, der es wahrhaft burlesk häßlich erscheinen ließ.

„Teufel auch!" sagte der Magister, dem ein leiser Schauer durchs Gebein rann; der Blinde aber legte sich den Ausruf zu seiner Zufriedenheit aus und ging die Treppe hinab in den kleinen Hausgarten, wo Louise singend Salat säete.

Kaum aber stand er dort neben ihr, als Madame Wohlgemuth bleich, mit aufgelöstem Haar, ans Fenster ihres Schlafstübchens stürzte und mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens ihre Tochter rief.

Wilhelm begleitete Louisen und in der That war sein Kommen von Nutzen.

Muhme Elsbeth, die alte treue Dienerin der Familie, lag keuchend, mit geschlossenen Augen, die Zähne auf einander gebissen, am Boden, und Lydia kniete neben ihr und versuchte den Kopf der Alten



empor zu heben und den Schweiß von ihrer Stirn zu trocknen.

„Es ist das Fieber, das Fieber! Großer allmächtiger Gott!" schrie Madame Wohlgemuth mit gerungenen Händen. „Wie kommt nur das Lazarethfieber in unser Haus? wie kann es nur möglich sein, daß eine so anständige Person wie die arme Elsbeth solch eine schändliche infame Krankheit bekommt? Lydia, mein Kind, Lydia, fasse sie nicht an, Du wirst angesteckt; Louise, geh fort; lassen Sie sie liegen, Vetter Ihstein, lassen Sie sie um Gottes Willen liegen!"

„In der That, das wäre weise," sagte der Blinde, indem er den schweren Körper emporhob, „gieb mir Dein Gürtelband in den Mund, Louise, ich weiß den Weg nicht nach der Schlafkammer der alten Person, Lydia klingeln Sie nach meinem Jean, er soll sogleich einen Arzt holen."

Die Krankheit tobte wild im Gehirn und den Adern der alten aber immer noch kraftvollen Frau. Besinnungslos, in den wildesten Fieberphantasien lag sie da, bald sich von wüthenden Hunden gehetzt wähnend, bald von dem Gefühl gepeinigt, als sänke sie in einen unendlichen Abgrund. Louise verließ die Pflegerin ihrer Kindheit keinen Augenblick und

Madame Wohlgemuth fügte sich endlich darein, verlangte aber mit allem Eifer, daß Louise nun auch von den Familienzimmern gänzlich fern bliebe. So saß sie denn in der dunkeln Krankenstube, horchte den Phantasien der Leidenden, rückte ihre Kissen zurecht, mischte ihr Getränk und erwartete mit Fassung den Augenblick, da ein Leben entfliehen würde, das ihr jetzt theurer erschien als sie sonst wohl geglaubt.

Der Tod ist ein ernster Mahner. Louise sah ihn hier zum Erstenmal an ein Menschenherz treten.

Es war Mitternacht, der Arzt war um zehn Uhr bei der Leidenden gewesen und hatte erklärt, daß sie unrettbar sei.

Düster brannte die kleine geschirmte Lampe auf dem Tisch, an dem Louise saß.

Die Handarbeit, mit der sie sich beschäftigt hatte, war in ihren Schooß gesunken, und tausend Erinnerungen durchzogen ihre Seele. Sie gedachte der Zeit, wo sie ein einfältiges Kind, so eifrig, so ängstlich Gott gesucht hatte. Hatte sie ihn denn jetzt gefunden? war sie ihm näher getreten im Laufe der Jahre? Hier vor ihr lag schwer athmend und leise röchelnd die Sterbende, die nun bald die Pforte durchschreiten sollte, die Zeit und Ewigkeit trennt. Was stand ihr bevor? war der Augenblick des To-



des ein Vergehn des Ichs, ein Zerfließen des Einzelwesens im All? war er der Act einer neuen Geburt für ein ewiges Dasein? Louise ließ das Licht der Lampe auf das Gesicht der Sterbenden fallen, es war ruhig und schien zu lächeln; sie kniete am Bette ihrer alten Wärterin nieder und flüsterte leise: „Kennst Du mich, Muhme Elsbeth, meine gute alte Freundin?“ Sie öffnete die Augen, diese ernsten dunkeln Augen, vor deren Blitzen Louise als Kind so oft gezittert. „Mein Kind, mein Herzchen, mein Lieschen!“ flüsterte sie, „gewiß gewiß, ich kenne Dich, Du hast mich so treu gepflegt, sollst auch meine Erbin sein, Lieschen, segne Dich Gott, mein gutes Kind!“ Es schien Louisen, als ob die Kranke den Versuch mache, den Kopf etwas zu erheben. Louise legte ihr daher den Arm unter und wollte sie aufrichten, aber ihre Freundlichkeit war unnütz, die alte Frau athmete noch einmal schwer und tief, öffnete die Augen und schaute lächelnd um sich, und dann streckte sie sich lang, ein electrischer Schlag schien durch ihr Gebein zu zucken, der Kopf ward schwer und schwerer auf Louisens Arm, und als diese die andere Hand erhob, um ihre Stirn zu trocknen, da war sie bereits erkaltet, die Augen verglasten sich und die Kinnlade sank herab.

„Schlaf wohl, Muhme Elsbeth, meine alte Freundin," sagte Louise und küßte die erkalteten Lippen und schloß mit freundlicher Hand die halb geöffneten Augen, „schlaf wohl und erwache im Himmel, an den Du geglaubt."

Nacht und Einsamkeit umgaben das junge Mädchen neben der Leiche mit ihren düstern Schleiern. Sie wußte, daß das ganze Haus schlief und trat ans Fenster, öffnete es und schaute hinaus nach dem sternbesäeten Himmel. Ein leiser Wind flüsterte in den Zweigen der noch unbelaubten Bäume, eine Nachtigall sang im knospenden Fliederbusch des Gartens. Louise stützte den Kopf in die Hand und tausend Gedanken flatterten durch ihre junge Seele.

Wo war ihr Vater? ihr theuerer, weiser, gütiger Vater? wo war Fritz? der Jüngling, mit dem sie ein Band verknüpfte, dessen Existenz niemand von den Ihrigen kannte. Welche hohe Verpflichtungen legte dieß Band ihr auf, in welche seltsamen und schmerzlichen Conflicte konnte es sie noch verwickeln!

Als ein Kind hatte sie einem andern Kinde das Versprechen gegeben, ihm für Zeit und Ewigkeit anzugehören. Seit Jahren hatte sie den Jüngling nicht gesehen, die wenigen Briefe, die sie von ihm empfangen, zeugten zwar deutlich von der Güte und Red-



lichkeit seines Charakters. von dem Ernst, mit dem er das Verhältniß zu ihr auffaßte, von einer gewissen Anhänglichkeit an sie, aber war das genug, um darauf die ganze Zukunft zweier Menschen zu bauen?

Dunkel wie an die Süßigkeit eines Traumes erinnerte sie sich des warmen seligen Gefühls, das damals, als sie neben ihrem Verlobten dem Hungertode entgegen zu gehen geglaubt, ihre ganze Seele erfüllt hatte mit vollem Vertrauen, mit innigstem Wohlgefallen, mit wahrer Verehrung gegen den sanften, kühnen, festen und liebevollen Sinn des Gefährten ihres Geschickes. Sie strebte sich dieß Gefühl zurück zu zaubern, aber das war vergebens, es stand als etwas Gewesenes neben ihr, nach dem sie sich vergeblich sehnte.

Sie hatte gehofft die Bekanntschaft der würdigen Mutter ihres Verlobten zu machen, die eine Zeit lang in Elbing gelebt hatte, aber Verhältnisse hatten Frau von Treufeldt nach Stralsund geführt vor der Uebersiedlung der Familie Wohlgemuth. Wie hatte sich Louise gefreut eine Freundin, eine Lehrerin und Leiterin zu finden, sie, die so sehr allein, so ganz schutz- und rathlos in der Welt dastand.

„Es ist wohl Gottes Wille und meine irdische Bestimmung, mich durch mich selbst und nur unter

seinem Schutz zu entwickeln. Ich bin sein Kind, unmittelbar das seine, weil Er meine irdischen Eltern so fern von mir gestellt," dachte sie und der Gedanke war so strahlend wie das plötzliche Licht jenes Tages, da ein Sonnenblick die Tropfen an allen Zweigen mit Regenbogenglanz geschmückt hatte. Sie fühlte eine Ruhe, eine Befriedigung, eine Freudigkeit in sich, die alle ihre Nerven, ihre ganze Seele durchdrang, und wie von einer unsichtbaren Flamme durchleuchtet und durchwärmt, sank sie auf die Knie und betete zum Erstenmal in ihrem Leben ein wortloses entzücktes Gebet, ein Gebet, dessen Beseligung nur Der ermessen kann, der einmal ein gleiches seine Seele durchströmen fühlte. Sie lehnte ihr Köpfchen knieend an den Stuhl, schaute auf zum Sternenhimmel und allmählig drückte der Schlaf ihre Augen zu und webte heilige Träume um ihre Seele, und als sie sich wieder erwachen fühlte, ein armes Kind der Erde, da zitterte das junge Morgenlicht in den Thautropfen des Gartens und stahl sich durch die geschlossenen Gardinen auf das stille Antlitz der Leiche und webte darauf einen Verklärungsschimmer.

Es war der Morgen des 1. Mai 1809. —

Acht Tage darauf saß die Familie im kleinen Gärtchen beim Nachmittagskaffee.

Die Krankheit und der Tod der alten Muhme Elsbeth war ohne weitere Folgen geblieben, Madame Wohlgemuth hatte aus Angst vor der Ansteckung den Schmerz und den Tod der alten treuen Dienerin fast gänzlich vergessen und alles ging ruhig wie sonst seinen gewohnten Gang.

An diesem Tage aber unterbrach denselben ein unerwarteter, sehr erfreulicher Besuch: der Bankdirector Wohlgemuth, der sich auf dem Wege nach Danzig befand, begleitet von dem Kantor, welcher dort in das Haus eines berühmten Arztes gebracht werden sollte.

Beide schienen den Familiengliedern unverändert zu sein. Kantor Wohlgemuth überhäufte noch wie sonst seine Verwandten und alle Menschen mit Titeln, die nur für die längsten Tage erfunden zu sein schienen, und träumte noch wie sonst von seinen Magazinen und andern gemeinnützigen Anstalten.

Louise glaubte an dem Onkel Bankdirector eine zunehmende Bläße, ein eignes Zittern der Stimme und einen gewissen scheuen unruhigen Blick zu bemerken.

Als sie einen Augenblick ins Haus ging, um Abendbrod zu besorgen, kam er ihr nach, und sie sah, daß er unbedingt etwas mit ihr allein sprechen wollte.

Sie schickte daher ihr zierliches Dienstmädchen in den Keller und kaum war das geschehn und Herr Wohlgemuth hatte sich durch genaues Blicken hinter alle Thüren überzeugt, daß er nicht behorcht wurde, als er rasch ein ansehnliches Briefpacket hervorzog und es Louisen übergab.

„Bei Deinem Leben, bei allem was Dir theuer und heilig ist," sagte er dabei eifrig und ängstlich, „halte den Empfang dieser Briefe geheim, es hängt vielleicht das Heil Europa's daran, daß Pläne nicht verrathen werden, die jetzt zu reifen beginnen; jedenfalls aber hängt daran das Leben und die Existenz vieler vieler Menschen. Ich wollte durchaus Dir, die fast noch ein Kind ist, die Last eines Wissens nicht aufbürden, die fast für Mannesschultern zu schwer ist; meine Frau aber, auf deren Umsicht und Klugheit man wohl bauen kann, hörte nicht auf in mich zu dringen, und so lege ich meine Ehre und Freiheit, vielleicht mein Leben in Deine Hand!"

Louise hätte gewünscht, das seltsame und beängstigende Vertrauen ihres Onkels ablehnen zu dürfen, sie hörte aber auf der Treppe den Schritt ihrer Dienerin, sah auf der Adresse die Handschrift ihrer theuren Tante Sophie und ließ daher eilig das Briefpacket in ihren Busen gleiten, öffnete dem Mäd-

chen und ließ den angeregten Gast durch die Schlafstube aus der Küche schlüpfen.

Erst Abends ganz spät, als die Gäste in ihre Herberge zum goldenen Löwen gegangen, als alle Hausgenossen schliefen, fand Louise in dem Stübchen der alten Elsbeth, das jetzt leer stand, eine Gelegenheit ihre Briefe ohne Zeugen zu lesen.

Mit zitternder Hand öffnete sie das Siegel und aus der Hülse fielen drei verschiedene an sie adressirte Briefe. Die Adresse von allen war von Sophiens Hand, sie nahm daher den stärksten zuerst, brach ihn auf und sah mit Staunen und Wonne, daß er nicht von der Tante, sondern von dem lieben fernen Vater sei. Das Schreiben lautete:

„Mein theures Kind!

„Da der Ueberbringer dieses Briefes sein Leben durch seine Gefälligkeit preisgiebt, so wähle ich Dich zur Empfängerin desselben, weil ich überzeugt bin, daß Du von meinen fernen Lieben die meiste Kraft und Selbstbeherrschung besitzest. Nennen wird mein großmüthiger Freund sich Dir selbst. Eben so wird er Dir auch den Ort nennen, an dem Dein Vater jetzt lebt und täglich, stündlich Eurer, o Ihr meine Geliebten! gedenkt.

„Ruhe und Fassung, mein liebes Kind, wenn Du

diese Zeilen liesest; zeige durch kein Wort, durch kein Zittern, kein Erbleichen und Erröthen, daß Du Theilnehmerin eines gefährlichen Geheimnisses bist. Wenn der Ueberbringer dieser Zeilen Euch verlassen haben wird, kannst Du Deiner Mutter und Schwester sagen, daß ich lebe, daß ich mit aller Gatten- und Vaterliebe ihrer gedenke und daß ich auf eine Wiedervereinigung noch dießseits des Grabes mit Zuversicht hoffe. Du kannst dann Deiner Familie sagen, daß Du den Brief, den ich hier an Deine Mutter beifüge, durch gütige Vermittlung des Herrn Consul St. empfangen, seine Verbindungen mit Frankreich machen das möglich, ohne ihn großer Verantwortlichkeit auszusetzen, immer aber, meine Tochter, empfiehl ein tiefes Schweigen; auch ich lege es Deiner Mutter aufs höchste ans Herz.

„Näheres über mein jetziges Leben wird Dir, meine Louise, der Ueberbringer dieses Briefes mittheilen, der Dir und Euch allen, besonders aber Dir, auch noch Grüße von einem alten Freunde und Verehrer bringt: Deines Tanzlehrers Herrn Dutroussel erinnerst Du Dich doch gewiß, meine Louise? Bete für ihn!

„Dir und Euch allen den Ueberbringer dieser Zeilen zu empfehlen, ist wohl in jeder Beziehung

nutzlos. Seine Liebenswürdigkeit, sein gebildeter Geist und sein jugendlich muntrer Sinn, empfehlen ihn genug. Laß Dir, Louise, von ihm erzählen, wie ich lebe, wie Herr Dutrouſſel lebt, wie die Zeit dem Verbannten in Träumen und Hoffnungen verfließt.

„Du wirst mir schreiben, Louise. Einer Adresse bedarf Dein Briefchen nicht, das der Ueberbringer dieser Zeilen auf sichern Wegen an mich befördern wird. Gott, mein Gott, mit wie heißer Sehnsucht erwarte ich den Moment, da ich Nachricht von Euch erhalte. Ich fordre von Dir eine genaue und ausführliche Schilderung Eures Lebens und Eurer Verhältnisse, alles interessirt mich dabei, alles, halte keinen Umstand, kein Wort für geringfügig; ein Gatte, der von seinem geliebten Weibe, ein Vater, der von seinen Kindern getrennt ist, sehnt sich nach jenen kleinen Einzelnheiten, die er nicht mehr liebevoll beobachten kann.

„Monsieur Dutrouſſel läßt Dir sagen, daß er die Taschentücher, welche Deine Kinderhand genäht, noch jetzt besitzt und zu seinen besten Schätzen zählt. Ich war krank, meine Tochter, der Typhus, der auch hier wüthet, hatte mich niedergeworfen, da hat mein gütiger Freund mir mit einem dieser Tücher die Stirn getrocknet, und es mir dann auf mein dringendes

Bitten geschenkt, ich trage es auf meinem Herzen. Und weißt Du auch was ich noch mehr der Güte unsers Freundes verdanke? Den Besitz von Deinem und Lydia's Portrait — als Kinder, er hatte diese beiden süßen reizenden Bilderchen als ein Andenken von dem wackern Maler, erhalten und mitgenommen. Gott segne die Hand, die diese kleinen Kunstwerke schuf, um die Seele eines Vaters zu erquicken.

„Wegen meiner Gesundheit könnt Ihr alle jetzt völlig ohne Sorgen sein, ich bin, nachdem ich jene garstige Krankheit glücklich und wohlgepflegt überstanden, sehr kräftig und gesund. Es fehlt mir auch sonst an nichts. Monsieur Dutroussel sorgt für mich mit der Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit eines Bruders. O mein Kind, das Gute, das wir thun, ist ein Samenkorn, das Wurzel schlägt und Früchte bringt, die sehr oft den noch erquicken, der ohne an sich selbst zu denken, den Samen streute.

„Ich möchte fort und fort zu Dir sprechen, meine geliebte, verständige Tochter, ich kann und darf dem Papier nur sehr vieles nicht anvertrauen, was ich für Dich auf dem Herzen habe, ich verweise Dich an den Ueberbringer, er wird Dir alles, alles erzählen.

„Wir leben in schweren Zeiten, Vorsicht ist zu

allen Dingen gut, jetzt aber unerläßlich. — Sei Deiner Mutter eine liebevolle Tochter, nimm so viel als möglich alle Sorgen und Kümmernisse auf Deine jugendlichen Schultern; ach sie ist gewöhnt an eine liebevolle Stütze, sie ist so zart und weich. Deine ältere Schwester gleicht ihr wie im Aeußern so auch im Charakter. Dich, meine theure Louise, betrachte ich fast wie den Sohn, den Gott uns versagte. Ich segne Dich, ich segne Dich, mein Kind, ich hoffe auf Dich, ich verlasse mich ganz auf Deine Kraft und Deinen Verstand. Der allmächtige Gott stärke, stütze und tröste Dich. Lebe wohl! In Leben und Tod Dein treuer Vater."

Der Brief trug weder eine Orts- und Datums-Bezeichnung, noch auch eine Namensunterschrift.

Wunderbar erschien es Louisen besonders, daß Ihr Vater so viel von dem Ueberbringer sprach, der Onkel konnte doch damit unmöglich gemeint sein.

Sie verbarg und verschloß den Brief und den an ihre Mutter, den sie natürlich nicht eröffnet hatte; die beiden andern an sie gerichteten lagen lange in ihrem Schooße, ohne daß sie daran dachte einen zu öffnen . . . Endlich fiel es ihr ein, daß diese Briefe ja auch vom Vater sein und genauere Aufschlüße über ihn enthalten könnten.

Bitten geschenkt, ich trage es auf meinem Herzen. Und weißt Du auch was ich noch mehr der Güte unsers Freundes verdanke? Den Besitz von Deinem und Lydia's Portrait — als Kinder, er hatte diese beiden süßen reizenden Bilderchen als ein Andenken von dem wackern Maler, erhalten und mitgenommen. Gott segne die Hand, die diese kleinen Kunstwerke schuf, um die Seele eines Vaters zu erquicken.

„Wegen meiner Gesundheit könnt Ihr alle jetzt völlig ohne Sorgen sein, ich bin, nachdem ich jene garstige Krankheit glücklich und wohlgepflegt überstanden, sehr kräftig und gesund. Es fehlt mir auch sonst an nichts. Monsieur Dutroussel sorgt für mich mit der Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit eines Bruders. O mein Kind, das Gute, das wir thun, ist ein Samenkorn, das Wurzel schlägt und Früchte bringt, die sehr oft den noch erquicken, der ohne an sich selbst zu denken, den Samen streute.

„Ich möchte fort und fort zu Dir sprechen, meine geliebte, verständige Tochter, ich kann und darf dem Papier nur sehr vieles nicht anvertrauen, was ich für Dich auf dem Herzen habe, ich verweise Dich an den Ueberbringer, er wird Dir alles, alles erzählen.

„Wir leben in schweren Zeiten, Vorsicht ist zu

allen Dingen gut, jetzt aber unerläßlich. — Sei Deiner Mutter eine liebevolle Tochter, nimm so viel als möglich alle Sorgen und Kümmernisse auf Deine jugendlichen Schultern; ach sie ist gewöhnt an eine liebevolle Stütze, sie ist so zart und weich. Deine ältere Schwester gleicht ihr wie im Aeußern so auch im Charakter. Dich, meine theure Louise, betrachte ich fast wie den Sohn, den Gott uns versagte. Ich segne Dich, ich segne Dich, mein Kind, ich hoffe auf Dich, ich verlasse mich ganz auf Deine Kraft und Deinen Verstand. Der allmächtige Gott stärke, stütze und tröste Dich. Lebe wohl! In Leben und Tod Dein treuer Vater.“

Der Brief trug weder eine Orts- und Datums-Bezeichnung, noch auch eine Namensunterschrift.

Wunderbar erschien es Louisen besonders, daß Ihr Vater so viel von dem Ueberbringer sprach, der Onkel konnte doch damit unmöglich gemeint sein.

Sie verbarg und verschloß den Brief und den an ihre Mutter, den sie natürlich nicht eröffnet hatte; die beiden andern an sie gerichteten lagen lange in ihrem Schooße, ohne daß sie daran dachte einen zu öffnen . . . Endlich fiel es ihr ein, daß diese Briefe ja auch vom Vater sein und genauere Aufschlüße über ihn enthalten könnten.

Hastig riß sie daher den ersten und da sie die Handschrift der Tante Sophie erkannte, den zweiten auf. Er war von Fritz und lautete:

„Mein herziges Mädchen!

„Gestern habe ich unsrer gemeinsamen Zukunft einen Schritt entgegen gethan — ich bin Lieutenant. Vorwärts nun auf dem einmal betretenen Pfade, vorwärts und der Wahlspruch sei: Sieg oder Tod!

„Heute ist der 27. April, morgen rücken unsre Hußaren zu einer großen Uebung aus. — Thorheit! Ehe Du, mein geliebtes Mädchen, diese Zeilen in Händen hast, ist der Würfel gefallen, warum denn nicht zum Letztenmal vielleicht in dieser Welt das Herz erleichtern gegen Dich, Du Geliebte!

„Vor einer Stunde sprach mein Major mit mir, mein edler Freund und Bundesbruder. Treufeldt, sagte er, Du bist der jüngste von uns, der Sohn einer Witwe, ich gehe ein Unternehmen zu beginnen, das vielleicht wie der Funke des Pulvers das ganze geknechtete Deutschland in Flammen setzt, vielleicht aber auch das Häuflein, das mich begleitet, dem Tode in den geöffneten Rachen führt. Unrühmlich werden wir nicht fallen, das ist gewiß, aber vielleicht erfolglos; willst Du zurück bleiben, so soll es Dir frei stehen, ich gebe Dir dann morgen, wenn ich mit mei-

nen Hußaren Berlin verlasse, einen Auftrag, der Dich so lange hier fesselt, bis unser Vorhaben bekannt geworden ist und man Dich offiziell abhält, uns zu folgen.

„Er setzte mir nun seine Pläne und Hoffnungen auseinander, er nannte mir den Namen der erhabenen Frau, deren Billigung sein kühnes Unternehmen heiligt.

„Dieser Name ist ja auch der Talisman, das Paladium meines Lebens! Louise! Louise! meine Geliebte, laß Deinen Segen mich begleiten, morgen gehe ich in den Kampf, in den muthigsten, verzweifeltsten, den je ein deutsches Herz gewagt. Bete für mich, für uns alle. —

„Drei Tage später.

„Es ist jetzt Mitternacht — Walpurgisnacht! Unsre kleine Schaar bivouaquirt, vor uns liegt im tiefen Schlaf ein friedliches Dörfchen, ein Kieferwald schützt uns vor Späheraugen.

„Wir haben trübe Nachrichten, Schill selbst hat sie mir mitgetheilt. Napoleon hat in drei Schlachten Oesterreich besiegt und nähert sich Wien mit großer Heeresmacht. Dörnberg, der wackre Westphahle, ist von König Jerome gefangen, wir können nicht hoffen, daß Oesterreich, Sachsen oder Westphahlen für

uns, mit uns aufstehen werden; wir müssen versuchen uns durchzuschlagen, die Zeit bringt Rath! Ich schreibe im Mondlicht, ein Trompeter-Sattel ist mein Pult, Dinte und Feder führe ich als Adjutant meines wackern Majors bei mir, ich lege diese Zeilen in einen Brief, den einer unsrer Hußaren, der sich verkleidet durch die Mark nach Pommern schleichen will, meiner lieben Mutter zu bringen versprochen. Bete für mich, Louise, mein Engel, meine theure Schutzheilige, ich werde, mag ich leben oder sterben, Deines reinen Herzens würdig bleiben . . F. T."

Louisens Herz zuckte in den gewaltsamsten Aufregungen. Die Liebe des Jünglings, der jetzt den furchtbarsten Gefahren mit einem der Ritterzeit würdigen Muthe die Stirn bot, diese edle und heilige Liebe hatte für sie etwas rührendes, etwas, das ihr Herz erhob, aber nicht entflammte.

Fritz Treufeldt stand vor ihrer Erinnerung wie ein Knabe, sie selbst erschien sich jetzt älter, reifer, erfahrener als der kleine bleiche Fähnrich mit dem Mädchengesicht und den dunkeln schwärmerischen Augen. Sie betete für ihn, wie für einen theuren lieben Bruder, verwahrte sorglich seinen Brief, und las dann den ihrer Tante, von dem sie Aufschluß

über vieles Unverständliche im Briefe ihres Vaters erwartete.

Sophie Wohlgemuth schrieb:

„Mein theures Kind!

„Mein Gatte bringt Dir ein Brief-Paquet von höchster Wichtigkeit. Der Brief Deines Vaters sollte auf anderm Wege in Deine Hände kommen, den Brief des wackern Jünglings brachte mir ein zuverlässiger Bote, der ihn aus der Hand seiner Mutter empfangen hat. — Alle diese muthigen Männer, auch mein Gatte, gehören der großen Verbrüderung der Guten und Tugendhaften, die, durch ganz Deutschland verbreitet, den einen Zweck verfolgt, das bedrängte Vaterland von der ausländischen Zwingherrschaft zu befreien.

„Jeder opfert diesem Zweck sein ganzes. Ich, seine ganze Kraft. Zwei Männer, meinem Herzen theurer als mein eignes Leben, stehen fest als die Opferwilligsten in dieser erhabenen Verbrüderung voran: der Freund und Geliebte meiner Jugend, den Du in meinem Hause kennen lerntest und unter dessen Leitung Dein jugendlicher Verlobter steht, und mein Gatte, der seine bürgerliche Ehre, sein ganzes Vermögen, seine ganze Stellung voll Resignation an einen verzweifelten Wurf setzte. —

„Die Person, welche Deines Vaters Brief aus Frankreich hierher gebracht hat, wird in kurzer Zeit bei Euch sein. Es ist ein naher Verwandter Deines früheren trefflichen Tanzmeisters. Er wird sich Dir und nur Dir allein zu erkennen geben.

„Du wirst, mein liebes Kind, in kurzem eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten kennen lernen, die mir auf meinem längeren Lebenswege vorgekommen. Einen jungen Franzosen, den Colonel St. Albans. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich für Dich bei dieser Bekanntschaft fürchte. Zum Glück steht Deine schöne Schwester neben Dir, doch auch ihr wünsche ich nicht, daß der gefährlich liebenswürdige Fremde einen zu tiefen Eindruck auf sie mache. Ist er doch eben ein Fremder und Deutschlands Frauen sollten gerade in diesen schweren Zeiten ihre Schönheit und die Liebe ihrer reinen Herzen bewahren für deutsche Männer.

„Noch ein Wort, mein theueres Kind. Es betrifft den Jüngling, dem Du Dein Wort verpfändet. Ein Brief seiner Mutter, die ich seit Jahren kenne, zeigt mir, daß die frühe Liebe, die er zu Dir gefaßt, eine nachhaltige, eine für sein ganzes Leben einflußreiche sei. F. T. ist ein Jüngling mit jungfräulich reinem Herzen und die erste reine Liebe eines solchen ist sicher-



lich eines der erhabensten Gefühle, die die arme Erde hervorbringt. Du bist die Heilige, das Palladium, der Schutzengel des ritterlichen Jünglings und zugleich der Gegenstand aller seiner irdischen Hoffnungen und Träume.

„Darf ich Dich, Dich, meine Louise, ermahnen, des Kleinods dieser schönen Liebe werth zu bleiben? Du besitzest ein edles, frommes Herz, eine starke sanfte und muthige Seele, ich weiß dieß, mein Kind, aber ich weiß auch, daß Du Deinen jungen Verlobten nicht in gleicher Weise liebst, wie er Dich, und ich weiß, daß Versuchungen über Dich kommen werden, stark genug, um auch ein kräftig Herz wanken zu machen.

„Laß Dich nicht irre machen und in Versuchung führen durch andere Stimmen, die im Herzen des Weibes erwachen und von großem Einfluß sind. Verschenke Dein Ich nicht aus plötzlich erwachender Leidenschaft, verschenke es aber auch nicht aus Mitleid, Furcht, oder falsch verstandenem Pflichtgefühl.

„Die Tage der Prüfung nahen für Dich heran, Gott stärke Dich in denselben.

„Ueber Deine Herzensangelegenheiten, Deine Freier, über Euer Leben im Hause kannst Du mir durch die Post offen und ohne Zwang schreiben, nie

aber berühre nur andeutungsweise politische Verhältnisse. Nenne nie einen Namen, spiele nie auf die Stellung F. T's. an, das kleine Häuflein, das mein Jugendfreund in Kampf und Tod führt, ist von dem Machthaber der Zeit bereits in die Acht erklärt, jeder desselben, der in seine Hände fällt, wird behandelt wie ein Straßenräuber.

„Diese Zeilen, mein Kind, wirst Du verbrennen sobald Du sie gelesen, doch lies sie zwei- bis dreimal, um das alles was sie enthalten genau zu merken.

„Ich sende Dir die Grüße meiner wahrhaft mütterlichen Liebe. Singst Du auch noch fleißig, liebes Kind? Ein unausgebildetes Talent ist eine vergrabene Perle, das vergiß nie, meine Louise, und Gott segne Dich! Deine treue Tante Sophie." —

Zweites Capitel.

Mephistopheles: Da wird durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.
Göthe (Faust.)

Der Herr: Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt!
Göthe (Faust. Prolog im Himmel.)

Es waren zwei Wochen verflossen seit Louise diese Briefe erhalten, die Mutter hatte die ihrigen



auch bekommen und sich sattsam an den Kosworten erquickt, die der ferne Gatte ihr geschrieben.

Der Frühling schritt vor und jeder neue Tag brachte neue Kunde von den Siegen der Franzosen in Oesterreich.

Von dem kleinen Freicorps des Major von Schill hörte man nichts und doch begleiteten alle Herzen die Heldenschaar mit ihrem Segen.

Die schöne Lydia war viel im Hause des französischen Consuls Strombeck und machte dort mancherlei interessante Bekanntschaften. Französische Officiere aller Waffen kamen auf Urlaubsreisen auch nach Elbing, und nicht einer war darunter, der nicht der blendenden Schönheit der jungen Deutschen gehuldigt hätte.

Es war in der Mitte des Maies und herrliches warmes Wetter. Alle Bäume blühten bereits. Eine Schaar von Spaziergängern, die aus Dambitz, Vogelsang und Weingarten zurückkehrten, strömte durch das Mühlenthor. Mancher elegante Wagen war darunter und in einem derselben, dem Wagen des Consul Strombeck, saßen auf dem Ehrenplatz zwei hübsche Matronen, die Frau Consul und Madame Wohlgemuth. Zwei reizende, blühende, junge Mädchen von unverkennbarer Aehnlichkeit saßen auf

dem Rücksitze, und auf dem Bock bei dem Kutscher ein stattlicher Mann in Civil-Kleidung, auf der mit ziemlicher Ostentation der Orden der Ehrenlegion angebracht war, Herr Consul Strombeck in eigener Person.

Ein jugendlicher Officier, dessen blendende Schönheit die glänzende Uniform der französischen Jäger noch mehr hervorhob, begleitete den Wagen und zeigte in zierlichen Courbetten seine eigene Reitkunst und die Dressur seines edeln Pferdes.

Der schöne Franzose, Colonel St. Albans, war der Löwe des Tages, der Gegenstand von tausend Gesprächen, das Ziel unzähliger Blicke und er verdiente die Aufmerksamkeit, die er erregte.

Eine jugendliche und zugleich kräftige Gestalt, ein Gesicht voll sprühenden geistigen Lebens verbanden sich bei ihm mit vornehmer Geburt, ritterlichem Wesen, großem Reichthum und einer militärischen Stellung, die für seine Zukunft die höchsten irdischen Ehren erhoffen ließ. St. Albans zählte kaum fünfundzwanzig Jahre, aber die dunkle Färbung seiner Haut und eine leichte Narbe, die seine reine Stirn schmückte, ließen ihn älter erscheinen als er war.

Seit vier Tagen war er auf einer Urlaubsreise

in Elbing und der gefeierte, gehätschelte Gast im Hause des Consul Strombeck.

„Also, meine Damen, es bleibt bei Ihrem Befehl, ich darf Ihnen morgen meine Aufwartung machen?“ sagte der schöne Officier, indem er sich gewandt in den Wagen beugte, „vorwärts denn, mein wackrer Meleck, und auf Wiedersehn!“

Er klopfte bei diesen in sehr gutem Deutsch gesprochenen Worten den Hals seines schönen Pferdes, und wie ein Pfeil flog dieß die Straße hinab.

Louise und Lydia wandten in gleichem Moment die reizenden Köpfchen und sahen dem graziösen Reiter nach.

Sie folgten bei dieser Bewegung einem Impulse, der mächtiger war als die anerzogene und angeübte Zurückhaltung deutscher Mädchen. Beide waren zudem noch so jung und so unerfahren. Sie ahnten nicht, daß sie alle Ursache hatten, das Interesse, welches der schöne Jüngling ihnen einflößte, vor jedem Späherauge zu verbergen.

„Wie schön er ist!“ dachte Lydia, als sie Mann und Roß die Straße hinauffliegen sah, und Louise dachte: „O daß ihn Gott segnen möge den herrlichen Mann, dem wir Alle so unendlich viel zu danken haben!“

Madame Wohlgemuth aber dachte: „Dieser reiche schöne Oberst, dieser junge Graf, der Erbe der schönsten Besitzungen im schönen Frankreich, der wäre nun gerade der rechte Mann für meine schöne Lydia.“

Am nächsten Morgen war der Graf St. Albans ziemlich früh im Hause der Madame Wohlgemuth, wo er von dieser und Lydien auf das freundlichste empfangen wurde.

Der junge Franzose mußte den beiden Damen wieder und wieder von dem fernen Gatten und Vater erzählen, den er in Toulon gesehen und von dem er tausend Grüße und Segenswünsche für die Seinen empfangen hatte.

Madame Wohlgemuth wünschte jedes kleine Detail vom Leben und Befinden ihres Mannes zu erfahren und hörte nicht auf zu fragen, wie er denn aussähe? ob die Luft des Südens ihm zuträglich? ob er mit allem Nothwendigen, was Frauenhand zu schaffen vermöge, versorgt sei? und hundert und wieder hundert andere Dinge, die Colonel St. Albans zwar mit einiger Zurückhaltung aber mit höchster Freundlichkeit im besten reinsten Deutsch beantwortete.

Endlich empfahl er sich, nachdem er den Damen noch eine Einladung zu einer Spazierfahrt nach dem Kloster Kabinen von Seiten des Herrn Consul für

den morgenden Tag bestellt hatte, was von Madame Wohlgemuth mit vielem Vergnügen angenommen wurde.

Indeß saß Louise in ihrer kleinen Stube, den Kopf in die Hand gestützt und das Herz voll seltsamer Angst. Sie hatte den jungen Franzosen auf dem Gange nach dem Wohnzimmer getroffen, dort hatte er sie festgehalten und leise flüsternd zu ihr gesagt: „Mademoiselle, ich suche vergebens nach einer Gelegenheit, Sie allein zu sprechen! ich war gestern Abend unter Ihrem Fenster und vorgestern, ich gab das Zeichen, das Ihnen meine Ankunft anzeigte, aber ich wartete vergebens. Ich muß Sie aber allein sprechen, vertrauen Sie mir, Sie vertrauen dem Freunde Ihres Vaters, heute Abend bin ich in Ihrem Zimmer, der Weg ist mir jetzt zugänglich.“

Warum fürchtete sie die Nähe dieses Mannes? warum ward ihr so unheimlich zu Muthe bei dem Gedanken, in der Dunkelheit der Nacht mit ihm allein zu sein? Erregte denn sein Aeußeres ihren Widerwillen? hatte er irgend etwas gethan, das sie von ihm zurückschreckte? Beides war nicht der Fall und dennoch schlug das Herz des jungen Mädchens wie in Todesangst in seiner Nähe und selbst der Gedanke, daß sie bestimmte genaue Nachricht von ihrem Vater erhalten sollte, konnte sie nicht beruhigen.

„Er will in mein Zimmer kommen? der Weg dahin ist ihm eröffnet?“ fragte sie sich wohl hundertmal während des Tages, ja der ganze Tag war eigentlich nur ausgefüllt durch den Gedanken an diese Zusammenkunft. Nie hatte Louise einen ähnlichen erlebt, vor ihren Augen tanzten ohne Aufhör Lichter und Sterne. Es war ihr zu Muthe, als sähe sie alles roth, als dränge das Blut sich ihr bald nach dem Kopf, bald nach dem Herzen, und wenn sie sich recht und genau prüfte, so war die tödtliche Angst vor dem jungen Franzosen eigentlich nichts anders, wie ein seltsames, ihr bis dahin völlig unbekanntes Entzücken, ein Rausch, der durch ihre Adern rieselte und jede derselben in rascherem Tempo klopfen ließ.

Sie ging in das Gärtchen am Hause und setzte sich in die blühende Laube, die gerade bis zu ihrem Fenster die zähen Zweige der wilden Rebe hinauf ranken ließ. Dort wollte sie versuchen zu arbeiten, aber die Nadel zitterte in ihrer Hand und tausend verwirrte wunderliche Gedanken kreuzten sich in ihrem Hirn. Sie ließ die Nähterei in den Schooß fallen und weinte bitterlich. O hätte sie jetzt, auf eine Stunde nur, sich an Tante Sophiens Herz werfen und ihr die Verworrenheit ihrer Seele klagen können.

Sie war allein, so fürchterlich allein in der Welt, niemand, niemand stand neben ihr, von dem sie Rath und Schutz hätte erwarten können, und darüber weinte sie eben, weinte aus tiefstem Herzensgrund.

Indem ihre Thränen rannen, bebte sie erschreckt auf bei dem tiefen Schall einer Glocke, die fünfmal anschlug: die Betglocke der St. Annakirche.

Der Ton drang in ihr Ohr wie eine laute ernste Mahnung. War sie denn so allein, so verlassen als sie sich wähnte? war denn nicht Einer bei ihr, der sie nie verließ. Einer, der Freund ihrer Kindheit, den sie von früh aufgesucht und gefunden hatte, in der Natur und in ihrem Herzen: Gott!

An ihn sich zu wenden stand ihr in jedem Momente ihres Lebens frei.

Sie faltete die Hände, sie erhob die thränenfeuchten Augen zum Himmel und betete ein wortloses Gebet, denn sie hatte keine Worte, sie hatte nicht einmal Gedanken, nur Gefühle, die wild und heiß ihre Seele durchtobten.

Auf dem Tisch in der Laube lag ein kleines Buch, sie selbst hatte es gestern dort liegen lassen, es war ein Bändchen von Schiller.

Sie öffnete mechanisch die Blätter und ihr Auge las:

„Du mein Karl, sei mein Schützer wider diesen Fremdling."

Es war ein Blitz, der in ihre Seele fiel und deren Tiefen mit blendendem Licht erhellte.

Noch hatte sie die Leidenschaft nicht gekannt, sie hatte das Gelöbniß der Treue mit dem Herzen eines Kindes gegeben, Jetzt, jetzt schlug für sie die Stunde der Prüfung!

„Du mein Freund, sei mein Schützer wider diesen Fremdling," sagte sie laut vor sich hin, und zog aus ihrem Busen ein kleines Briefchen, auf welchem der heldenmüthige Jüngling ihr die letzten Grüße seiner reinen und ehrerbietigen Liebe gesendet. Hoffnungsfreudig, an ihre Liebe glaubend, ging er dem Tode fürs Vaterland entgegen, sein letzter Gedanke, das fühlte sie, würde ein Gedanke an sie neben einem Gruß für seine Mutter sein. Ihre Augen wurden naß, aber es waren nicht mehr Thränen der Angst. Eine heilige Rührung erfüllte ihr Herz; der reinen edlen Liebe, die sie eingeflößt, werth zu sein und zu bleiben, schien ihr das höchste Ziel, das eine jungfräuliche Seele sich wählen könne. — Treufeldt! schon der Name klang ihr jetzt bedeutungsvoll und mit einer Klarheit wie nie erinnerte sie sich der Gespräche, die sie mit dem wackern Jüngling geführt, bis

Erzählung seiner abenteuerlichen Flucht und des Lieutenant von Mannteufel, dem Treufeldt den letzten Labetrunk gereicht und der ihn mit den letzten Grüßen und dem letzten Segen für seine Braut beauftragt hatte.

Jetzt — wer weiß, lag vielleicht auch Fritz mit wundem Haupt, mit zerschossenen Gliedern unter irgend einem Baume am Wege und betete sein letztes Gebet für seine Braut! Und sie — was konnte die Nähe dieses schmeichelnden Franzosen ihr zu Leide thun, wenn sie den Gedanken an den fernen edelherzigen, vertrauenden Freund fest in der Seele behielt, an den Jüngling, dem sie freiwillig Herz und Treue gelobt hatte. „Das Leben hat der Kämpfe mancherlei," sagte sie sich selbst. „Der Mann hat zu kämpfen gegen die Außenwelt und ihre tausendfachen Gefahren, das Weib gegen die Gefühle, die die ärgsten Feinde der eignen Ruhe und Würde erwachen in der eigenen Brust."

Was konnte der vornehme französische Offizier ihr, der deutschen Jungfrau, sein! was durfte er ihr jemals werden? vor der Hand nichts als ein Bote des fernen theuren Vaters, künftig eine schuldlose reine Lebenserinnerung, die sie, wenn es Gott gefiele, sie einst mit dem wackern Fritz Treufeldt zu vereinen,

ihrem Gatten ohne Zagen oder Erröthen mittheilen konnte.

„Du mein Freund, sei mein Schützer wider diesen Fremdling," sagte sie sich noch einmal und versuchte dann von neuem zu arbeiten und — siehe, jetzt ging es frisch und fröhlich und der Tag verschwand und die Nacht deckte ihren Schleier über die frühlingsfrische Erde.

Sich zu Bette zu legen wagte Louise in dieser Nacht jedoch nicht. Sie wußte, daß ihrer eine Zusammenkunft mit dem Obristen harrte, und saß also angekleidet auf dem kleinen Rohrkanapee ihres stillen Stübchens.

Es war eine dunkle, laue Frühlingsnacht, auch nicht das kleinste Streifchen des Mondes erleuchtete die blühenden Bäume, aber einzelne Sterne blickten schüchtern aus den flockigen Wolken. Man hörte deutlich den Gesang einer fernen Nachtigall, das Rauschen des Brunnens vom Markte, das Säuseln des jungen Lindenlaubes.

Und jetzt — jetzt — es war keine Täuschung, jetzt hörte sie auch das Knacken der Laubenspaliers und der Ranken des wilden Weines unter ihrem Fenster und in demselben Moment zerschlug eine feste Hand die Fensterscheibe, griff durch dieselbe und öffnete



die Krampe. Das Fenster ging auf und mit der Gewandtheit des Marders, der das Nest der Taube beschleicht, schwang St. Albans sich in das Zimmer.

Trotz der Dunkelheit konnte Louise sehr wohl bemerken, daß er die glänzende Uniform mit einem einfachen sehr leichten Anzuge vertauscht hatte, ähnlich dem, den die Matrosen tragen, nur von feinerem Stoff.

„Hier bin ich, Louise," sagte er vor dem Mädchen niederknieend, „vergebens waren meine Bitten, mir an einem andern Orte eine Zusammenkunft zu gewähren und — sprechen mußte ich Sie um Ihres Vaters Willen, um Ihretwillen, vor allem aber für mich selbst, für mein Herz, das Sie mit heißester Glut liebt, ach nicht seit dem Moment, da ich Sie gesehen, nein länger viel länger!"

„Sprechen wir zuerst von meinem Vater," sagte Louise, deren Herz bebte bei den leisen Schmeichelworten des Mannes zu ihren Füßen. Ein electrisches Feuer schien von seinen Augen, von seinem Mund auszuströmen, das des einsamen, seiner Willkür ganz preisgegebenen Mädchens Herz in Flammen setzte, das ihre Nerven erzittern ließ in nie geahnter Angst und Wonne.

„Ihr Vater ist fern," flüsterte St. Albans, „ich bin

Dir nahe, Louise, süßes, süßes holdes Kind, das ich geliebt seit ich denken kann. Holdes Idol eines Greises, so werth auch von dem kräftigsten Herzen angebetet zu werden. Lassen Sie mich jetzt in diesem Augenblick von mir sprechen, theuere Louise, wenn ich Ihnen Nachricht, vollständige Nachricht von Ihrem Vater geben will, so kann ich nicht anders als von mir anfangen, gestatten Sie es mir!"

„Sprechen Sie," sagte Louise mit dem Versuch, sich aus den Armen zu winden, die er vor ihr knieend um ihre Taille geschlungen hatte.

„Ich bin der einzige Sohn von dem jüngeren Bruder des Mannes, den Sie, theueres Mädchen, in drückenden Verhältnissen unter dem angenommenen Namen Dutrouffel kannten.

„Mein Oheim wie mein Vater, viel bei Hofe lebend und persönlich befreundet mit den Grafen von Provence und von Artois, den liebenswürdigen Brüdern des unglücklichen sechszehnten Ludwig, gehörten zu den ersten Emigranten und lebten beide längere Zeit in der nächsten Umgebung der Prinzen, sich wie alle mit einer baldigen Rückkehr nach Frankreich schmeichelnd.

„Es war eine Täuschung der unglücklichen Verbannten; ihrer Habe, ihres Einkommens beraubt,

verarmten sie mehr und mehr im Lauf der Zeit und mein Oheim, ein eben so großmüthiger als energischer Mann, trennte sich endlich von den Prinzen und ließ alles, was er an werthvollen Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten noch besaß, seinem Bruder, meinem Vater, der verheirathet und durch seine Gattin mehr noch als durch eigne Wahl an den Hof von Coblenz gefesselt war. Er selbst behielt nichts für sich als seinen Verlobungsring, ein Kleinod, an den sich für ihn tausendfach schmerzvolle Erinnerungen knüpften; denn die Eltern seiner Braut waren unter dem Beil der Guillotine gefallen und die schöne und liebenswürdige Louise im Wahnsinn gestorben.

„Wie der ältere Graf St. Albans sein Leben gefristet, war uns allen eben so unbekannt als der Ort seines Aufenthaltes. Erst als Napoleon allgemeine Amnestie verkündete, war er nach Frankreich zurückgekehrt, er gehörte zu den wenigen Edelleuten, die einen großen Theil der Familiengüter fast ohne Schwierigkeit wieder erlangten. Napoleon wünschte alte Namen an seinen neuen Glanz zu knüpfen und der des Grafen St. Albans gehörte zu diesen.

„Eine der ersten Handlungen meines Oheims, als er sich unerwartet im Besitz von Reichthum und

Ehren sah, war, alles anzuwenden, um seinem Bruder einen Antheil daran zu geben. Mein Vater aber und meine schöne Mutter waren in der Verbannung gestorben. Ich indeß, ein Jüngling, arm und trotz der Gunst der Prinzen schutz- und freundlos, ging nach Frankreich zurück und fand in meinem Oheim einen Vater. Ich trat in die kaiserliche Armee, ich stieg von Stufe zu Stufe mit Windesell', ich war die Freude und der Stolz meines kinderlosen einsamen Onkels.

„Oft, wenn wir zusammen waren in den einzelnen Pausen der Kriege, erzählte er mir von seinem ärmlichen Leben in dem russischen Grenzdorfe, von Ihren Eltern, von Ihnen, Louise, ich kannte Ihr holdes Bild, ich kannte Ihr liebevolles Herz, Ihren hellen Geist lange bevor ein trübes Geschick Ihren Vater in die Nähe meines Oheims führte.

„Daß ich, theure Louise, obwohl im Heere des Soldatenkaisers dienend, nicht sein Anhänger bin, noch sein kann, wird Ihnen erklärlich erscheinen. Ich bin erzogen in der Treue gegen das erhabene Geschlecht der Bourbons. Viele, viele Herzen in Frankreich fühlen wie das meine, und glauben Sie mir, Louise, es bedarf nur eines zündenden Funkens und das Gebäude von Napoleons Macht, das so

fest gegründet zu sein scheint, fliegt empor und sinkt in Trümmer. Eine Verbrüderung königlich gesinnter Männer, Jünglinge und Frauen zieht sich durch das ganze Land und schließt sich dem schönen Bunde an, der die edelsten Herzen Deutschlands vereint zum Sturze der gehaßten Fremdherrschaft. Ihr Vater, Ihr Oheim, der Consul Strombeck, der wackere Major Schill, der Minister von Stein, Herr von Schön, die Professoren Arndt und Jahn gehören ebenfalls zu dieser Verbrüderung, die sich durch alle Stände erstreckt und im gemeinsamen Wirken die Glieder einer mächtigen Kette bildet.

„Ich bin ein Officier Napoleons, aber nichts desto weniger der treueste Diener Sr. Majestät Ludwig des XVIII. und mein königlicher Herr weiß das. Ihr Vater nun, theures Mädchen, gab mir, als ich ihn in Toulon in Gesellschaft meines Oheims sprach, Grüße und Briefe für Sie und seine Gattin mit. Ich übergab dieselben einem sicheren Boten, der sie nach Königsberg in die Hände ihres Onkels brachte, mit dem ich nothwendig Rücksprache nehmen mußte, weßhalb er auch hauptsächlich die Reise nach Danzig machte.“

„Und wie lebt mein Vater?“ fragte Louise, „sein Brief verspricht mir, daß ich aus Ihrem Munde

ausführliche Nachricht von seinem Befinden erhalten soll. Die Hoffnung darauf läßt mich den Gedanken unterdrücken, daß ich hier so ganz allein mit einem Manne bin, den ich kaum kenne. Großer Gott, in den Augen der Menschen gibt es ja kein schrecklicheres Vergehen für ein Mädchen, als eine solche nächtliche Zusammenkunft."

„Was fürchten Sie, theures Kind?" sagte St. Albans zärtlich, „bin ich nicht bei Ihnen Sie zu schützen? liebe ich Sie nicht mit tiefster Innigkeit, was können Sie fürchten?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Louise bebend, „ich weiß nur, was mein Vater, o mein theurer, guter, ferner Vater, mir einst bei einer andern Gelegenheit sagte." — Die Erinnerung an die Nächte, die sie betend, weinend und ergeben zu sterben in Gemeinschaft mit Fritz zugebracht, wurde plötzlich in ihrer Seele lebendig. Das Gefühl des Vertrauens zu dem edelherzigen, aufrichtigen, ritterlichen Jünglinge, das im Moment seines Entstehens sie todesfreudig, geduldig und heldenkühn gemacht, erwachte mit voller Stärke. Es war ihr, als sähe sie Trenfeldts dunkle Augen auf sich ruhen, als fühle sie seine schützende Nähe. Die Furcht vor dem Manne, in dessen Händen sie sich befand, war völlig

geschwunden und mit dieser auch der zauberhafte Einfluß, den er auf sie geübt. —

„Ich bin Dein Schützer wider diesen Fremdling!“ schien die Stimme ihres jugendlichen Verlobten ihr zuzuflüstern, aber in männlicherem kraftvollerem Ton als sie bisher an ihm gekannt.

Sie fühlte, während diese Veränderung in ihr vorging, zugleich die Nothwendigkeit, sie auch demjenigen zu zeigen, der leise schmeichelnd sich ohne zu sprechen an sie drängte. Sein Hauch berührte ihre Wange, seine Arme preßten sie an sich, sie konnte im Nachtdunkel das Blitzen seiner Augen sehen und das Zittern seiner Hände fühlen.

„Ich fürchte nichts, Herr von St. Albans,“ sagte sie mit ruhigem festem Tone, und fühlte dabei, wie die sie umschlingenden Arme sich plötzlich öffneten. „Was sollte ich auch fürchten, ich die Verlobte eines edlen Jünglings, die Tochter des besten hochherzigen Vaters, und zumal von ihnen, den ich fast als den Sohn eines meiner ältesten Freunde betrachten kann. Sprechen Sie von meinem theuren abwesenden Vater, sagen Sie mir nur wie er lebt, nehmen Sie den Brief, den ich hier für ihn schon seit vielen Tagen geschrieben und den Sie ja an ihn befördern wollen, und erzählen Sie mir auch von meinem lieben

Freunde Dutroussel, der sich plötzlich in einen vornehmen Herrn verwandelt hat."

St. Albans war von den Knieen aufgestanden und schlich mit dem leisen Tritt einer Katze im Zimmer umher. Endlich näherte er sich dem Mädchen von Neuem, setzte sich ihr gegenüber und flüsterte so leise, daß sie ihren Kopf dicht zu ihm beugen mußte, um seine Worte zu verstehen:

„Ihr Vater war gesund, als ich ihn verließ. Dem Einfluß meines Oheims ist es gelungen, ihn dem traurigen Geschick zu entreißen, dem er verfallen war. Man hatte nämlich für gut gefunden, ihn als gemeinen Dieb zu bestrafen, und so schmachtete er denn fast ein Jahr lang auf den Galeeren von Toulon."

Louise glaubte einen gräßlichen Traum zu träumen. Die Galeeren! der Inbegriff alles Schrecklichen knüpfte sich für das junge Mädchen an das nun bekannte Wort. Als Dieb bestraft! Er, ihr theurer lieber Vater, der redlichste, ehrenhafteste aller Menschen!

„Fahren Sie fort, Herr Graf," sagte sie mit einer Stimme, die vor Mitleid zitterte, „o mein armer, mein innigst geliebter Vater!"

„Beruhigen Sie Sich, theure Louise," sagte der



Franzose, „beruhigen Sie Sich. Mein Onkel sah ihn, er arbeitete im Arsenalhof von Toulon zusammengekettet mit einem französischen Taschendiebe.“

Louise hielt die Hand vor die Augen, aber obgleich sie glühten von entsetzlichstem Schmerz, so entquoll ihnen doch keine lindernde Thräne. „Mein Vater an Ketten, während wir hier oft, o wie oft, trotz seiner Abwesenheit lachten, scherzten und alle Vergnügungen genoßen, die sich uns darboten. O meine Mutter darf dieß nie erfahren, es könnte sie wahnsinnig machen!“

„Mein Oheim erkannte den wackern Mann,“ fuhr St. Albans zu erzählen fort, „er suchte und fand die Gelegenheit, ihn zu sprechen und sich zu überzeugen, daß keine zufällige Aehnlichkeit ihn täusche, und von dem Moment ab that er alle nur möglichen Schritte, zuerst seine Lage zu erleichtern und ihn endlich aus derselben zu befreien.

„Es gelang ihm durch Vermittlung der Kaiserin Josephine, der er die Verhältnisse des armen deutschen Sträflings auseinandersetzte und die ihren ganzen Einfluß aufbot, die Begnadigung eines Mannes zu erwirken, dessen ganzes Verbrechen die Treue für seinen Monarchen war. Herr Wohlgemuth lebt jetzt als Gefangener zwar, aber in anständiger Haft,

zu Toulon. Für seine Bedürfnisse sorgt mein Onkel, der darin nur eine Schuld der Dankbarkeit abträgt. Auch erwirbt er sich selbst etwas, indem er im Bureau des Arsenals als Copist arbeitet und seine Gewandtheit in der französischen Sprache ist ihm dabei von großem Vortheil. Mein Oheim besucht ihn fleißig, hat sich die Freude gemacht ihn mit einigen sehr wackern Männern bekannt zu machen, und so hofft er ihm mit der Zeit zu seiner Freiheit zu verhelfen und es ihm möglich zu machen, wieder in die Arme seiner Familie zurück zu kehren."

„O daß ich bei ihm sein könnte," sagte Louise mit dem ganzen Ungestüm ihres heißen Schmerzes, die Hände ringend, „daß ich sein Leid theilen und durch meine Liebe erträglich machen könnte!"

St. Albans hatte von Neuem seine Arme um sie geschlungen und zog sie heftig an seine Brust.

„Das hab' ich von Dir erwartet, schönes muthiges Mädchen," sagte er flüsternd und sie fester und fester an sich ziehend. „Ich kann Dich zu Deinem Vater bringen, wenn es mit diesem Wunsche Dir Ernst ist. In wenigen Wochen gehe ich nach Frankreich zurück. Es ist mir ein Leichtes Dich mitzunehmen als meine Freundin und süße Begleiterin.

Sag ja, Louise; vertraue meiner Liebe und in kurzem führe ich Dich in die Arme Deines Vaters."

Das war der Moment, der entscheidende im Leben des jungen schutz- und rathlosen Mädchens.

Tausend Gefühle wogten in ihrer Brust auf und ab. Der Gedanke, zum Vater eilen, ihn pflegen, trösten zu können, war so unsäglich süß, und süßer fast noch der, diese weite weite Reise in der Gemeinschaft, in der nächsten Nähe des Mannes machen zu können, der eine Art von Zauber auf ihre Seele ausübte, für den Louise jetzt freilich noch keinen Namen hatte.

Der Schritt ins Verderben hatte hier den Anstrich einer That edler Kindesliebe.

Unerfahren, ohne Menschenkenntniß, ohne eine Ahnung von den Leidenschaften, die das Elend des Weibes vorbereiten, und doch auf dem Wege sich einer solchen hinzugeben, besaß sie keinen Freund, der ihr hätte rathen können, hatte sie keinen andern Führer als die Stimme des eigenen jugendlichen Herzens, das sich in gefährlicher Weise nach der Seite hinneigte, wo für sie das schrecklichste Verderben lauerte.

„Ich will mich mit Gott berathen, Herr von St. Albans," sagte sie leise, als sie sich wieder umstrickt fühlte von den Armen des schönen Versu-

zu Toulon. Für seine Bedürfnisse sorgt mein Onkel, der darin nur eine Schuld der Dankbarkeit abträgt. Auch erwirbt er sich selbst etwas, indem er im Bureau des Arsenals als Copist arbeitet und seine Gewandtheit in der französischen Sprache ist ihm dabei von großem Vortheil. Mein Oheim besucht ihn fleißig, hat sich die Freude gemacht ihn mit einigen sehr wackern Männern bekannt zu machen, und so hofft er ihm mit der Zeit zu seiner Freiheit zu verhelfen und es ihm möglich zu machen, wieder in die Arme seiner Familie zurück zu kehren."

„O daß ich bei ihm sein könnte," sagte Louise mit dem ganzen Ungestüm ihres heißen Schmerzes, die Hände ringend, „daß ich sein Leid theilen und durch meine Liebe erträglich machen könnte!"

St. Albans hatte von Neuem seine Arme um sie geschlungen und zog sie heftig an seine Brust.

„Das hab' ich von Dir erwartet, schönes muthiges Mädchen," sagte er flüsternd und sie fester und fester an sich ziehend. „Ich kann Dich zu Deinem Vater bringen, wenn es mit diesem Wunsche Dir Ernst ist. In wenigen Wochen gehe ich nach Frankreich zurück. Es ist mir ein Leichtes Dich mitzunehmen als meine Freundin und süße Begleiterin.

Sag ja, Louise, vertraue meiner Liebe und in kurzem führe ich Dich in die Arme Deines Vaters."

Das war der Moment, der entscheidende im Leben des jungen schutz- und rathlosen Mädchens.

Tausend Gefühle wogten in ihrer Brust auf und ab. Der Gedanke, zum Vater eilen, ihn pflegen, trösten zu können, war so unsäglich süß, und süßer fast noch der, diese weite weite Reise in der Gemeinschaft, in der nächsten Nähe des Mannes machen zu können, der eine Art von Zauber auf ihre Seele ausübte, für den Louise jetzt freilich noch keinen Namen hatte.

Der Schritt ins Verderben hatte hier den Anstrich einer That edler Kindesliebe.

Unerfahren, ohne Menschenkenntniß, ohne eine Ahnung von den Leidenschaften, die das Elend des Weibes vorbereiten, und doch auf dem Wege sich einer solchen hinzugeben, besaß sie keinen Freund, der ihr hätte rathen können, hatte sie keinen andern Führer als die Stimme des eigenen jugendlichen Herzens, das sich in gefährlicher Weise nach der Seite hinneigte, wo für sie das schrecklichste Verderben lauerte.

„Ich will mich mit Gott berathen, Herr von St. Albans," sagte sie leise, als sie sich wieder umstrickt fühlte von den Armen des schönen Versu-

chers, „und wenn ich mich genau geprüft, ob nichts anderes als der Wunsch meinem Vater nützlich zu sein mein Beweggrund sei, und wenn ich mir nach reiflicher Ueberlegung sagen kann, daß er, mein theurer lieber Vater selbst, meinen Schritt billigen würde, dann will ich mit Ihnen gehen und Ihnen vertrauen als wären Sie mein Bruder."

St. Albans versuchte es sie auf seine Kniee zu ziehen, indem er leise im innigsten Tone die Frage in ihr Ohr flüsterte, welch ein anderer Beweggrund, als die Liebe zu ihrem Vater, sonst noch ein solches edelmüthiges kindliches Opfer veranlassen könnte; aber sie machte sich von ihm los und zum Himmel aufblickend, bemerkte sie das erste Grau des dämmernden Frühlingstages.

„Gehen Sie jetzt," sagte sie mit einer ernsten Ruhe, die das Zucken ihrer Lippen Lügen strafte, „gehen Sie. Eines Mädchens Ruf ist ja vernichtet, wenn die Welt erfährt, daß ein Mann in der Nacht bei Ihr geweilt, gehen Sie, Sie haben meinen Brief; meine Antwort auf Ihr jetziges Erbieten werde ich Ihnen geben, wenn ich mich selbst entschlossen habe."

„So leb' denn wohl für jetzt, süßes schuldloses Geschöpf," flüsterte St. Albans und drückte, ehe sie es

wehren konnte, einen heißen Kuß auf ihre dichten Locken.

Er hatte die Lippen berühren sollen, aber das zitternde Mädchen hatte das Haupt gebeugt und so blieb der jungfräuliche Mund rein von der unreinen Berührung.

Ein leiser Fluch zischte in Louisens Ohr als der schöne Versucher sich aus dem Fenster schwang und mit der Gewandtheit der Katze hinab in den dunkeln Garten kletterte.

Sie befand sich nun allein. Ein paar Minuten lang noch wirkte der seltsame gefährliche Einfluß, den St. Albans' ganze Persönlichkeit, vereint mit dem Geheimniß, das er mit ihr allein theilte, auf Louise besaß.

Die aufgeregten Wellen des jugendlichen Blutes ebneten sich allmählig, ihre Gedanken fingen an sich zu ordnen. Ehe noch der Tag völlig angebrochen, war ihr Eines völlig und gänzlich klar geworden, daß nämlich ihr Vater in die Reise unter keinem andern Schutze als dem des jungen französischen Officiers niemals willigen würde, wenn sie ihn darum fragen könnte.

Ein zweiter Gedanke fing an, sie ernst und unangenehm zu beschäftigen: Wie war St. Albans

in den verschlossenen, von allen Seiten mit Gebäuden umgebenen Hausgarten gekommen? Ohne Vermittlung einer Person, die die Thüren des Hinterhauses ihm geöffnet, wäre das nur für ein Geschöpf möglich gewesen, dem die Gabe des Fliegens zu Gebote stand. Nur jemand von den eigenen Hausgenossen konnte dem nächtlichen Gaste die stets verschlossene und verriegelte Pforte geöffnet haben.

Ahnungen von etwas Unheimlichem, von Verrath, der neben ihr laure, durchzuckten ihre Seele. Die Angst vor dem schönen und schmeichelnden Botschafter des fernen Vaters war peinlich und aus ihr entwickelte sich, als die Sonne klar am Himmel heraufgestiegen war, die Ueberzeugung, daß der Charakter des jungen Franzosen zum mindesten ein äußerst zweideutiger sei.

Herr von St. Albans diente im Heere des französischen Kaisers, empfing und genoß von demselben manigfache Gnadengaben und Auszeichnungen, und war dennoch ein heimlicher Agent der vertriebenen Königsfamilie, verbrüdert und verschworen mit allen Denen, die ein natürliches menschliches Interesse hatten, an dem Sturze dieses Herrschers zu arbeiten.

Hier trug der schöne Mann jedenfalls zwei Gesichter unter einer Kappe, und Louise war viel zu jung,

war viel zu sehr Weib, um zu ahnen, daß in der Politik sehr vieler Personen und Gemeinschaften der Begriff der Rechtschaffenheit und Ehre wegfällt.

Der Tag war da. Sie kannte das Geschick ihres Vaters, sie hatte den langen, langen Brief, den sie für ihn geschrieben, in die Hände Desjenigen gelegt, den er selbst ihr dazu empfohlen. Dieser Brief enthielt alles, was dem theuren Vater zu wissen wichtig sein konnte. Er enthielt neben den Versicherungen ihrer innigsten Liebe auch die, daß sie sich fernerhin bestreben wollte, der Mutter nach Kräften eine Stütze zu sein.

Jetzt im halben Licht der Frühlingssonne sah sie deutlich, was die Nacht und ein Gefühl, über das sie sich nicht Rechenschaft geben konnte, ihr verhüllt hatten.

Ihr Vater würde, wenn er darum gefragt würde, nie, nie darein gewilligt haben, daß sie die Mutter verlassen, heimlich verlassen dürfe, um unter dem Schutze eines fremden zweideutigen Mannes zu ihm zu kommen.

„Töchter gehören unter die Flügel der Mutter, bis ein Gatte sie liebend unter die seinen nimmt!“ hatte sie den Vater so oft, so oft in früheren Zeiten

sagen hören. Sollte dieß Wort nicht auch jetzt zur Richtschnur für sie völlig ausreichen?

„Gott segne und beschütze Dich, mein theurer abwesender Vater!" betete sie aus tiefstem Herzensgrunde. „Ich will lieber Deinen Willen, so weit er mir bekannt ist, ganz und vollständig erfüllen, als eigenmächtig handelnd, selbst aus Liebe zu Dir, Deine weisen Gebote verletzen. Gehorsam ist des Weibes erste Pflicht! am meisten aber die eines so jungen unerfahrenen Mädchens als ich es ja noch bin. Gott segne Dich und den wackern Freund, der sich Deiner in Deiner Noth angenommen. O mein lieber trefflicher Herr Dutronssel, wer von uns hat wohl geahnt, als Du in weißseidenen Strümpfen einst bei uns Tanzstunde gabst, daß Du die Sklavenkette vom Fuße meines armen Vaters lösen würdest!" —



Drittes Capitel.

Und ob auf dem Schaffotte hoch,
Und ob der Tod in Schlachten wirbt,
Der schönste Tod, das bleibt der doch,
Den man für seine Brüder stirbt.

Irisches Volkslied.

Deutsches Volk, Du herrlichstes vor Allen,
Deine Eichen steh'n, Du bist gefallen! Körner.

„Friede seiner Asche!“ sagte Vetter Wilhelm, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf- und abgehend, wo Magister Fisch so eben einen Brief des Präsidenten von Itzstein bei verschlossenen Thüren vorgelesen. „Nehmt alles zusammen, er war ein Mann!“ setzte er dann hinzu, „und — er starb einen schönen Tod. Sehen Sie noch einmal an der Thüre nach, Magister, ob Niemand horcht und lesen sie mir die betreffende Stelle dann noch einmal vor.“

Der Magister that wie ihm geheißen und las dann:

„Den Rücken durch eine Scheune gedeckt, an deren Mauer der Schwerverwundete sich, späterhin lehnte, vertheidigte er sich, von einem einzigen seiner Offiziere unterstützt, gegen eine furchtbare Ueberzahl

westphälischer Soldaten. — Seine Augen schienen Funken zu sprühen und im wilden Toben des Kampfes konnte man deutlich die mächtige Stimme des Parteiführers erkennen, der seinen Gegnern zurief: Schämt Euch, Deutsche! schämt Euch, Kameraden! während ein neben ihm zusammengehauener Officier, man sagt, der Lieutenant von Galletius, sich noch einmal aufrichtete und mit dem letzten Rest seiner Kraft den blutigen Stummel seines Armes erhebend, schrie: Deutsche! Deutsche Hunde sind es, die uns hier ermorden!

„Als des Majors rechter Arm zum Kampf unfähig geworden, vertheidigte er sich noch wüthend, indem er den Säbel in die linke Hand nahm. Ein furchtbarer Hieb über den Kopf streckte ihn endlich zu Boden und fast in demselben Moment verschwand auch der letzte seiner Kameraden, der mit Ausdauer neben ihm gefochten. Ob er gefallen, ob er gefangen, ob es dem sehr tüchtigen Kämpfer möglich geworden, im Gedränge zu entkommen, niemand weiß es. — Die gefangenen Officiere werden erschossen. Napoleon läßt sie als Straßenräuber behandeln, die Gemeinen kommen auf die französischen Galeeren. In Stralsund werden von Seite der Franzosen die strengsten Nachforschungen gehalten nach

den Unglücklichen. Sie sind völlig geächtet und vogelfrei.

„So hat ein Unternehmen geendet, von dem sich manche kühne Geister großes, gewaltiges versprochen haben. Uebrigens schicke ich Dir — —“

„Genug! genug!“ unterbrach der Blinde den Vorleser, „schweigen Sie mir mit der übrigen Misère dieses Briefes. Wenn mein Vater mir nicht einmal so viel Geld mehr geben will, als ich zu den nothwendigsten Bedürfnissen brauche; so geht das denn doch über alle Grenzen hinaus. Ich begreife überhaupt den Mann nicht, der in seinen alten Tagen gemein geizig zu werden scheint. Indeß gleichviel, wie gehören solche elende Alltäglichkeiten in so nahe Berührung mit den erhabenen Gedanken, die der Tod dieses Soldaten in jeder Brust erwecken muß. Ein Opfertod! es kehren die Zeiten wieder, in denen das Gefühl noch seine volle Macht hatte über das Menschengeschlecht! —

„Geben Sie mir den Brief meines Vaters, Magister, aber schneiden sie sorgfältig die Stellen, welche meine Geldforderungen betreffen, ab. Ich will herunter gehen und mir von Louisen diesen Heldentod vorlesen lassen.“

In dem Wohnzimmer der Madame Wohlgemuth

saßen eine Schneiderin, Louise, die Mutter und noch ein zur Hilfe herbeigerufenes Nähmädchen um einen großen Tisch, auf dem allerlei Dinge lagen, die nichts festeres zu sein schienen als Spinnengewebe. Es waren Rollen weißen feinen Crepps, von denen zwei Ballroben für die jungen Mädchen gefertigt werden sollten zu einem ungemein glänzenden Ball, den der Herr Consul Strombeck zu Ehren einiger französischen Officiere zu geben beabsichtigte, die in Elbing anwesend waren.

Auch der Bankdirector Wohlgemuth war von Danzig zurückgekehrt und fand sich veranlaßt, seine Reise nach Königsberg bis nach diesem Feste hinaus zu schieben, und er saß mehr hindernd als förderud mitten unter den sehr beschäftigten Damen.

Lydia betheiligte sich freilich nicht an der Näherei. Das anhaltende Krummsitzen war ihr widerwärtig, sie hatte aber dennoch den Präsidentenplatz bei diesem ernsten Geschäft und saß halb zurückgelehnt in einem sehr altmodischen Armstuhl, der noch aus der Familie Itzstein stammte.

Der Bankdirector hatte die Augen fest auf die schöne Tochter seines Bruders geheftet. Es lag unverkennbare Bewunderung in diesem Blick.

Der lebhafte Eintritt des Blinden störte die Scene.

„Nachricht von meinem Vater," sagte er, die Thür kaum hinter sich zuziehend.

„Was schreibt der Präsident?" fragte eifrig der Bankdirector.

„Das Corps des Majors von Schill ist gänzlich aufgerieben."

Der Bankdirector trat ans Fenster und lehnte sein bleiches Gesicht an die Scheiben.

Louise ließ die Nätherei aus der Hand fallen und blickte voll tiefen Schmerzes gen Himmel.

„Haben wir nicht den Major von Schill in Ihrem Hause kennen gelernt, Herr Schwager?" fragte sehr gelassen Madame Wohlgemuth und der Bankdirector antwortete mit größter Festigkeit: „Keineswegs, Frau Schwester! der Major von Schill ist ein Landesverräther, nach Sr. Majestät eigenem Ausdruck, und keinem von uns persönlich bekannt."

„Da habe ich mich also geirrt," sagte Madame Wohlgemuth gleichgiltig.

Louise hatte rasch das Zimmer verlassen und war in ihr Stübchen geeilt.

„Fritz! Fritz! o Gott, während Du in den Tod gingst, machte ich kindische Vorbereitungen zu erbärmlichen Vergnügungen!" rief sie hier schluchzend.

Vetter Wilhelm, der ihr nachgefolgt war, legte

saßen eine Schneiderin, Louise, die Mutter und noch ein zur Hilfe herbeigerufenes Nähmädchen um einen großen Tisch, auf dem allerlei Dinge lagen, die nichts festeres zu sein schienen als Spinnengewebe. Es waren Rollen weißen feinen Crepps, von denen zwei Ballroben für die jungen Mädchen gefertigt werden sollten zu einem ungemein glänzenden Ball, den der Herr Consul Strombeck zu Ehren einiger französischen Officiere zu geben beabsichtigte, die in Elbing anwesend waren.

Auch der Bankdirector Wohlgemuth war von Danzig zurückgekehrt und fand sich veranlaßt, seine Reise nach Königsberg bis nach diesem Feste hinaus zu schieben, und er saß mehr hindernd als fördernd mitten unter den sehr beschäftigten Damen.

Lydia betheiligte sich freilich nicht an der Näherei. Das anhaltende Krummsitzen war ihr widerwärtig, sie hatte aber dennoch den Präsidentenplatz bei diesem ernsten Geschäft und saß halb zurückgelehnt in einem sehr altmodischen Armstuhl, der noch aus der Familie Itzstein stammte.

Der Bankdirector hatte die Augen fest auf die schöne Tochter seines Bruders geheftet. Es lag unverkennbare Bewunderung in diesem Blick.

Der lebhafte Eintritt des Blinden störte die Scene.

„Nachricht von meinem Vater," sagte er, die Thür kaum hinter sich zuziehend.

„Was schreibt der Präsident?" fragte eifrig der Bankdirector.

„Das Corps des Majors von Schill ist gänzlich aufgerieben."

Der Bankdirector trat ans Fenster und lehnte sein bleiches Gesicht an die Scheiben.

Louise ließ die Nätherei aus der Hand fallen und blickte voll tiefen Schmerzes gen Himmel.

„Haben wir nicht den Major von Schill in Ihrem Hause kennen gelernt, Herr Schwager?" fragte sehr gelassen Madame Wohlgemuth und der Bankdirector antwortete mit größter Festigkeit: „Keineswegs, Frau Schwester! der Major von Schill ist ein Landesverräther, nach Sr. Majestät eigenem Ausdruck, und keinem von uns persönlich bekannt."

„Da habe ich mich also geirrt," sagte Madame Wohlgemuth gleichgiltig.

Louise hatte rasch das Zimmer verlassen und war in ihr Stübchen geeilt.

„Fritz! Fritz! o Gott, während Du in den Tod gingst, machte ich kindische Vorbereitungen zu erbärmlichen Vergnügungen!" rief sie hier schluchzend.

Vetter Wilhelm, der ihr nachgefolgt war, legte

die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Lies diesen Brief meines Vaters, lies ihn mir laut vor, Louise, der Heldentod Schills ist darin geschildert."

Louisens Augen waren flüchtig über das zerschnittene Papierblatt geeilt.

„Ich kann nicht lesen, Vetter," sagte sie mit zitternder Stimme, „jetzt nicht, lassen Sie mich allein, ich bitte Sie darum, ich muß allein bleiben."

„Ah," sagte der Blinde, indem ein glückliches Lächeln über seine Züge glitt, „ich will Deinen Gefühlen nicht Gewalt anthun, mein süßes Mädchen. Ich wußte wohl, daß in Deinem Herzen sich Verständniß für alles Gute und Schöne findet. Später denn, Louise, später! wenn Du gesammelter, ruhiger bist, auch in das Schlimmste lernt ein tüchtiges Herz sich finden."

Er ging und ließ den Brief in Louisens Händen, die sich niederbeugte und wieder und wieder die verhängnißvollen Zeilen durchlas.

„Mein Himmel," sagte Madame Wohlgemuth, „ich begreife wirklich nicht wo Louise bleibt. Wir haben alle Hände voll zu thun und das Mädchen scheint nicht einmal helfen zu wollen. Rufe sie doch, Lieschen, und bring gleich ein Plättbrett mit und ein

nicht zu heißes Eisen, wir müssen die Atlaseinfassungen ein wenig aufplätten, bevor wir sie aufsetzen."

„Mamsell Louise sitzt in ihrer Stube und weint," berichtete das wiederkehrende Mädchen.

„Herr Gott, sie weint, was kann dem Kinde fehlen?" sagte die Mutter, „ich will nur selbst gehn und nachsehn."

„Was hast Du denn, liebes Herzchen? wer hat Dir etwas gethan?" fragte sie bei der Tochter eintretend mit vollständiger Seelenruhe, ohne die tiefe Aufregung des armen Mädchens im mindesten zu bemerken.

Das Bedürfniß, den Schmerz, der ihre Seele zerriß, auszusprechen, war größer als die Ueberlegung, die Louisen jedenfalls hätte sagen müssen, daß ihre Mutter die letzte Person sei, bei der sie Theilnahme erwarten könnte.

Heiß weinend warf sie sich in die Mutterarme und ließ den Thränen freien Lauf, die dem Innersten ihres Herzens entströmten.

„Aber Kind, liebes Kind, um Gotteswillen, was hast Du nur?" sagte die erschreckte Frau. „Gefällt Dir Dein Ballkleid nicht? willst Du lieber eins von schwerer Seide? thut Dir was weh, Louischen? — oder, lieber Herr Jesus Christus, hat

der Onkel Bankdirector am Ende gar schlimme Nachrichten von unserm armen, lieben Vater gebracht?"

„Fürchten Sie das nicht, meine gute Mutter," entgegnete Louise, die den Schmerz mitfühlte, der bei dem Gedanken an den abwesenden Gatten sich auf dem sonst so gleichmüthigen Gesichte ihrer Mutter malte. „Dem Vater geht es wohl, wie wir wissen, er hat in der Ferne einen Freund gefunden, der ihm die Tage der Verbannung erträglich macht, und auch ich bin nicht krank."

„Na, dann mach' mir auch keinen unnützen Schreck und keine Unannehmlichkeiten, liebes Kind, komm hübsch herunter und hilf, wo es nöthig ist, wir haben fürchterlich zu nähen, besonders da Lydia darauf besteht, daß ihr Kleid die vielen, vielen Stülpsäume bekommt, und Deins muß ja auch noch gemacht werden."

„Ich werde den Ball nicht besuchen, liebe Mutter, ich bitte gestatten Sie mir, daß ich zurückbleiben darf, ich kann nicht mit den Schmerzen, die mir das Herz zerreißen, unter fremden Menschen herumgehen, tanzen, Musik hören, Blumen in mein Haar stecken, ich kann nicht, Gott erbarme sich meiner!"

„Aber mein Himmel, was kränkt Dich nur, liebes Kind?" sagte Madame Wohlgemuth halb ärger-

lich, halb mitleidig, „es ist ja doch gar nichts geschehen, das Dir Grund zu solcher schrecklichen Betrübniß gegeben."

„O Mutter! Mutter! und der Tod des Major Schill und seiner wackern Schaar? und die Behandlung, die den Wenigen, welche den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde nicht gefunden, zu Theil wird? O Mutter, liebe Mutter, und unser ganzes geknechtetes, geschändetes Land, unser schwer leidende König, unsere schöne, sanfte, dem Kummer fast erliegende Königin? Ich kann nicht tanzen, Mutter, und noch dazu auf einem Ball, den man den Feinden unseres Landes zu Ehren veranstaltet."

Madame Wohlgemuth sah so verwundert aus, als ob ein Stück vom Himmelsgewölbe in ihrer Nähe eingestürzt sei.

„Darum weinst Du? darum willst Du den glänzendsten Ball nicht besuchen, den es in diesem Jahre geben wird? darum läßt Du alle Arbeit liegen und setzest Dich in Deiner Stube hin, als ob Dir wer gestorben sei? aber mein liebes Kind, was geht Dich das denn alles an? Frauenzimmer müssen sich um Politik und dergleichen gar nicht bekümmern, davon verstehen sie nichts, und es kleidet sie

der Onkel Bankdirector am Ende gar schlimme Nachrichten von unserm armen, lieben Vater gebracht?"

„Fürchten Sie das nicht, meine gute Mutter," entgegnete Louise, die den Schmerz mitfühlte, der bei dem Gedanken an den abwesenden Gatten sich auf dem sonst so gleichmüthigen Gesichte ihrer Mutter malte. „Dem Vater geht es wohl, wie wir wissen, er hat in der Ferne einen Freund gefunden, der ihm die Tage der Verbannung erträglich macht, und auch ich bin nicht krank."

„Na, dann mach' mir auch keinen unnützen Schreck und keine Unannehmlichkeiten, liebes Kind, komm hübsch herunter und hilf, wo es nöthig ist, wir haben fürchterlich zu nähen, besonders da Lydia darauf besteht, daß ihr Kleid die vielen, vielen Stülpsäume bekommt, und Deins muß ja auch noch gemacht werden."

„Ich werde den Ball nicht besuchen, liebe Mutter, ich bitte gestatten Sie mir, daß ich zurückbleiben darf, ich kann nicht mit den Schmerzen, die mir das Herz zerreißen, unter fremden Menschen herumgehen, tanzen, Musik hören, Blumen in mein Haar stecken, ich kann nicht, Gott erbarme sich meiner!"

„Aber mein Himmel, was kränkt Dich nur, liebes Kind?" sagte Madame Wohlgemuth halb ärger-

lich, halb mitleidig, „es ist ja doch gar nichts geschehen, das Dir Grund zu solcher schrecklichen Betrübniß gegeben."

„O Mutter! Mutter! und der Tod des Major Schill und seiner wackern Schaar? und die Behandlung, die den Wenigen, welche den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde nicht gefunden, zu Theil wird? O Mutter, liebe Mutter, und unser ganzes geknechtetes, geschändetes Land, unser schwer leidende König, unsere schöne, sanfte, dem Kummer fast erliegende Königin? Ich kann nicht tanzen, Mutter, und noch dazu auf einem Ball, den man den Feinden unseres Landes zu Ehren veranstaltet."

Madame Wohlgemuth sah so verwundert aus, als ob ein Stück vom Himmelsgewölbe in ihrer Nähe eingestürzt sei.

„Darum weinst Du? darum willst Du den glänzendsten Ball nicht besuchen, den es in diesem Jahre geben wird? darum läßt Du alle Arbeit liegen und setzest Dich in Deiner Stube hin, als ob Dir wer gestorben sei? aber mein liebes Kind, was geht Dich das denn alles an? Frauenzimmer müssen sich um Politik und dergleichen gar nicht bekümmern, davon verstehen sie nichts, und es kleidet sie

auch nicht, und die Männer lieben das auch an uns nicht, es geht uns ja auch gar nichts an."

„Aber Mama, wenn Du einen Sohn, einen Bruder unter dem Schill'schen Corps gehabt hättest und wüßtest, daß er entweder in Stücken gehauen auf dem Kampfplatz läge oder als Verbrecher erschossen werden soll?"

„Ja! das wäre was andres, dann hätten wir Grund zum Trauern; Gott Lob, daß das nicht der Fall ist."

„Aber Mama, tausend Mütter haben Söhne jetzt so verloren, Tausende weinen und es sind Kinder unseres Landes. Mama, liebe Mama! Du sagst, Frauen sollen sich um Politik nicht kümmern und doch sind sie es, die am meisten leiden müssen durch alle traurigen Zeitverhältnisse. Entrissen die politischen Verhältnisse uns nicht den Vater? verjagten sie uns nicht aus unsrer lieben Heimath? untergruben sie nicht unsern Wohlstand? und doch sind wir glücklich im Vergleich mit so vielen andern. Unzähligen Frauen raubte der Krieg den Gatten, unzähligen Jungfrauen den Bruder oder Verlobten, und das Alles soll uns nicht kümmern?"

„Aber mein liebes Kind, was können wir denn dabei thun? wir können doch nicht in den Krieg

ziehen, wir können die Franzosen nicht zum Lande hinaus jagen, was sollen wir denn nach Deiner Meinung anfangen?"

„Beten, streben, hoffen," sagte Louise mit Eifer. „Den Leidenden unsre Thränen, den Kämpfenden unsre Begeisterung weihen, den Feinden des Landes zeigen, daß wir nicht ihre Freundinnen, nicht die Verehrerinnen und Nachäfferinnen ihrer ausländischen Art, sondern deutsche Frauen sind, treu der heimischen Sitte, und mit unsern Herzen in unsrem Land wurzelnd."

In diesem Augenblick trat der Bankdirector in Louisens Zimmer.

„Du sprichst laut und eifrig, theueres Kind," sagte er, das aufgeregte Mädchen bei der Hand nehmend, — „und Du hast Recht, ach, wie Recht, meine herzige Louise! Wo die Frau das Vaterland liebt, da wird sie dem Sohn, dem Geliebten, dem Bruder, dem Gatten ihr heiliges Feuer mittheilen. Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Herzen bildet das Weib die Welt. Aber hier mein Kind, in diesem einzelnen Fall, mußt Du nachgeben; wir müssen den Ball im Strombeck'schen Hause besuchen, wie Herr Strombeck ihn geben muß, trotz des Elends der Zeiten,

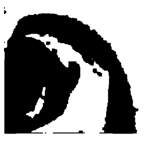
trotz des Todes so vieler Helden, ja eben deßwegen. Viele Augen blicken lauernd auf uns." —

„Wenn es sein muß, wenn es ein Opfer ist, das ich bringe, nicht ein Vergnügen, das ich genießen soll, Onkel," entgegnete Louise gefaßter, „so bin ich bereit. Es werden ja der Opfer so viele, so verschiedene vom Menschenherzen gefordert."

„Also Louise geht," sagte der Director sie unterbrechend, „und Sie, meine liebe Schwägerin, eilen nun und fördern unten die Arbeit, in wenigen Augenblicken bring ich Ihnen auch die fleißige Helferin."

„In Gottes Namen, laß sie sich immer erst etwas beruhigen, ich fürchte sie redet mehr als in diesen Zeiten gut und klug ist," entgegnete die Mutter und schlüpfte eilig aus dem Zimmer, während der Bankdirector gedankenvoll auf- und abging.

„Meine Frau hat Dich richtig beurtheilt, theueres Kind," sagte er endlich, vor dem noch immer leise weinenden Mädchen stehen bleibend. „Nimm Dich aber zusammen, liebe Louise. Es ist dringend nothwendig, daß niemand ahnet, wie nah uns alle diese traurige Begebenheit berührt. Der ärgste Fluch der Sklaverei ist, daß sie auch die Verstellung nothwendig macht. Sei klug mein Kind, alle Früchte reifen mit der Zeit." —



Es war der Abend des glänzenden Balles. Louise und Lydia standen in ihren weißen Creppkleidern im Zimmer und erwarteten die Equipage. Lydia hatte einen Kranz von rothen und weißen Rosen in den Locken, rothe und weiße Rosen in Fülle auf den Säumen ihres Kleides, einen Rosenstrauß in der Hand und Rosenglut auf den Wangen. Louisens Anzug war verziert mit Flachsblüthen, die ungemein zierlich geordnet den Kranz im Haar und Sträußchen auf dem Kleide bildeten.

Madame Wohlgemuth, in einem Kleide von stiefmütterchenfarbigem Atlas, in dem noch immer reichen Haar eine Straußfeder, konnte selbst neben ihren schönen eben aufblühenden Töchtern für eine noch jugendlich schöne Frau gelten.

Ihre Schönheit bestand aber wie die ihrer ältesten Tochter in der außerordentlichen Regelmäßigkeit der Züge und der Reinheit und Frische des Teints, während das leicht von den Pocken gezeichnete Gesicht Louisens zwar auf Schönheit vielleicht keinen Anspruch machen konnte, aber durch den unendlichen Liebreiz des verständigen und milden Ausdruckes fesselte.

Der Bankdirector holte die Damen in des Herrn Consuls eigenem Wagen ab und sah mit

Wohlgefallen auf die drei schönen Gestalten, die seiner Führung anvertraut.

Es war der erste Ball, den Louise in ihrem Leben besuchte. Für die meisten jungen Mädchen ein bemerkenswerthes Ereigniß, das Austreten gleichsam aus der Kinderstube in die Welt der Erwachsenen.

Ach Louise hatte diese Lebensphase nicht im Geräusch und Geflimmer eines Ballsaals betreten.

In der ernsten traurigen Scheidestunde des Vaters war auch die Harmlosigkeit des Kinderlebens von ihr geschieden und manchen langen Tag, manche schmerzliche Nacht hindurch hatte sie die Sorgen der reiferen Jahre getragen, wenngleich die Freuden derselben ihr wenig bekannt geworden.

Mit dem tiefen Schmerz in der Seele, der sich fast wie ein Gewissensvorwurf bei ihr kund machte, kam ihr die Balllust unsäglich schaal und albern vor.

Sie tanzte, weil sie tanzen mußte, weil sie aller Augen auf sich fühlte und weil die leisen Worte des Onkels sie immer wieder in das wilde Getreibe zurückjagten; aber die Musik klang ihr wie Hohngelächter erzürnter Geister und die Gespräche erschienen ihr wie Spott über das Leid, das schwer auf ihrer Seele lag.

Eines nur sah sie und auch das war wie durch



einen dunkeln Schleier: Colonel Graf St. Albans und ihre Schwester Lydia waren das schönste Paar in der glänzenden Gesellschaft und erschienen wie zu einander gehörig fast überall neben einander.

Sie hatte den jungen Franzosen, seit sie jenes Gespräch in dunkler Nachtstunde mit ihm gehabt, nicht mehr gesehen. Er war in Danzig gewesen und wieder nach Elbing gekommen, er hatte ihre Mutter mehrere Male besucht; sie aber hatte sich geflissentlich fern von ihm gehalten. Eine ernste strenge Selbstprüfung hatte ihr gesagt, daß dieser Mann ihrem Herzensfrieden Gefahr bringen könne, daß es nicht gut für sie sei, seinen Gesprächen zu lauschen, seinen Blicken zu begegnen, und so war sie ihm in scheuer Klugheit aus dem Wege gegangen.

Madame Wohlgemuth strahlte vor Entzücken. Ihre Tochter, ihre schöne Lydia war die gefeierte Königin des Balles, und laut und leise flüsterten alle Stimmen, daß auch die jüngere, die ernste stille Schwester der strahlenden Schönheit eines der anziehendsten Mädchen sei.

„Wenn sie der Vater sähe, lieber, lieber Herrgott," dachte die beseligte Mutter, „wenn sie so der Vater sähe, wie würde er sich freuen, und — wer weiß, die Eine sieht er vielleicht bald. St. Albans verläßt

meine Lydia keinen Augenblick, vielleicht, wer weiß — kann ich die beiden Menschen nach Frankreich begleiten und dort bei meinem armen guten Manne leben. Die Erfahrung wird ihn klüger gemacht haben, er wird sich dort dem unterwerfen, was ja doch nicht zu ändern ist und — lieber Himmel, mir ist's ganz gleichviel, ob hier oder in Polen oder in Frankreich, wo wir zusammen sind, wo wir unsere Kinder, unser Auskommen haben, da ist mein Vaterland." —

Gleich nach dem Balle reiste der Bankdirector nach Königsberg und nahm von Louisen einen langen Brief an seine Gattin mit.

Er lautete:

„Theure Tante!

„Dir und nur Dir allein kann ich die vielfachen Schmerzen und Aengsten klagen, die meine Brust durchziehen. Es ist eine Schwüle um mich, die mir der Vorbote furchtbarer Gewitter zu sein scheint.

„Ich mache mir schwere bittere Vorwürfe und weiß kaum worüber. Bald denke ich, ein entsetzliches Unrecht begangen zu haben, weil ich, deren Wort und Treue seit den Kindertagen verpfändet ist, mich mit einer Gewalt, der ich nur durch Aufbietung meiner ganzen Kraft widerstehen kann, zu dem fremden Mann gezogen fühle, den ich doch selbst für

falsch und doppelzüngig erkannt — bald wieder fürchte ich eine lieblose Tochter zu sein, weil ich dem Boten meines armen fernen Vaters nicht die Aufmerksamkeit geschenkt, auf die er wohl Anspruch machen konnte. Gott helfe mir! rathe Du mir, tröste Du mich, meine theure Tante, meine einzige Freundin!

„Armer Fritz! ob er todt sein mag, der kühne ritterliche Jüngling? o daß er gestorben auf dem Bette der Ehre und nicht —

„Tante! in Wesel sind zwölf Officiere erschossen. O lieber großer Gott, zwölf weinende Mütter klagen die grausamen Sieger an.

„Tante, liebe Tante, haben wir denn keine Männer in unserm schönen Vaterland, die das Schwert führen und uns befreien können von dem Joch dieser Fremden? — Mein armer Vater! o wie schmerzlich, wie fürchterlich ist sein Loos, fern von seiner Familie, die er ohne seinen treuen Schutz weiß, im fremden Lande, gefangen, arm und von der Barmherzigkeit eines reichen Beschützers lebend. Er, so gewöhnt an Arbeit und edle Selbstständigkeit. — Denke ich an das Alles, dann ist mir zu Muthe, als ob der Sonnenschein am Himmel nur heller Hohn des allgemeinen Elends sei, als ob es nichts Wünschenswerthes mehr gäbe, als die Kraft, ein Schwert zu führen. O liebe Tante,

und dabei sticken wir Kleider, winden Blumenkränze, gehen auf Bälle — ach und finden Wohlgefallen an den Feinden unseres Landes, die uns den Fuß auf den Nacken setzen. — Schmach! Schmach!

„O meine einzige Freundin auf der Welt, einziges Herz, das meine Schmerzen und Klagen versteht, sage Du mir, ist denn das Gefühl, das Liebe genannt wird, so ganz unabhängig von unserm Willen und Erkenntnißvermögen? Muß man lieben, was man hassen möchte? Ist Liebe etwas anderes, als Folge der Achtung und Zuneigung, die uns die edlen Eigenschaften eines Mannes einflößen? Kann man denn lieben, was man als unrein, als zweideutig genau erkennt?

„O Tante Sophie, ist je ein Mädchen gewesen, das mütterliche Liebe und mütterlichen Schutz nöthig hat, so bin ich es, ich Arme, mir selbst fremd Gewordene.

„Ich habe Dir noch nicht alles gesagt, das Schlimmste ist noch zurück; wirst Du mich noch lieben können, meine einzige Freundin, nachdem ich es Dir gestanden?

„Als St. Albans mir sagte, daß er mich liebe, als er mir anbot, mich unter seinem Schutz zum Vater zu führen, hatte ich die Kraft, ihm zu wider-

stehen. Er erschien mir wie der Versucher, und Gebet und das Andenken an die Verpflichtungen, die ich gegen Fritz habe, dessen reines und treues Herz vielleicht schon von feindlichen Kugeln durchbohrt ist, reichten aus, ihn zurück zu weisen.

„Jetzt — o ich schäme mich vor mir selbst, den unreinen Gedanken Worte zu geben — jetzt beneide ich meiner Schwester die Huldigungen des Mannes, die ich doch für mich weit mehr fürchte als wünsche. —

„Immer möchte ich hingehn und Lydia vor einer großen Gefahr warnen, in der sie schwebt, wenn ich sehe, wie St. Albans nur für sie Augen hat, und wie sie, meine arme schöne Lydia nur noch in ihm zu leben scheint. Da er aber ihr ja die Anträge nicht machen kann, die er mir gemacht, weil Lydia ihn nicht als Abgesandten unseres Vaters kennt, so fühle ich wohl, daß nicht Furcht für den Frieden meiner Schwester, sondern Neid es ist, der mir das Herz so schwer macht. —

„Ich werde tüchtig und recht ernsthaft arbeiten, um die schmerzlichen Gedanken und Gefühle, die mich jetzt oft so sehr quälen, zu unterdrücken. Noch habe ich ja nichts böses gethan, auch keine gebotene Pflicht unterlassen. Bete für mich, daß auch in Zukunft mein Leben gut und glücklich sei. Gut und glücklich!

ach, ich habe so oft gehört und gelesen, daß die Guten auf Erden stets unglücklich sind, und doch zeigt meine eigene junge Erfahrung mir täglich das Gegentheil.

„Liebe Tante! ich bin an jedem Tage meines Lebens immer gerade so glücklich, als ich gut bin. Nur dann habe ich inwendig, in der Tiefe meines Herzens, das Gefühl des Elends, wenn ich mich selbst und meine Pflichten vernachlässigte. Ich empfand dieß sogar im leidvollsten Augenblick meines kurzen Lebens: als man uns den Vater entriß! O mein Abschied von dem Theuren war ein unsäglich schmerzvoller, dennoch aber lag in meiner jungen Seele ein beglückendes großes Gefühl, das der feste Vorsatz, meiner verlassenen Mutter eine Stütze zu sein, in mir erzeugte. — Ach, Tante Sophie, meine einzige Freundin, laß mich Dir Eines sagen. Ich, das kleine vernachlässigte Mädchen, das seit so vielen Jahren darauf ausging, Gott zu suchen, meine jetzt bisweilen, in besonders glücklichen Augenblicken, auf dem rechten Wege zu sein Ihn zu finden. In uns selbst, müssen wir das beste suchen, was von Ihm in diesem Erdenleben zu finden ist.

„Die Kenntniß der Schöpfung ist unsre Erkenntniß des Schöpfers, aber die Vereinigung mit ihm

finden wir nur in der Ausbildung und Veredlung unseres eigenen Ich's.

„Ich bin froh und zufrieden, meine theure Sophie. Ich fürchte nicht die Schläge des Geschicks, nicht Sorge und Noth, ja selbst das bitterste Weh von allem: die Trennung von denen, die wir lieben. Ich will die Quelle meines Glücks in mir selbst eröffnen und lebenslang fließend erhalten. Deine Louise."

Sie las diesen Brief nicht mehr durch, nachdem sie ihn mit flüchtiger Hand und beherrscht von den manigfachsten Gefühlen geschrieben hatte. — Sie fühlte sich wohl und erleichtert durch denselben, ohne eigentlich zu wissen, wie das zugegangen.

Der Bankdirector nahm ihn mit sich an seine Gattin und die Tage gingen wieder eine Weile ihren ruhigen Gang, von ungewöhnlichen Arbeiten oder Zerstreuungen nur wenig unterbrochen.

Der Herbst kam heran und mit ihm ein neuer Brief des Vaters, der der Familie dießmal direct durch die Hände des Colonel St. Albans zuging. — Der junge französische Officier befand sich häufiger in Elbing als in seiner Garnison Danzig, doch ging das Gerücht, er müsse Norddeutschland überhaupt bald verlassen, um sich zum siegreichen Heere Napoleons zu begeben, das näher und näher gegen Wien rückte,

um dem von neuem besiegten Oesterreich drückende Friedensbedingungen zu machen.

In ganz Europa fast brannte die Fackel des Krieges. Das gedemüthigte Preußen aber mußte den Frieden um jeden Preis erhalten, denn die Kräfte des Landes waren erschöpft, das Heer zersprengt und nach dem Willen des übermüthigen Siegers auf ein Drittheil seiner frühern Größe reducirt.

Eine Menge jüngerer und älterer Officiere auf Halbsold trieben sich auf den Landgütern bei Verwandten und befreundeten Familien umher und ertrugen fluchend das Elend der Unthätigkeit. Tausende von Beamtenfamilien wohnten brodlos in den Dörfern und kleinen Städten umher und fristeten ihr Leben durch jede Arbeit, die ihnen vorkam. Elend und Jammer lag wie eine trübe Wolke über Land und Leuten und vielleicht am schwersten auf dem Herzen der Königsfamilie. Nur ein Glück war fast ungestört geblieben, das schönste, das reinste des Lebens, das Glück der Familienliebe.

Ueberall zogen die Familienbande sich fester, inniger zusammen, man trug gemeinschaftlich die allgemeine Last. Der Gatte am Herzen seines Weibes, die Mutter im Kreise ihrer Kinder Trost suchend und findend.

Aber auch das heilige Band der Familie sollte in jener trüben Zeit manchen schmerzlichen Riß erhalten. Die Sieger auf dem Schlachtfelde zeigten sich, wo sie hinkamen, auch als Besieger weiblicher Herzen. Manches bis dahin glückliche Eheband ward gelockert durch eine heftige Leidenschaft, die irgend ein jenseits des Rheines geborner Mann dem Herzen eines an der Weichsel, der Pregel, des Niemen gebornen Weibes einflößte.

Deutschlands Frauen standen damals vielleicht noch weniger als jetzt auf dem Standpunkte der geistigen und Herzensbildung, auf dem das Weib, sich selbst als die Blüthe ihres Vaterlandes erkennend, die Wurzeln ihres Seins im Innersten mit diesem verbunden fühlt.

In der Familie Wohlgemuth war es nur Louise, die mit Schmerz die Schmach ihres Landes und sich als eine Tochter desselben fühlte, die es erkannte, daß ein Weib, welches dem Feinde und Unterdrücker ihres Landes ihr Herz schenkt, eben so schwer sündige als Eine, die demjenigen in Liebe angehören wollte, der das heilige Haupt des Vaters oder der Mutter beleidigt.

Madame Wohlgemuth hatte einen so äußerst beschränkten Gesichtskreis, daß sie den Zusammenhang

und die innige Verbindung von Herz, Haus und Staat nicht einmal ahnte, und Lydia hatte seit den frühesten Tagen ihrer Kindheit viel zu sehr gewöhnt, ihr eignes Ich als den Mittelpunkt des Weltalls von ihrer ganzen Umgebung betrachtet zu sehen, als daß sie irgend etwas anders als ihren augenblicklichen Wünschen und Aufregungen Einfluß auf ihr Denken und Handeln gestattet hätte.

Viertes Capitel.

Judith. So bist Du mein! Erobert durch die Wahrheit!....

Van der Straten.
Wie sich aus diesem Traum erwachen läßt,
Wie diese That dem Leben einzufügen,
Das weiß ich nicht und stell' es Dem anheim,
Der mir die Erde zu regieren scheint.
Gutzkow, (Uriel Akosta).

Es war Herbst. Der Nebel lag in der Morgenstunde noch dicht und grau in den Straßen. Ein rauher Wind trug auf seinen Flügeln die welken und bunten Blätter und pfiff und rüttelte in Kaminen und Schornsteinen.

Die große Uhr an der Neustädtischen Kirche



schlug neun und die verspäteten Schulmädchen eilten rascher als zuvor, um das Morgengebet in der Schule nicht zu versäumen.

Louise stand sinnend am Fenster und sah einige dieser Kinder durch die Nebel dahin laufen, und die Erinnerung an die Zeit, da sie war wie jene, zog schmerzlich durch ihre Seele.

O wie anders ist das Leben als das Kinderherz in seiner Harmlosigkeit wähnt und hofft.

Sie hatte jetzt weniger zu thun als je. Lydia war in Gesellschaft der Frau Consul Strombeck und einer französischen Dame, Madame Bellerive nach Danzig gereist und sollte erst in vierzehn Tagen wiederkommen.

Die Mutter bangte sich recht schmerzlich nach der Lieblingstochter, tröstete sich indeß mit dem Gedanken, daß Lydia doch viel Vergnügen auf dieser Reise haben werde, jedesmal bei sich selbst hinzusetzend, daß die Zeit endlich doch auch kommen müsse, da ihre schöne Lydia ganz von ihr gehend einem Manne folgen würde. „Sie sieht vielleicht den lieben Vater zuerst von uns allen, sieht ihn in Verhältnissen, die sein Herz ja auch erfreuen werden," dachte die gute Frau, der es fast zur Gewißheit geworden, daß der Graf St. Albans, der schöne liebenswürdige Franzose,

gerade der rechte und vollständig passende Gatte für ihre Erstgeborne, den Stolz ihres Mutterherzens, sei.

Daß St. Albans ein lebhaftes Interesse an dem schönen Mädchen nahm und daß dasselbe erwidert wurde, daran konnte freilich niemand, der die beiden zusammen gesehen, den geringsten Zweifel hegen. Auch diese Reise war zum großen Theil auf des Grafen Veranlassung gemacht worden.

Lydia befand sich unter dem mütterlichen Schutze der Madame Strombeck, und — die sanguinische Mutter baute Luftschlösser, unter denen ein Grafenschloß das erkennbarste war.

Der Abschied der beiden Schwestern war ein eigenthümlicher gewesen. —

Sie hatten sich im Grunde nicht so nahe gestanden, als dieß wohl bei andern Geschwistern der Fall zu sein pflegt.

Louise war seit den frühesten Kindertagen gewöhnt, die Dienerin Lydia's zu sein. Sie fand das auch ganz natürlich und würde die schöne Schwester vielleicht um so mehr geliebt haben, wenn sie mit ihr einige geistige oder Herzensgemeinschaft gehabt.

Lydia aber hatte lange, lange Zeit den Glauben, die stille zurückgesetzte Schwester, das immer zur Arbeit willige Aschenbrödel, sei etwas beschränkten Gei-



ties und ganz und gar nicht fähig, ihre Gedanken und Gefühle zu fassen.

So stand sie neben ihr, ahnungslos, daß auch in dieser Seele der ernste Kampf des Lebens gekämpft wurde, und ließ die heißen Wellen ihrer Gefühle das arme jugendliche Herz' durchwogen, oft sich schmerzlich, ach wie schmerzlich sehnend nach einer Vertrauten, in deren verschwiegenen Busen sie diese Wellen, die sie fast zu ersticken drohten, überströmen lassen könne.

Denn Lydia, das verzogene Kind, das nie gelernt hatte sich selbst zu überwinden, war zu einem leidenschaftlichen Weibe herangewachsen, und gerade in der verhängnißvollsten Zeit der Jugend war ihr in der Gestalt des Grafen St. Albans ein Mann entgegen getreten, der alles in sich vereinte, was ihre Gefühle aufs äußerste spannen und auf einen Punkt leiten konnte.

Vor den Augen der verblendeten Mutter, der einfachen und unerfahrenen Louise, hatten sich Verhältnisse entwickelt, waren Gefühle gekeimt, gewachsen, zu Riesenhöhe aufgeschossen, die alles Glück, allen Frieden der Zukunft in der schutzlosen Familie untergraben mußten.

Lydia reiste nach Danzig mit dem festen Ent-

schluß, nie wieder heimzukehren an den Altar ihres Hauses, in die Arme ihrer Mutter.

Indem aber eine heftige, eine furchtbare Leidenschaft, mit all ihren Wonnen und Schmerzen in dem Busen des jungen Mädchens erwuchs, waren ihre Augen heller geworden, denn jede Liebe macht das Weib weiser und besser, und sie hatte angefangen, das stille, milde, sich selbst vergessende Herz ihrer jüngern Schwester zu begreifen.

Am frühen Morgen des Reisetages trat sie noch in der Dämmerung in Louisens kleines Zimmer, da sie, zum Erstenmal in ihrem Leben vielleicht, früher aufgestanden als die thätige Schwester.

Louise lag noch im Bett und Lydia setzte sich auf den Rand desselben und sah in das rosig angehauchte Gesicht der kaum Erwachten; sie selbst bleich, bleich wie eine Lilie und mit fiebernden Pulsen, beneidete fast die Ruhe der Schwester, die sie noch vor kurzem Lethargie genannt hatte.

„Ich gehe, Louise,“ hob sie endlich zögernd an, „ich gehe und überlasse Deiner Liebe und Pflege allein unsre arme Mutter; wirst Du sie recht, recht lieb haben, meine Schwester?“

„Kannst Du daran zweifeln? kann ich ihr gleich Deine Stelle niemals ersetzen, so will ich doch alles

thun, damit sie Dich nicht zu sehr vermißt, und das Beste wird sein, daß ich immer recht viel von Dir erzähle und sie selbst dahin bringe, von Dir zu sprechen."

„Thue das, meine geliebte Schwester," sagte Lydia mit zitternder Stimme, „thue das und sprich Gutes von mir, versuche auch in Deinem Herzen mich zu entschuldigen, versuch' Dir klar zu machen, was ich fühle und wie ich bin. Louise, vertheidige mich, wirst Du das? willst Du das, meine Schwester?"

„Weßhalb sollte ich Dich vertheidigen?" sagte freundlich die Jüngere, „es ist ja kein Unrecht, daß Du gehst, die meisten an Deiner Stelle würden es auch thun."

„Die meisten ja, nicht alle, Louise. Die nicht gingen, würden es sich für Tugend anrechnen und doch nur feig sein. O es gehört Muth, es gehört Willenskraft zu dem Schritt, den ich thue. Hast Du mich lieb, Schwester, trägst Du mir's nicht nach, daß ich schöner bin und daß man mich deßhalb vorzog, o so lerne mich erkennen, Louise."

„Was hast Du, Lydia?" fragte erstaunt und erschrocken Louise, die nun erst die Todtenblässe der Schwester und ihr ganz verändertes Wesen recht bemerkte.

„Es ist der Abschied,“ entgegnete Lydia, „freilich nehme ich nur Abschied auf vierzehn Tage, aber wer weiß, was der nächste Tag bringt, eine Krankheit kann mich dahin raffen, ich kann bei einer Lustfahrt auf dem Meere ertrinken, das Meer, Louise, ist so treulos und unzuverlässig wie das Leben — wir sehen uns vielleicht nie wieder. Wirst Du in schwesterlicher Liebe mein gedenken?“

„Gewiß, meine theure, theure Lydia,“ sagte Louise ergriffen, „aber das sind schlimme Träume, Du bist vielleicht krank, unterlaß die Fahrt, bleib hier, Deine Worte machen mir bang.“

„Was geschrieben ist, ist geschrieben,“ entgegnete Lydia mit einem Versuche zu scherzen. „Diese Reise ist beschlossen und ich gehe. Vielleicht werde ich auch nicht sterben, nicht ertrinken,“ setzte sie mit einem eignen Lächeln hinzu, „doch bitt' ich Dich, bleib mir gut, meine Schwester, werde nicht irr an mir und sei meine Vertheidigerin.“

Sie entfernte sich, und nach einer Stunde holte die Frau Consul selbst ihre junge Reisegefährtin in ihrem eleganten, mit vier Post-Pferden bespannten Wagen ab. Louise stand mit der Mutter am Fenster und sah den Scheidenden nach, die mit ihrem Tuche

ein letztes Lebewohl ihnen zuwehten, ehe der Wagen donnernd über die Brücke rollte. —

An diesen Abschied dachte jetzt die zurückgebliebene Schwester, als sie in den grauen Morgennebel schaute.

Eine unheimliche Ahnung wollte sie seitdem nicht verlassen. Sie fürchtete für Lydia und wußte nicht was und sah recht mit Sehnsucht dem Brief entgegen, der ihr und der Mutter gute Nachricht von der Fernen bringen sollte.

Da kam auch eben der alte Briefträger in die Straße, Louise sah seinen Orange-Kragen durch den Nebel schimmern und es war ihr recht erfreulich, daß er in das Haus trat.

Sie sprang ihm entgegen.

„Zu Ihnen komme ich man eben, Mamselche, ein Brief für Sie aus Magdeburg, mit französische Aufschrift.“

„Nichts von Lydia,“ dachte sie ein wenig getäuscht, bezahlte den Botenlohn und ging mit dem sehr dicken Briefe in ihr Zimmer.

„Aus Magdeburg? mein Gott, wer kann mir von dorther schreiben!“ sprach sie und ein seltsamer Schauder überlief sie, als ihr beim Eröffnen des Briefes Lydia's Handschrift entgegenschaute.

Sie mußte die Blätter aus der Hand legen; wie um Gotteswillen kam Lydia nach Magdeburg?

Minuten vergingen, bevor sie sich entschließen konnte, das verhängnißvolle Schreiben zu lesen. Sie fühlte, daß es etwas ganz Unvorhergesehenes, vielleicht etwas Schreckliches enthalte, sie hätte vielleicht nicht mehr Muth bedurft, sich der gähnenden Mündung einer Kanone entgegen zu stellen, als sie aufbieten mußte, den ersten Blick auf diese enggeschriebenen Blätter zu heften.

Sie las:

„Meine Schwester!

„Ob Du mich verstehen wirst, wenn Du diese Zeilen liest, weiß ich nicht, kaum kann ich es hoffen und erwarten; kühl wie Du von Natur bist und ohne den Einfluß der Leidenschaft auf das weibliche Herz zu kennen, wird das, was ich Dir zu schreiben habe, Dir unglaublich, ungeheuer vorkommen, und doch bist Du die Einzige, an die ich mich wenden kann. Du sollst und wirst die Mutter auf den Schlag mit liebender Sorgfalt vorbereiten, der sie vielleicht tödten würde, wenn er sie plötzlich träfe.

„Nimm denn das Schlimmste mit einem Mal. Ich habe mein Schicksal unwiderruflich an einen Mann geknüpft, dessen Gattin ich noch nicht bin,

vielleicht nie werden kann, und — ich gehe, um nie wieder zu Euch zurückzukehren.

„Meine sanfte, stille Louise, schuldloses, ahnungsloses Kind, wie wird Dein Herz jammern und beben, wenn Du diese Zeilen gelesen!

„Ja! ja! mein liebes, mein reines Mädchen, Deine Schwester hat die Schranken der Zucht und Sitte übersprungen, hat alles an alles gesetzt und ist, wenn gleich eine Geächtete nach Euren einfachen bürgerlichen Begriffen, doch selig, glücklich, dem Manne, den sie liebt — liebt, ach wie arm klingt das Wort und doch giebt es kein höheres, um mein Gefühl zu bezeichnen! — das höchste Opfer, das Liebe geben kann, zu bringen.

„Ich folge St. Albans freiwillig, nach reiflicher Ueberlegung, ich folge ihm ohne Furcht. Kettet auch kein gesetzliches Band uns an einander, seine Liebe wird, so hoffe ich, ewig sein wie die meine, und ist sie das nicht, kommt einst eine Zeit, da sie vergangen, dann hat auch Leben, Ehre, Ruf, Verwandte, Freunde, Eltern, dann hat nichts mehr einen Werth für mich. Ein Weib, das liebt wie ich, hört auf zu leben, wenn sie zu lieben aufhören muß.

„Erschrick nicht über diese Worte, meine theure

Schwester, die Dein kühles unschuldiges Herz nicht versteht.

„Ich, ich von allen auf Händen getragen, von allen gehätschelt, vergöttert, kenne nur eine Seligkeit, es ist, das eigene Ich aufzugeben für ein geliebteres!

„Ich verlasse Euch! weint um Euch, denn Ihr werdet Schmerz, Bangen, das verächtliche Mitleid der Thoren, diese schlimmste aller Demüthigungen, zu ertragen haben; um mich weint nicht! Wer liebt wie ich, kennt nur ein Leid, den Verlust der Liebe, und das Leid kann der Tod enden.

„Ich trage einen Dolch bei mir, seit ich meinem Freunde folgte, eine feine, spitze, glatte Klinge. Wenn St. Albans stirbt, ist der mein einziger, aber ganz zuverlässiger Freund.

„Was ist mir die Verachtung der Welt, in der ich das Leben verträumte, ehe ich in der Liebe das einzige Gut der Erde, das einzige was dem Dasein Werth, Reiz und Würde giebt, kennen lernte.

„Ich lächele mitleidig über diejenigen, die mich verdammen, arme Thoren, die keine Ahnung von dem haben, was meine Seele erfüllt und erhebt.

„Nur Ihr dauert mich, Ihr meine zurückbleibenden Lieben.

„Der Mutter suche den Gedanken zu festigen,

daß ich früher oder später die Gattin St. Albans werde. Sie wird das leicht glauben, kennt sie doch nichts von der Welt und den Schranken, die diese um die Herzen mauert.

„Ich, das deutsche Bürgermädchen, kann der Armee des Kaisers als die Geliebte eines seiner vornehmen Officiere folgen. Die Gattin des Grafen von St. Albans wird Napoleon unter den Töchtern der Fürsten suchen, deren Kronen er nahm, um ihnen ein wenig Gold davon abzugeben.

„Kann er je seinem Herzen folgen, Er mein Geliebter, mein Schützer, mein Gatte, mein Gott, dann freilich — unmöglich ist das nicht, aber es liegt in weiter neblichter Ferne. Kehrt mein Vater einst in die Arme seiner Familie zurück, dann Louise begleitet ihn seine Tochter, um den Segen der Mutter zu ihrem Ehebande zu empfangen.

„Du wirst mich verstehen, theuerste Schwester.

„Ich bin bei ihm! das ist alles, was ich zu meinem Glücke bedarf. Ich werde ihn täglich, stündlich sehen, täglich, stündlich den Ton seiner Stimme hören. Seine Gegenwart ist mir alles, mehr als diese bedarf ich nicht zu meinem vollständigen Glück.

„Louise, meine liebe Schwester, Du, deren Herz keine Vorstellung hat von den Wonnen und Schmerzen

Schwester, die Dein kühles unschuldiges Herz nicht versteht.

„Ich, ich von allen auf Händen getragen, von allen gehätschelt, vergöttert, kenne nur eine Seligkeit, es ist, das eigene Ich aufzugeben für ein geliebteres!

„Ich verlasse Euch! weint um Euch, denn Ihr werdet Schmerz, Bangen, das verächtliche Mitleid der Thoren, diese schlimmste aller Demüthigungen, zu ertragen haben; um mich weint nicht! Wer liebt wie ich, kennt nur ein Leid, den Verlust der Liebe, und das Leid kann der Tod enden.

„Ich trage einen Dolch bei mir, seit ich meinem Freunde folgte, eine feine, spitze, glatte Klinge. Wenn St. Albans stirbt, ist der mein einziger, aber ganz zuverlässiger Freund.

„Was ist mir die Verachtung der Welt, in der ich das Leben verträumte, ehe ich in der Liebe das einzige Gut der Erde, das einzige was dem Dasein Werth, Reiz und Würde giebt, kennen lernte.

„Ich lächele mitleidig über diejenigen, die mich verdammen, arme Thoren, die keine Ahnung von dem haben, was meine Seele erfüllt und erhebt.

„Nur Ihr dauert mich, Ihr meine zurückbleibenden Lieben.

„Der Mutter suche den Gedanken zu festigen,

daß ich früher oder später die Gattin St. Albans werde. Sie wird das leicht glauben, kennt sie doch nichts von der Welt und den Schranken, die diese um die Herzen mauert.

„Ich, das deutsche Bürgermädchen, kann der Armee des Kaisers als die Geliebte eines seiner vornehmen Officiere folgen. Die Gattin des Grafen von St. Albans wird Napoleon unter den Töchtern der Fürsten suchen, deren Kronen er nahm, um ihnen ein wenig Gold davon abzugeben.

„Kann er je seinem Herzen folgen, Er mein Geliebter, mein Schützer, mein Gatte, mein Gott, dann freilich — unmöglich ist das nicht, aber es liegt in weiter neblichter Ferne. Kehrt mein Vater einst in die Arme seiner Familie zurück, dann Louise begleitet ihn seine Tochter, um den Segen der Mutter zu ihrem Ehebande zu empfangen.

„Du wirst mich verstehen, theuerste Schwester.

„Ich bin bei ihm! das ist alles, was ich zu meinem Glücke bedarf. Ich werde ihn täglich, stündlich sehen, täglich, stündlich den Ton seiner Stimme hören. Seine Gegenwart ist mir alles, mehr als diese bedarf ich nicht zu meinem vollständigen Glück.

„Louise, meine liebe Schwester, Du, deren Herz keine Vorstellung hat von den Wonnen und Schmerzen

der Liebe, wirst Du mich verstehen, mir nachfühlen können?

„Unmöglich! erst mit der Liebe erwacht das Weib aus dem lethargischen Schlummer, in den Sitte, Gewohnheit, Erziehung und Herkommen sein Herz und seinen Geist geflissentlich einlullen. Wir sind nichts anders als Samenkörner, eines in seiner Art dem andern ähnlich, kalt, hart, dem Anscheine nach leblos. Da erscheint der geliebte Sonnenstrahl, der unser inneres Leben weckt, es regt sich in uns ein nie geahntes Wunder! da wirken die Verhältnisse, wie Erde und Wasser, und nun erst entwickelt sich unser Ich, der Keim wird zum Baum, das todte Samenkorn hat sich in ein lebendes, sich entwickelndes Sein verwandelt.

„Pflege unsere Mutter, meine Schwester, tröste sie, erhalte den Glauben in ihr wach, daß sie ihre Lydia einst als vornehme Dame wiedersehen wird. Es geschehen ja der Wunder genug in dieser Zeit. Der Sohn eines corsischen Edelmannes ist Herr Europa's geworden, warum sollte das arme deutsche Bürgermädchen nicht Gattin eines Pairs von Frankreich werden können. —

„Erinnerst Du Dich, Louise, des Abends, da Du dem Vetter Itzstein — grüße ihn — die Jungfrau

von Orleans vorlasest? ich saß dabei, mein Herz voll von Gefühlen, die niemand von Euch ahnen konnte. Der König sagt von Agnes Sorel: Nur meine Liebe will sie sein und heißen. — O meine Schwester, das ist ein schönes Wort! Nur ein Weib, das so liebt, liebt wahrhaft, wer Rang, Reichthum, Stellung von dem Geliebten wünscht und erwartet, kennt nicht der Liebe höchstes Glück, das Glück sich zu opfern.

„St. Albans hat mich hierher nach Magdeburg gebracht, Madame Bellerive, eine ehemalige Kammerfrau seiner Muttter, die diesen Dienst jetzt bei mir versieht, ist reichlich von ihm dazu mit Gelde versehen, ihm dabei behülflich gewesen. Heute erst erfährt die wackere Madame Strombeck, daß die junge Schutzbefohlene sich einem andern Beschützer übergeben. Wie wird die gute Frau erstaunt und erschrocken sein.

„Tröste nur die Mutter, liebe Louise! mag sie sich beruhigen, indem sie mich glücklich weiß, und glücklich bin ich! o meine Schwester, wie sehr, wie ganz glücklich. Glaube mir, ich würde es als St. Albans Gattin weit weniger sein, denn dann hätte ich nicht das beseligende Gefühl haben können, ihm auch ein Opfer zu bringen. Es ist süß, das Glück

aus der Hand des Geliebten hinnehmen, noch süßer aber es willig, freudig über sein Herz ausgießen.

„Lebe wohl! Es ist mir ein Trost, den Vater fern zu wissen. Wenn er je erfährt, was er nach seinen bürgerlichen Begriffen die Schmach seines Kindes nennen würde, so ist dieselbe wohl schon gesühnt. Vielleicht durch meinen Tod, vielleicht durch St. Albans Treue und Großmuth.

„Gott segne Dich, Louise! Laß mich glücklich sein in meiner Weise, werde Du es in der Deinen.

Magdeburg den 18. September 1809.

Deine Schwester Lydia."

Louise glaubte einen schrecklichen Traum zu träumen.

Die Wirklichkeit war ihr zu groß, zu fürchterlich.

Lydia, ihre schöne, stolze, sittsame Schwester, fort, durchgegangen mit einem Franzosen!

Selbst die Wohlthat der Thränen blieb ihr versagt, trockenen Auges starrte sie hinaus in die Straße, wo der Nebel allmählig sich tief unten am Boden in leichte glänzende Thauperlen löste, während oben in die höheren Luftregionen bereits glänzende Sonnenstrahlen ihre Goldfäden spannen.

Sie bemerkte es nicht eher, daß Wilhelm von

Itzstein in das Zimmer getreten, bis er seine Hand auf ihre Schulter legte.

„Du bist hier, Louise," sagte er freundlich, „und bietest mir nicht einmal einen Guten Morgen, Mädchen?"

„Guten Morgen, Vetter," sagte sie langsam. Er trat rasch noch näher an sie heran, fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und fragte nicht ohne sorgende Theilnahme: „was hast Du, Louise? was ist hier vorgefallen?"

„Lydia, Lydia ist fort, durchgegangen mit dem Colonel St. Albans," entgegnete sie und der Ton ihrer Stimme klang hohl und dumpf, als käme er aus dem Grabe.

Der Blinde trat entsetzt zurück. „Unmöglich, undenkbar, wer brachte Dir diese wahnsinnige Kunde?" sagte er lebhaft.

„Sie selbst schreibt mir aus Magdeburg, wohin er sie geführt."

Der Blinde setzte sich neben seine jugendliche Freundin, zog ihre zitternde Hand an seine Lippen und sagte: „Lies mir ihren Brief vor, mein armes Mädchen."

Sie las. Bei jedem Wort, das über die Lippen floh, malte sich ein anderer Ausdruck auf dem charaktervollen Gesicht des Zuhörers.

„Und das schreibt Lydia, die eitle, hohle, putzsüchtige Lydia?“ rief er, als Louise schwieg, in seltsamer Extase. „Ha und dieß Mädchen stand neben mir und ich ahnte es nicht. Welch ein Weib! welch ein Weib! eine Göttin, eine Heldin, eine Heilige ist Deine Schwester! Ah dieser St. Albans! dieser — solchen Burschen fliegen die Blumen des Glückes von selbst in den Schooß, die weisere Männer mit jahrelanger Mühe und Ausdauer pflegten. Ja Louise, Deine Schwester hat recht, ganz recht, nur die Liebe macht das Weib zu einem Ich, zu einem selbstständigen Wesen, das die Kraft hat, sich der Gängelbänder und Ketten von Herkommen, Erziehung, Sitte und Gewohnheit zu entledigen.“

„Vetter,“ sagte Louise wehmüthig, „so jung und unerfahren ich auch noch bin, so weiß und fühle ich doch sehr gut, daß die Einschränkungen, welche Sie da nennen und welche die arme Lydia von sich geworfen hat, nicht Ketten sind, sondern Schranken, Verzäunungen, hinter denen wir wie die Blumen im Garten blühen sollen, geschützt vor der Rohheit, die uns zertreten, vor der Begehrlichkeit, die uns abpflücken würde, eingehegt zur Sicherung vor den Stürmen, die über die Welt daher brausen. O Lydia, o meine arme Schwester, wie beklage ich sie!“



„Das hast Du nicht nöthig," entgegnete der Blinde fast heftig. „Sie ist nicht zu beklagen, ganz und gar nicht, sie ist beneidenswerth. Nur die Liebe, eine Liebe wie Lydia sie fühlt, giebt dem Leben Reiz und Werth, sie ist in der That wie das Sonnenlicht, das erst Leben und Keimeskraft in dem todten Kern des Herzens erweckt."

Louise war aufgestanden. Allmählig bei dem Gespräch mit dem Vetter hatte sie den Trost der Thränen gefunden, sie ging nun im Zimmer auf und ab und weinte leise.

„Ich glaube auch an die Allmacht der Liebe," entgegnete sie dem Blinden unter rinnenden Thränen, „aber nicht der Liebe, die die Tochter aus Mutterarmen reißt, die das Familienglück, den Frieden und die Ehre zerstört, sondern der Liebe, die still im Herzen wächst, die uns die Erfüllung jeder Pflicht erleichtert, uns versöhnt mit den Schwächen der Unsrigen und streng macht gegen die eignen, die geduldig ist, von Herzen demüthig und die Sünden-Menge bedecket. — Vetter, die Liebe soll nicht in die Weite schweifen, so lange sie noch neben sich Gegenstände findet, die sie beglücken kann; Geschwister und Eltern, Verwandte und Freunde, Nachbarn und Bekannte, unsre Mitbürger, Landsleute, unser Vaterland bedürfen, erwar-

ten, fordern unsre Liebe. Lydia's Herz, das die nächsten Seinigen von sich stößt, liebt in dem kaum gekannten Geliebten wohl auch nur ein Nebelbild, einen Traum, und kann und wird, nur zu früh erwachend, sich nach denen zurück sehnen, die von Kindheit an, ach, nur zu viel Liebe für sie gehabt."

Der Blinde horchte. Ihm klangen Louisens Worte süßer wie die süßeste Musik, sie enthielten, wie es ihm schien, die directe Bestätigung seiner schönsten Hoffnungen.

„Sie liebt mich, sie liebt mich!" jubelte es in ihm, „ich werde besitzen, wonach ich mich so heiß gesehnt, was mir allein das Dasein erträglich machen kann, die volle Liebe eines edelherzigen Weibes."

O wie gern, wie brennend gern hätte er in diesem Augenblick das Wort ausgesprochen, das sein Glück sichern sollte, das Wort, von dem er nun glaubte, daß es Louise trösten würde selbst über die Leiden, die jetzt ihr Herz bedrückten; doch fesselten für den Augenblick trübe Verhältnisse seine Zunge.

Sein Vater, von dem er ganz abhängig, hatte ihm mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß an eine Geldzulage, die ihn in den Stand setzen könne, einen eignen Hausstand zu begründen, wenigstens vor der Hand durchaus nicht zu denken sei, daß im Gegen-



weil er sich auf jede Weise einschränken müsse, da die Vermögens-Umstände des Präsidenten durchaus ruinirt seien.

Wilhelm von Itzstein war ein viel zu stolzer Mann, um als Bettler vor das Mädchen seiner Wahl treten zu wollen. Sein Wunsch und Wille war, gerade sie mit allen Gaben des Glückes zu überschütten, und noch vor wenigen Monaten, da er sich für das einzige Kind eines reichen Mannes hielt, glaubte er, dieß zu können.

„Nicht jetzt! nicht jetzt! die Zeit ist noch nicht gekommen," flüsterte er seinem eignen wild schlagenden Herzen zu, „aber sie wird, sie muß kommen. Diese Calamitäten, über die mein Vater klagt, werden vorübergehen. Die Staatspapiere, durch die er einen Theil seines Vermögens eingebüßt, werden wieder Werth bekommen und Louise wird mein werden. Die Blüthe, die ich gepflegt, wird mein Leben schmücken."

„O, und meine Mutter! meine arme Mutter!" rief Louise aus dem leisen Weinen plötzlich in heftiges Schluchzen übergehend, „sie wird vor Gram sterben, wenn sie ihre Tochter in niedrigen, ehrlosen Verhältnissen weiß."

„Wenn das Dein Hauptgram ist, theueres Mädchen," sagte Itzstein, „so beruhige Dein Herz,

Deine Mutter wird leicht glauben, was sie wünscht, und wird sich über die Trennung von Lydia beruhigen, wenn sie sie für die Gattin St. Albans hält."

„Wie aber ihr diese Täuschung beibringen, sie wird Lydia's Brief lesen wollen?"

„Sie darf nie erfahren, daß Du jetzt einen erhalten. Ueberlaß mir, mein Mädchen, die Leitung dieser Angelegenheit, trage den Kummer, den Du jetzt empfindest und der wahrlich mehr Sache Deines Stolzes und Vorurtheils ist."

Ach Louise fühlte nur zu gut, daß der Begriff bürgerlicher Ehre kein Vorurtheil und daß es kein Stolz, wenigstens kein unerlaubter, sei zu trauern, wenn ein Glied der Familie jene von sich geworfen; aber sie schwieg, sie trug ihr schweres Leid ohne Klage, und hatte die Beruhigung zu sehen, daß Wilhelm, ohne eine eigentliche Lüge zu sagen, Madame Wohlgemuth zu der Ueberzeugung brachte, ihre schöne Lydia sei heimlich mit dem französischen Grafen vermählt, und dieser erwarte nur eine günstige Stimmung des Kaisers, um seine schöne junge Gemahlin auf die ihr zukommende Stelle zu erheben.

Im Hause der Madame Wohlgemuth ward es, seit Lydia daraus geschieden, recht still. Louise vermied jede Gesellschaft, jedes öffentliche Vergnügen,

und lebte, den tiefen Gram um die unglückliche Schwester im Herzen bergend, in tiefster Zurückgezogenheit nur ihren häuslichen Pflichten und der ruhigen gleichmäßigen Ausbildung ihres Herzens und Geistes.

Ihr Interesse an der Zeitgeschichte war jetzt in doppelter, ja in dreifacher Beziehung Herzenssache geworden.

Lydia bezeichnete Napoleons Sturz als die einzige Möglichkeit, daß St. Albans sie zu seiner Gattin erheben könne. Des Vaters Freiheit hing unbedingt mit der Befreiung des Vaterlandes zusammen, und Treufeldt, seit Schills Tode zwar verschollen, war höchst wahrscheinlich nicht getödtet, sondern nur in irgend einem unbekannten Versteck vor französischen Verfolgungen verborgen.

Ach, und Deutschlands Befreiung von französischem Joch schien damals unmöglicher als je.

Napoleons Macht und Herrschaft stand auf ihrer höchsten Spitze und mit eiserner Consequenz erdrückte er Diejenigen, die es wagten ihm Widerstand leisten zu wollen.

Daß Louisen in dieser Stimmung Zerstreuungen, Tanz, Putz und die geselligen Genüße gleichgiltig waren, ist natürlich. Anders verhielt sich das mit der

Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten. Die kleinsten Arbeiten für ihr Haus hatten für sie etwas Heiliges erhalten durch das tiefe Mitleid, das sie für die getäuschte Mutter empfand. Für die arme, einfache und jetzt oft kränkliche Frau das Haus zu schmücken, ihr alles so zuzurichten wie sie es gern hatte, sie zu pflegen, ihren Erzählungen von Lydia's künftiger glänzender Stellung ein geduldiges Ohr zu leihen, das alles gewährte ihrem Herzen die einzigen ihr genießbaren Freuden.

Rauh und düster lag der Winter über der Welt. Durch das ganze Land wehte ein Geist des Kummers, der sich in jedem Familienkreise, ja auf jedem Gesichte kund gab, und als am 1. April 1810 die Vermählung des allmächtigen französischen Kaisers mit Maria Louise, der Tochter des mächtigsten deutschen Fürsten gefeiert wurde, da waren gewiß vom Riemen bis zum Rhein wenig deutsche Herzen, die nicht bluteten bei dem Gedanken, daß gerade eine solche Verbindung dem stolzen Weltgebieter die Garantie geben konnte, daß die Zustände, unter denen alle litten, Dauer haben würden.

Fünftes Capitel.

Die Liebe ist ein Blüthensegen,
Der heilig in der Seele ruht,
Ein Röslein nicht, das auf den Wegen
Man pflückt für seinen Wanderhut;
Wenn Ihr der Seele Mai gehütet,
Beklagt Ihr nicht der Träume Flucht,
Die Knospe, der Ihr einst erglühtet,
Prangt als lebend'ge Lebensfrucht. Roquette.

Landestrauer! Die Königin Louise, die schöne sanfte, fromme Trösterin ihres Gatten, war gestorben.

Nie vielleicht ist eine Fürstin aufrichtiger betrauert worden als sie.

Nicht nur ihr gebeugter Gatte, nicht nur ihre jungen Kinder, nicht allein die Umgebung ihrer Höflinge beweinten den Tod der edeln, jugendlichen, hochherzigen Frau; das ganze gedrückte Land glaubte in ihr seinen Schutzgeist verloren zu haben.

In allen Städten, auf allen Straßen sah man den Wunsch, selbst der Aermsten und Geringsten, die innerliche Betrübniß wegen des Todes der vergötterten Königin auch durch ein äußeres Zeichen kund zu machen.

Niemand ging, ohne einen Trauerflor oder ein schwarzes Band an seiner Kleidung zu zeigen, und

Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten. Die kleinsten Arbeiten für ihr Haus hatten für sie etwas Heiliges erhalten durch das tiefe Mitleid, das sie für die getäuschte Mutter empfand. Für die arme, einfache und jetzt oft kränkliche Frau das Haus zu schmücken, ihr alles so zuzurichten wie sie es gern hatte, sie zu pflegen, ihren Erzählungen von Lydia's künftiger glänzender Stellung ein geduldiges Ohr zu leihen, das alles gewährte ihrem Herzen die einzigen ihr genießbaren Freuden.

Rauh und düster lag der Winter über der Welt. Durch das ganze Land wehte ein Geist des Kummers, der sich in jedem Familienkreise, ja auf jedem Gesichte kund gab, und als am 1. April 1810 die Vermählung des allmächtigen französischen Kaisers mit Maria Louise, der Tochter des mächtigsten deutschen Fürsten gefeiert wurde, da waren gewiß vom Niemen bis zum Rhein wenig deutsche Herzen, die nicht bluteten bei dem Gedanken, daß gerade eine solche Verbindung dem stolzen Weltgebieter die Garantie geben konnte, daß die Zustände, unter denen alle litten, Dauer haben würden.

Fünftes Capitel.

Die Liebe ist ein Blüthensegen,
Der heilig in der Seele ruht,
Ein Röslein nicht, das auf den Wegen
Man pflückt für seinen Wanderhut;
Wenn Ihr der Seele Mai gehütet,
Beklagt Ihr nicht der Träume Flucht,
Die Knospe, der Ihr einst erglühtet,
Prangt als lebend'ge Lebensfrucht. Roquette.

Landestrauer! Die Königin Louise, die schöne sanfte, fromme Trösterin ihres Gatten, war gestorben.

Nie vielleicht ist eine Fürstin aufrichtiger betrauert worden als sie.

Nicht nur ihr gebeugter Gatte, nicht nur ihre jungen Kinder, nicht allein die Umgebung ihrer Höflinge beweinten den Tod der edeln, jugendlichen, hochherzigen Frau; das ganze gedrückte Land glaubte in ihr seinen Schutzgeist verloren zu haben.

In allen Städten, auf allen Straßen sah man den Wunsch, selbst der Aermsten und Geringsten, die innerliche Betrübniß wegen des Todes der vergötterten Königin auch durch ein äußeres Zeichen kund zu machen.

Niemand ging, ohne einen Trauerflor oder ein schwarzes Band an seiner Kleidung zu zeigen, und

Wochen lang sah man alle anständig gekleideten Leute in tiefster Trauerkleidung.

Madame Wohlgemuth kränkelte um diese Zeit mehr als je, der Hausarzt rieth zu regelmäßigen Spaziergängen und Louise machte es sich zum Gesetz, alle Abend die Mutter so weit zu führen als diese nur immer zu gehen sich geneigt finden ließ.

Am liebsten wanderte die Leidende am Flußufer entlang, das rege Leben dort sagte ihr zu und dann ruhte sie gern auf dem einsamen Schulhof, wo einige Bänke, von hohen Linden beschattet, der Ermüdeten eine willkommne Zuflucht boten.

Es war am Ende des Juli. Louise sowohl als Madame Wohlgemuth, noch in der tiefsten Trauerkleidung wegen des Todes der Königin, standen bei ihrem abendlichen Spaziergange einige Augenblicke am Ufer und betrachteten die Thätigkeit auf einem Schiff, das offenbar seehaltig gebaut eine Ladung Salz für die städtischen Magazine zu löschen beschäftigt war.

Zollbeamte in allen Graden standen am Ufer und befanden sich auf dem hübschen schmucken Fahrzeug. Sie sahen aus, als hätten sie den entschiedenen Vorsatz, auch nicht eine englische Nähnadelspitze ihrer Aufmerksamkeit entgehen zu lassen und doch

sagte man sich leise ins Ohr, es werde in Elbing ganz entsetzlich viel geschmuggelt, und die Herren vom Zoll seien nicht so streng als sie aussähen.

Auf dem kleinen wunderhübschen Schiffchen befanden sich sechs bis acht Matrosen, unter ihnen der Capitain, ein Mann von höchstens sechsunddreißig Jahren, dem die seemännische Tracht ganz eben so gut stand als seinen schmucken Leuten.

Alle waren emsig beschäftigt, der eifrigste aber, ein auffallend großer Mann, dem eine Fülle blonden Haares unter dem Matrosenhut hervorquoll und sich mit einem starken röthlichen Backenbart mischte.

Sein Gesicht, von der Sonne gebräunt, sah dunkler aus als zu der Farbe seiner Haare zu passen schien, und große glänzend schwarze Augen mit einem edeln, eigenthümlich intelligenten Ausdruck ließen das Gesicht sehr schön erscheinen. Beim Sprechen und Lachen zeigte der Seemann blendend weiße Zähne und seine Blicke schweiften mehr als einmal ziemlich bemerkbar von seinem Geschäfte ab und blieben an den Damen haften, die ihm zuschauten.

Louise kannte den Menschen; wenigstens flößte das Gesicht ihr jene unwillkürliche, eigenthümliche Erinnerung an etwas Liebes, Bekanntes ein. Sie konnte es nicht lassen, immer wieder von Zeit zu Zeit nach

Wochen lang sah man alle anständig gekleideten Leute in tiefster Trauerkleidung.

Madame Wohlgemuth kränkelte um diese Zeit mehr als je, der Hausarzt rieth zu regelmäßigen Spaziergängen und Louise machte es sich zum Gesetz, alle Abend die Mutter so weit zu führen als diese nur immer zu gehen sich geneigt finden ließ.

Am liebsten wanderte die Leidende am Flußufer entlang, das rege Leben dort sagte ihr zu und dann ruhte sie gern auf dem einsamen Schulhof, wo einige Bänke, von hohen Linden beschattet, der Ermüdeten eine willkommne Zuflucht boten.

Es war am Ende des Juli. Louise sowohl als Madame Wohlgemuth, noch in der tiefsten Trauerkleidung wegen des Todes der Königin, standen bei ihrem abendlichen Spaziergange einige Augenblicke am Ufer und betrachteten die Thätigkeit auf einem Schiff, das offenbar seehaltig gebaut eine Ladung Salz für die städtischen Magazine zu löschen beschäftigt war.

Zollbeamte in allen Graden standen am Ufer und befanden sich auf dem hübschen schmucken Fahrzeug. Sie sahen aus, als hätten sie den entschiedenen Vorsatz, auch nicht eine englische Nähnadelspitze ihrer Aufmerksamkeit entgehen zu lassen und doch



sagte man sich leise ins Ohr, es werde in Elbing ganz entsetzlich viel geschmuggelt, und die Herren vom Zoll seien nicht so streng als sie aussähen.

Auf dem kleinen wunderhübschen Schiffchen befanden sich sechs bis acht Matrosen, unter ihnen der Capitain, ein Mann von höchstens sechsunddreißig Jahren, dem die seemännische Tracht ganz eben so gut stand als seinen schmucken Leuten.

Alle waren emsig beschäftigt, der eifrigste aber, ein auffallend großer Mann, dem eine Fülle blonden Haares unter dem Matrosenhut hervorquoll und sich mit einem starken röthlichen Backenbart mischte.

Sein Gesicht, von der Sonne gebräunt, sah dunkler aus als zu der Farbe seiner Haare zu passen schien, und große glänzend schwarze Augen mit einem edeln, eigenthümlich intelligenten Ausdruck ließen das Gesicht sehr schön erscheinen. Beim Sprechen und Lachen zeigte der Seemann blendend weiße Zähne und seine Blicke schweiften mehr als einmal ziemlich bemerkbar von seinem Geschäfte ab und blieben an den Damen haften, die ihm zuschauten.

Louise kannte den Menschen; wenigstens flößte das Gesicht ihr jene unwillkürliche, eigenthümliche Erinnerung an etwas Liebes, Bekanntes ein. Sie konnte es nicht lassen, immer wieder von Zeit zu Zeit nach

ihm hin zu sehen, obgleich sie dann jedesmal dem Blick der dunkeln Augen begegnete, die an ihr hingen.

Der Matrose sprach einen Moment leise mit dem Capitain, und gleich darauf ging dieser raschen Schrittes über die Planke, die einen Verbindungsweg zwischen dem Schiffchen und dem Ufer bildete, und trat mit dem Hut in der Hand und der höflichen Frage vor Madame Wohlgemuth, ob es den Damen vielleicht genehm sei, das Innere seiner kleinen Barke zu betrachten.

Louise, die bei jedem ungewöhnlichen Vorfalle stets an die Möglichkeit dachte, Nachricht von der fernen Schwester zu erhalten, bat eifrig die Mutter, diese Einladung anzunehmen und in ein Paar Minuten befanden beide sich in der kleinen saubern Cajüte.

Ein hübscher, kühn blickender Schiffsjunge von höchstens fünfzehn Jahren, brachte auf des Capitains Geheiß Apfelsinen, Datteln, eingelegte Tamarinden und andere Leckereien aus fernen Gegenden, und bald befand der höfliche Mann sich in einem tiefen Gespräch mit Madame Wohlgemuth, der er eine anziehende Beschreibung von den südlichen Provinzen Frankreichs lieferte.

„Ich habe da, Madame," sagte er endlich, „ein



ausgezeichnetes Bild von dem Hafen von Toulon, leider kann ich es Ihnen hier nicht vorlegen, wenn Sie aber die Güte haben wollten, mich hinunter zu begleiten, so könnte ich es Ihnen durch ein Glas zeigen, welches die Gegend beinahe körperlich vor Ihr Auge führt. Mademoiselle warten hier wohl eine Minute und haben die Gewogenheit eine Tasse Thee zu bereiten, echten Karavanen-Thee, wie ich versichern kann, wir sind im Augenblick wieder oben."

Ehe Louise die Seltsamkeit dieser ganzen Scene recht begreifen konnte, war der junge Mann, die Mutter am Arm führend, schon verschwunden, und im nächsten Moment stand ein anderer vor ihr, der Matrose, der ihre Aufmerksamkeit zuerst erregt hatte, aber der rothe Bart und das blonde Haupthaar war verschwunden, und statt dessen zeigte sich rabendunkles kurz geschnittenes Haar und der bläuliche Schimmer eines rasirten schwarzen Bartes.

Die große schlanke Gestalt konnte nicht aufrecht in der niedern Kajüte stehen, und so beugte sie denn nicht nur das Haupt sondern auch das Knie und eine liebe Stimme flüsterte: „Du hast mich erkannt, Louise, und mein Wagestück ist belohnt, da ich schon am ersten Tage meiner Ankunft Dich wieder sehe."

„Großer Gott! Fritz! Herr von Treufeldt," sagte

das erschreckte Mädchen, das jetzt erst in dem Gesicht des Mannes mit innigster Freude die Züge des Jünglings genau wiederfand.

„Ich mußte Dich sehen, ich mußte, meine theure Freundin, mein Schutzgeist, meine Heilige,“ sagte der junge Mann, „und da ich Dich gesehen, habe ich neuen Muth, den Gefahren meines Lebens die Stirn zu bieten. Lange können wir hier nicht bleiben; sobald unsere Salzfracht gelöscht ist, geht es hinaus ins Meer und wir müssen den gefahrvollen Weg durch die Stegel ins frische Haff nehmen, da es uns schwerlich gelingen dürfte, die Wachsamkeit der französischen Besatzung in Neufahrwasser zum zweitenmale zu täuschen.

„Heute Abend, meine theure Louise, komme ich zu Dir im Auftrage meines Capitains, der Deiner Mama das Bild schicken wird, welches er ihr jetzt zeigt, eine Stunde wirst Du mir dann schenken können, Louise, um die Abenteuer meiner letzten Vergangenheit, und — und die Versicherung von mir zu hören, daß nichts, nichts in der Welt die Erinnerung an Dich, mein engelhaftes Mädchen, auch nur einen Augenblick hat in den Hintergrund drängen können.“

Er war verschwunden. Madame Wohlgemuth trat vom Capitain geführt wieder in die Cajüte, knixte sehr höflich, trank eine Tasse echten Karavanen-

Thees und ließ sich dann wieder ans Land führen, einmal über das andere ihrer Tochter die Versicherung gebend, so höfliche Leute als diese Schiffer seien Ihr noch gar nicht vorgekommen.

Louise befand sich wie in einem Traum. Ihr Herz schlug heftig und ein Gefühl des Glücks, über das sie sich durchaus keine Rechenschaft zu geben wußte, lag wie goldener Sonnenschein in ihrer Seele.

Ja, das war Fritz! ihr Freund, das war der Jüngling, dessen sanftes Schmeicheln, dessen fester Muth, dessen Selbstvergessenheit beim Anblick des schaurigen Hungertodes, ihr in einigen kurzen Augenblicken als Kind noch ein Gefühl hervorgerufen, dessen süße Seligkeit sie sich nie hatte zurück zaubern können und das jetzt von Neuem wie Frühlingsduft, wie Sonnenschein, wie die Seligkeit des Gebets, ihr Herz erfüllte.

Er war ein Mann geworden. Das Leben hatte ihn gereift! Ein Mann, ein Held, der dem Schicksale dreist die feste Stirn entgegenstemmte, stand vor ihren Augen und forderte von ihr die Erneuerung der Gelübde, da sie, damals ein Kind, beim Anblick des Todes dem Knaben geleistet, der ihren Muth erhob, ihre Hoffnung stärkte, der nur an sie dachte, sie tröstete, als ob sein eigenes Leiden, sein eigener Tod nichts wären neben dem ihrigen.

Die Stunden entflohen ihr und der späte Abend hüllte endlich die Welt in seine Schatten.

Vetter Wilhelm war auf ihren Wunsch zeitig in sein Zimmer gegangen, sie saß mit der Mutter und harrte des Augenblicks, da der Freund erscheinen sollte, der Leben und Freiheit eingesetzt, um sie wieder zu sehen.

Als er das Zimmer betrat, hatte er die lästige Verkleidung abermals abgelegt und stellte sich der Madame Wohlgemuth als der junge Verwandte vor, dem ihr Gatte das Leben gerettet, mit dem Louise so lange die Angst vor dem Hungertode getheilt.

„Herr von Treufeldt! o lieber Gott, Herr von Treufeldt! Sie leben, Sie sind gesund!“ sagte die einfache Frau mit herzlichster Freude. „O das nehme ich als ein gutes Zeichen, daß auch mein armer Mann einmal fröhlich und gesund heimkehren wird, mein Mann, und Lydia, mein theures Kind.“

„Herr Wohlgemuth war vor zwei Monaten noch gesund und trug mir Grüße an alle seine Lieben auf, wenn es mir möglich werden sollte, hierher zu kommen. Mir Briefe mitzugeben wagte er nicht. Ich war vor neun Wochen in Toulon, als Fischer verkleidet auf einem Strandboot. — Dort habe ich Soldaten von unserm Corps gesehen in der Tracht der Galee-



tenstaben und von Neuem den Eid geschworen, mein Vaterland von der fremden Zwingherrschaft zu befreien und müßte ich dabei den letzten Tropfen meines Blutes vergießen. Aber ich könnte das Leben, das ich führe, es gleicht dem des gehetzten Wildes, nicht länger ertragen ohne das Mädchen wiederzusehen, das mein guter Genius war seit dem Tage, da ich es zuerst erblickte.

„Ihr Gatte, theure Frau, weiß aus meinem Munde, daß ich Louise als den Schutzgeist meines Ich's betrachte, daß ich, wenn einst Zeiten kommen, in denen ein deutscher Mann sich mit Freuden den eignen Herd gründen mag, in ihr meine künftige Gattin sehe. Er weiß, daß Louise mir ihr Wort verpfändet, keinem andern als mir anzugehören, und er hat mich Sohn genannt und gesegnet, und so hoffe ich, verehrte Frau, daß auch Ihr Segen mich jetzt beglücken und mir Muth für die Zukunft geben wird!“

„Wenn Er, mein lieber, armer Ernst, ja gesagt hat zu Ihrer Verlobung mit unsrer Louise, so habe ich auch nichts dagegen und segne Sie von ganzem Herzen als meinen Sohn, und da ich weiß, daß ein Brautpaar sich immer vieles zu sagen hat, was keinen andern Menschen interessiren kann, so will ich

gehen und meinen Abendsegen lesen und für meinen Mann und meine lieben Kinder beten."

Mit diesen Worten verließ Madame Wohlgemuth das Zimmer. Fritz lag zu Louisens Füßen und drückte voll Seligkeit ihre Hände an seine Lippen. Sie streichelte sein Haar, sie lehnte ihren Kopf auf seine Schulter und duldete und erwiederte die Küsse, die er auf ihre Stirn, ihre Locken, ihre Lippen drückte.

„Du bist gerettet, Fritz. Deinem Vaterlande, Deiner Mutter, mir gerettet," sagte sie unter leise rinnenden Thränen, „wie war das möglich? wie hast Du gelebt diese lange Zeit? welche sind Deine Pläne für die Zukunft?"

„Laß mich die letzte Frage zuerst beantworten, meine Geliebte, sie ist die wichtigste; denn unsre Zukunft wird eine gemeinsame sein, wenn Gott mich überhaupt eine Zukunft erleben läßt.

„Ich gehöre mit Leib und Seele dem Bunde wackrer Männer, der trotz dem Verbote Napoleons durch ganz Deutschland existirt, ja mehr als ein Mitglied unter dem französischen Heere selbst hat. Glaube mir, Louise, die Zeit der Befreiung wird kommen. Sie ist uns vielleicht näher als wir jetzt zu hoffen wagen.

„Sobald eine Erhebung Deutschlands statt findet,

sobald der König Soldaten braucht, bin ich zur Hand, und ich denke, es wird meinem Ruf dann nicht schaden, daß ich den sterbenden Schill rächte, indem ich Dem, der ihm den letzten Streich versetzte, die letzte Kugel meines Pistols ins Auge jagte. Schlank und auffallend klein, wie ich es damals noch war, glückte es mir, mich unter den Leichnamen, die über mir zusammensanken, hervorzuwinden und durch eine Oeffnung in die Scheuer zu kriechen, neben der mein Freund gefallen.

„Gott wollte, daß ein Bauernmädchen einen Theil ihres Anzuges dort aufgehoben. Ich zog den Rock und das Mieder an, band um meinen Kopf ein rothes Tuch, legte die Stiefel und Strümpfe ab und schlich mich in dieser Verkleidung, barfuß, mitten durch die Franzosen nach der Stadt Stralsund.

„Dort war meine Mutter. Sie hatte mich todt geglaubt und nahm mich mit Entzücken auf, als ich in später Nachtstunde bei ihr eintrat.

„Der Zufall wollte, daß ihr Dienstmädchen erkrankt war und zu ihren Eltern gebracht zu werden begehrt hatte. Meine Mutter gab mir Kleider von ihr und fünf Wochen galt ich für eine Aufwärterin vom Lande. Niemand vermuthete an dem glatten Gesicht der kleinen Magd den verschollenen jüngsten

gehen und meinen Abendsegen lesen und für meinen Mann und meine lieben Kinder beten."

Mit diesen Worten verließ Madame Wohlgemuth das Zimmer. Fritz lag zu Louisens Füßen und drückte voll Seligkeit ihre Hände an seine Lippen. Sie streichelte sein Haar, sie lehnte ihren Kopf auf seine Schulter und duldete und erwiederte die Küsse, die er auf ihre Stirn, ihre Locken, ihre Lippen drückte.

„Du bist gerettet, Fritz. Deinem Vaterlande, Deiner Mutter, mir gerettet," sagte sie unter leise rinnenden Thränen, „wie war das möglich? wie hast Du gelebt diese lange Zeit? welche sind Deine Pläne für die Zukunft?"

„Laß mich die letzte Frage zuerst beantworten, meine Geliebte, sie ist die wichtigste; denn unsre Zukunft wird eine gemeinsame sein, wenn Gott mich überhaupt eine Zukunft erleben läßt.

„Ich gehöre mit Leib und Seele dem Bunde wackrer Männer, der trotz dem Verbote Napoleons durch ganz Deutschland existirt, ja mehr als ein Mitglied unter dem französischen Heere selbst hat. Glaube mir, Louise, die Zeit der Befreiung wird kommen. Sie ist uns vielleicht näher als wir jetzt zu hoffen wagen.

„Sobald eine Erhebung Deutschlands statt findet,

sobald der König Soldaten braucht, bin ich zur Hand, und ich denke, es wird meinem Ruf dann nicht schaden, daß ich den sterbenden Schill rächte, indem ich Dem, der ihm den letzten Streich versetzte, die letzte Kugel meines Pistols ins Auge jagte. Schlank und auffallend klein, wie ich es damals noch war, glückte es mir, mich unter den Leichnamen, die über mir zusammensanken, hervorzuwinden und durch eine Oeffnung in die Scheuer zu kriechen, neben der mein Freund gefallen.

„Gott wollte, daß ein Bauernmädchen einen Theil ihres Anzuges dort aufgehoben. Ich zog den Rock und das Mieder an, band um meinen Kopf ein rothes Tuch, legte die Stiefel und Strümpfe ab und schlich mich in dieser Verkleidung, barfuß, mitten durch die Franzosen nach der Stadt Stralsund.

„Dort war meine Mutter. Sie hatte mich todt geglaubt und nahm mich mit Entzücken auf, als ich in später Nachtstunde bei ihr eintrat.

„Der Zufall wollte, daß ihr Dienstmädchen erkrankt war und zu ihren Eltern gebracht zu werden begehrt hatte. Meine Mutter gab mir Kleider von ihr und fünf Wochen galt ich für eine Aufwärterin vom Lande. Niemand vermuthete an dem glatten Gesicht der kleinen Magd den verschollenen jüngsten

Officier des Schill'schen Corps. Daß ein englisches Schiff auf der Rhede von Stralsund kreuzte und bereit war die armen Geächteten aufzunehmen, wußte jedermann, dorthin zu gelangen aber schien unmöglich, da die strengste Wache am Strande jede Verbindung der Engländer mit dem Lande hinderte.

„Es galt indeß Leben und Freiheit, das Schiff schwimmend zu erreichen war schwer, unmöglich war es nicht. Meine Mutter gab mir alles Geld, was sie besaß und auftreiben konnte, zwanzig Louisd'or.

„Sie nähte sie mir in einen Gürtel, sie segnete mich unter heißen Thränen, und so ging ich am hellen Tage in Frauenkleidern nach dem Strande und sah mir die Gelegenheit an.

„Ich sah das englische Schiff und überzeugte mich von der Möglichkeit, es schwimmend zu erreichen, wenn ich den Versuch am Tage machen konnte und das Wetter mich einigermaßen begünstigte.

„Ich warf meine schweren Oberkleider ab und ging ins Wasser, wie mit der Absicht, meine Füße zu kühlen.

„Weit und breit war im Augenblick nichts gefährliches sichtbar als eine französische Schildwache, die vielleicht hundert Schritt von mir mit geschultertem Gewehr auf- und abging.

„Ich ging also weiter und weiter, machte endlich eine Bewegung als ob das Wasser mich umrisse, schwamm da so weit ich es ertragen konnte unter dem Wasser und als ich gezwungen zu athmen den Kopf erhob, war ich tausend Schritt vom Ufer entfernt und konnte das rettende Fahrzeug in deutlichen Umrissen vor mir sehen.

„In drei Stunden befand ich mich, freilich tödtlich erschöpft, am Bord desselben und einige Tage darauf in London.

„Meine geringe Baarschaft, die ich im Gürtel auf dem Leibe getragen hatte, war natürlich nicht ausreichend um für längere Zeit mich zu erhalten. So dachte ich denn gleich zuerst an eine Arbeit, die mich ernähren sollte. Meine Mutter hatte mich als Knaben Körbe flechten lernen lassen. Das war meine letzte Zuflucht vor dem Betteln, aber ich war zu lange Soldat gewesen, als daß eine solche Beschäftigung mir hätte gefallen können. — Doch ich hatte das Leben am Bord kennen gelernt und lieb gewonnen. Auf dem freien Meere fühlte ich mich als freier Mann und so bemühte ich mich um ein Unterkommen auf einem Schiffe.

„Man erzählte mir, daß eine Menge kleiner englischer Kaper, von Privatleuten ausgerüstet, den

Franzosen ungeheuern Schaden zufügten und dem Schmuggelhandel Schutz und verhältnißmäßige Sicherheit gäben.

„Eine Stelle auf einem solchen zu erlangen, schien mir äußerst wünschenswerth, und durch die Vermittlung des Flottenofficiers, auf dessen Schiff ich mich gerettet hatte, ward ich einem großen Mann vorgestellt, dessen ganzes Wesen mir sehr zusagte. Er hatte den Rest seines Vermögens, das durch die Stockungen im Handel sehr zusammengeschmolzen, auf den Bau und die Ausrüstung des schönsten kleinen Schiffes verwendet, was vielleicht je mit verborgenen Kanonen und falschen Papieren in See gegangen. Du hast, meine liebe Louise, unsre hübsche kleine Gypsi heute gesehen, aber niemand kann sich eine Vorstellung machen von der Verwegenheit und dem Glück, mit dem Capitain Talimor sie führt. Es giebt keinen deutschen, noch so streng von den Franzosen bewachten Hafen, in den er nicht seine Güter eingeschmuggelt, ja unter Hamburgs Flagge und mit hamburger Papieren segelnd, sind wir bereits in Brest und Toulon gewesen.

„Scharfer Druck erzeugt eine ungeheure Schnellkraft und jetzt, in den Zeiten der tyrannischen Feindherrschaft, werde ich erst inne, wie viel Muth, Selbst-



vertrauen, List und Besonnenheit in der Seele des Menschen verborgen liegt.

„Meine Mutter weiß von meiner Rettung, aber sie weiß nichts von meinem abenteuerlichen Leben und soll es auch vor der Hand nicht erfahren. Dich aber, meine süße Louise, mußte ich wiedersehen, mußte aus Deinem Munde hören, daß Du meiner noch gedenkest, um Kraft zu finden, der Zukunft in die Augen zu blicken. Glaube mir, mein angebetetes Mädchen, daß mein ganzes Leben mit allen seinen Wechseln und Abenteuern, mit allen seinen Anstrengungen und Aufregungen nichts anderes ist, als der Kampf mit dem Geschick um Deinen Besitz.

„Nimm mir die Hoffnung, einst an Deiner Seite das ruhige Glück der Häuslichkeit zu finden, und es bedarf keines französischen Schwertes mehr um mich zu tödten. Die Welt ist für mich nur die Rennbahn, auf der ich um Deinen Besitz ringe, um Deinen Besitz, der so fest an die Befreiung des Vaterlandes geknüpfet ist, daß Eins ohne das Andere für mich nicht denkbar ist.“

„Und mein Vater?“ fragte Louise, „Du hast ihn gesehen, Fritz, wie lebt er?“

„Unter dem Schutze eines alten, sehr vornehmen Franzosen, der ihn mit ausgezeichneter Freundschaft

behandelt. Auch seine Befreiung knüpft sich an die Befreiung des Vaterlandes, und der Tag derselben wird kommen, so gewiß kommen, als der Frühling dem Winter folgt, als aus dem Kinde die holdselige Jungfrau sich entwickelt. O Louise, liebe Louise, wie bebte mein Herz, als ich Dich am Ufer stehen sah, so schön, so wunderschön erblüht, wie meine Träume mir kaum Dein Bild gezeigt hatten. Weißt Du, meine Geliebte, daß die Dichter meinem Geschlechte Unrecht thun, wenn sie es minder treu und ausdauernd in der Liebe als das weibliche schildern? Ein Mann, der im reinen Herzen das reine Bild eines geliebten Weibes aufnimmt, der seine Männlichkeit nicht entehrte durch unsaubere Gelüste und mit Festigkeit der Zeit entgegen sieht, da ein geliebtes seelenreines Weib ihm alles Glück der Erde in ihrem Ich geben soll, der liebt sicherlich treuer, fester, sehnsüchtiger als das treueste liebevollste Weib."

„Ich weiß das nicht, Fritz, und kann es nicht beurtheilen," entgegnete Louise mit bebender Stimme. „Ich weiß nur Eins: von jetzt ab werde ich Dich lieben mit wandelloser Treue, mit heißester Sehnsucht, mit festestem Glauben. Ich war ein Kind bis heute, ich bin ein Weib seit dieser Stunde des Wiedersehens; komme nun was mag, ich bin Dein in

Zeit und Ewigkeit. Bevor Du aber mich Deiner Liebe für würdig hältst, mußt Du die Geschichte meiner Vergangenheit kennen und erfahren, daß das verfrühte Gefühl der Liebe, was Einsamkeit, Todesangst und die Ahnung Deines Werthes auf Augenblicke erweckt hatten, in mir wieder erloschen war, obschon die Erinnerung an dasselbe ausreichte, mein Herz in der Stunde der Versuchung vor dem Aufflammen der Leidenschaft zu schützen."

Sie erzählte, den Kopf an seine Brust gelehnt, ihm jetzt alle Begebenheiten und Gefühle ihrer Vergangenheit. Als sie von St. Albans sprach und jener verhängnißvollen Nacht, da er ihr Nachricht von ihrem Vater brachte, da knirschte er mit den Zähnen und seine Hand ballte sich, aber allmählig ward er ruhiger und zog sie an seine Brust, bedeckte ihre Lippen mit Küssen und sagte: „Er mußte weichen, der Feind, der Versucher vor der Reinheit Deines Herzens, jetzt wird keiner diesem Herzen mehr nahe treten können, denn jetzt liebst Du mich, Louise!"

Sie plauderten lange, die wiedervereinten jungen Herzen fanden sich in voller reiner Liebe zusammen, und als Fritz endlich schied, da hatte Louise sich selbst erkannt und wußte, daß ihre Zukunft diesem Manne angehören müsse, wenn sie glücklich sein sollte.

Sie wußte, daß die Liebe nicht in der Kindheit, sondern erst in der reiferen Jugend zur Blüthe gelangen kann, daß aber dennoch ihr erstes Gefühl für den Geliebten auch Liebe, wenn schon eine andere knospenhafte Liebe gewesen sei, während ihre Furcht vor St. Albans und die seltsame Anziehungskraft, die dieser auf sie geübt, nicht Liebe, sondern die Ahnung der wilden, der Liebe verwandten Leidenschaft gewesen, die überall, wo sie sich zeigt, zerstörend wirkt; die wie die Blüthe des Stechapfels schön ist, aber betäubend und eine giftige Frucht ansetzt, während die Liebe, die echte, wahre, der Blüthe der Erdbeere, des Apfels gleich, verblühend erst ihren wichtigen Standpunkt erreicht und die Früchte trägt, die das Leben erquicken.

Sechstes Capitel.

Hätt' ich zu diesem Schlage mich verseh'n,
So hätte, ihn zu übersteh'n,
Mir auch gewiß die Fassung nicht gefehlt.
Virgils Aenäide übersetzt von Schiller.

Oben auf seinem Zimmer, das mit musikalischen Instrumenten angefüllt, von Blumendüften durchwürzt und mit den manichfachsten Bequemlichkeiten

versehen, auf alle Sinne einen angenehmen Eindruck machte, ging Wilhelm von Ipstein mit großen Schritten auf und nieder.

Sein sonst bleiches Gesicht flammte, seine weißen Augäpfel schienen aus ihren weit geöffneten Höhlen dringen zu wollen, und die zurückspringenden Lippen ließen die weißen auf einander gebissenen Zähne erblicken.

„Unmöglich! undenkbar!" stieß er endlich mit Heftigkeit hervor, „lesen Sie mir die Stelle noch einmal, sie muß einen andern Sinn haben, Sie irren Sich, Magister, oder — oder Sie täuschen mich geflissentlich zu irgend einem Zweck."

„Sie sind wunderlich," entgegnete Herr Fisch sehr gelassen, „thun Sie doch, als ob es das Unerhörteste von der Welt wäre, daß eine Familie ihr Vermögen verliert. Ich dächte die Zeiten wären danach, und seit wer weiß wie viel Jahren leben Sie in einer ruinirten Familie, müssen, wenn Sie's auch nicht sehen können, doch einsehen, wie es mit den Leuten hier, von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat Berg ab geht; was schreien Sie denn Zeter, weil auch Ihr Vater Verluste gehabt hat und sich einschränken muß? Ueberhaupt ist's ja noch nicht so ein großes Unglück, daß wir nach Berlin ziehen

sollen. Das Nest hier ist doch nicht so anmuthig, daß man sich nicht davon sollte trennen können."

Der Blinde blieb vor dem Sprecher stehen und schlug die Arme über einander.

„Schweigen Sie, ärmlicher, gedankenloser, kurzsichtiger Mensch, der Sie sind," sagte er im Tone höchsten Ingrimms, „und machen Sie durch Ihre albernen Reden ein herzzerreißendes Geschick nicht noch zu einer ärgerlichen Unannehmlichkeit. Arm! arm! blind und ein Bettler, das ist das Loos, welches mir beschieden ist auf dieser besten Welt! O warum hat meine Mutter mich nicht in der Geburt erstickt, warum mußte ich leben, um nichts kennen zu lernen als nagende Schmerzen, unerfüllte Wünsche, herbe Entbehrungen. Blind und ein Bettler! und dann spricht man von Gott, von einer liebevollen Vorsehung, welche die Geschicke der Menschen mit Weisheit und Güte leitet! — O, und Louise! Habe ich darum mein ganzes Leben daran gesetzt, mir des Mädchens Herz zu gewinnen, um nun endlich das ihrige zu brechen, indem ich mich von ihr trenne, oder soll ich sie an das Elend eines blinden Bettlers fesseln?"

„Na, darüber beruhigen Sie Sich nur," sagte der Magister hämisch, „Mädchen grämen sich nicht

todt und ich denke, die Louise wird's überstehen, wenn Sie und ich fortgehen. — Uebrigens können ja auch noch andere Zeiten kommen, bessere, Ihr Vater kann sein Vermögen wieder erlangen. Man spricht von einem großen Kriege gegen Rußland, da dürften sich leicht Geschäfte machen lassen, die einem Mann in seiner Stellung was erkleckliches abwerfen."

Wilhelm hörte nicht auf den Sprecher.

Langsam und sinnend ging er wieder auf und ab, der Zorn schien dem Schmerz gewichen zu sein.

„Lesen Sie mir den Brief meines Vaters noch einmal," sagte er endlich, sich niedersetzend.

„Das ist ein eignes Vergnügen, was Sie Sich da machen — meinethalben aber, ich lese auch noch zum vierten Mal, was Ihnen zu hören so schrecklich erschien:

„Mein Sohn!

„Deine Idee, Dich verheirathen zu wollen, ist nach allem, was ich von dem Mädchen gesehen habe, so übel nicht. Wäre der Ober-Amtmann Wohlgemuth noch wie einst ein reicher Mann, so würde ich nichts dagegen haben, ich würde sogar mich herzlich freuen, daß Dir's gelungen, Dich in der Welt zu poussiren, denn in diesem Fall fiele die Versorgung seiner Tochter und seines Schwiegersohnes ihm zu.

sollen. Das Nest hier ist doch nicht so anmuthig, daß man sich nicht davon sollte trennen können.“

Der Blinde blieb vor dem Sprecher stehen und schlug die Arme über einander.

„Schweigen Sie, ärmlicher, gedankenloser, kurzsichtiger Mensch, der Sie sind,“ sagte er im Tone höchsten Ingrimms, „und machen Sie durch Ihre albernen Reden ein herzzerreißendes Geschick nicht noch zu einer ärgerlichen Unannehmlichkeit. Arm! arm! blind und ein Bettler, das ist das Loos, welches mir beschieden ist auf dieser besten Welt! O warum hat meine Mutter mich nicht in der Geburt erstickt, warum mußte ich leben, um nichts kennen zu lernen als nagende Schmerzen, unerfüllte Wünsche, herbe Entbehrungen. Blind und ein Bettler! und dann spricht man von Gott, von einer liebevollen Vorsehung, welche die Geschicke der Menschen mit Weisheit und Güte leitet! — O, und Louise! Habe ich darum mein ganzes Leben daran gesetzt, mir des Mädchens Herz zu gewinnen, um nun endlich das ihrige zu brechen, indem ich mich von ihr trenne, oder soll ich sie an das Elend eines blinden Bettlers fesseln?“

„Na, darüber beruhigen Sie Sich nur,“ sagte der Magister hämisch, „Mädchen grämen sich nicht

todt und ich denke, die Louise wird's überstehen, wenn Sie und ich fortgehen. — Uebrigens können ja auch noch andere Zeiten kommen, bessere, Ihr Vater kann sein Vermögen wieder erlangen. Man spricht von einem großen Kriege gegen Rußland, da dürften sich leicht Geschäfte machen lassen, die einem Mann in seiner Stellung was erkleckliches abwerfen."

Wilhelm hörte nicht auf den Sprecher.

Langsam und sinnend ging er wieder auf und ab, der Zorn schien dem Schmerz gewichen zu sein.

„Lesen Sie mir den Brief meines Vaters noch einmal," sagte er endlich, sich niedersetzend.

„Das ist ein eignes Vergnügen, was Sie Sich da machen — meinethalben aber, ich lese auch noch zum vierten Mal, was Ihnen zu hören so schrecklich erschien:

„Mein Sohn!

„Deine Idee, Dich verheirathen zu wollen, ist nach allem, was ich von dem Mädchen gesehen habe, so übel nicht. Wäre der Ober-Amtmann Wohlgemuth noch wie einst ein reicher Mann, so würde ich nichts dagegen haben, ich würde sogar mich herzlich freuen, daß Dir's gelungen, Dich in der Welt zu poussiren, denn in diesem Fall fiele die Versorgung seiner Tochter und seines Schwiegersohnes ihm zu.

Jetzt ist die Sache unmöglich, ganz und gar unmöglich. Du scheinst meine vielfachen Andeutungen, daß es mit meinen Vermögens-Umständen schlecht steht, nicht beachtet, nicht verstanden zu haben. So sehe ich mich denn genöthigt, Dir vollkommen reinen Wein einzuschenken und Dir zu sagen, daß ich durch die Zeitereignisse gänzlich und vollständig ruinirt bin, so zwar, daß ich jetzt darauf dringen muß, daß Du mit dem Magister hierher kommst, da ich die Pension an Madame Wohlgemuth und Dein bedeutendes Taschengeld, so wie das Honorar für den Magister nicht mehr zahlen kann.

„Hier wird Deine Mutter und ein Bedienter das Amt Dich zu führen übernehmen, dem Herrn Magister hoffe ich in wenigen Wochen eine ihm zusagende Stellung verschaffen zu können. Dein Taschengeld wird sich hier nach meinen sehr verringerten Mitteln richten und die Pension erspare ich ganz und gar, da Dein Aufenthalt im elterlichen Hause unsern Hausetat im mindesten nicht vergrößern wird. Da man höheren Ortes Deinem Aufenthalt hier keine Hindernisse mehr in den Weg legen wird, wenn Du Dich nicht durch Tollheiten bemerklich machst, so steht Deiner augenblicklichen Rückkehr kein Hinderniß entgegen. Die Reisekosten werde ich Dir senden,

sobald Du mir den Tag bestimmst, wann Du abreisen willst. Cousine Wohlgemuth wird sich auch einschränken müssen. Es ist schon nicht anders, die Zeiten sind schlecht. Deine Mutter grüßt Dich. Sie weint vor Freude bei dem Gedanken, Dich wieder hier zu haben.

„Schreibe mir umgehend, welchen Tag Du aufzubrechen gedenkst. Deine Instrumente, Betten ꝛc. können mit Frachtfuhr Dir nachgesendet werden, Du selbst mußt mit dem Magister per Post reisen. Empfiehl mich Deinen Hausgenossen.

Dein Vater.“

„Und das schreibt er mir so ruhig, so gelassen, als ob sich's um die gleichgiltigste Sache von der Welt handle!“ sagte von Neuem aufspringend der Blinde.

„Ihr Herr Vater ist eben ein Philosoph,“ meinte der Magister.

„Es ist leicht philosophiren,“ rief ergrimmt der Blinde, „wenn man Augen zu sehen und die Kraft hat für sich selbst zu sorgen, sich die Erfüllung seiner Wünsche selbst zu verschaffen, zu erkämpfen. Ich, in ewiger Nacht sitzend, soll nun das einzige Licht meines öden Daseins verlassen, dem einzigen Glück entsagen, was für mich möglich ist.“

„Zum Teufel,“ sagte der Magister ärgerlich,

„Sie wissen ja noch nicht einmal, ob das Mädchen Sie haben will oder nicht, und ich will's Ihnen offenbaren: ich für meinen Theil glaub' nun und nimmermehr, daß sie eben besonderes Verlangen nach Ihnen trägt. Sie haben Sich einmal in die Idee hineingearbeitet, daß es Ihnen gar nicht fehlen kann bei Louise, haben das Anfragen von Tag zu Tag, Jahre hindurch verschoben. Denken Sie denn, so ein Mädchen wird sitzen und warten, ehe sie sich einen Liebhaber anschafft? Jugend hat nicht Tugend, und die wird auch nicht anders sein als ihre Schwester, die mit dem Franzosen durchging."

„Sie liebt mich, ich weiß, daß sie mich liebt! Daran kann bei mir kein Zweifel obwalten; zudem," setzte er leise murmelnd hinzu, „wäre jeder Zweifel hier ein Sacrilegium. Woran soll ich denn glauben, wenn nicht an die Unschuld und Reinheit eines Herzens, das ich seit seiner zartesten Kindheit scharf beobachtet und auf keinem unreinen Gedanken ertappt habe."

Die Thür des Zimmers ward in diesem Augenblick geöffnet und Louise trat ein mit einem herzlichen: „Guten Abend! Die Mutter ist bei der Frau Consul," setzte sie hinzu, „und weil das Wetter so

schön ist, so komm ich, um zu fragen, Vetter, ob Sie nicht einen Spaziergang mit mir machen wollen?"

Der Blinde nickte.

„So werde ich Sie unten erwarten."

„Ich komme in zehn Minuten," entgegnete er.

Es war ein herrlicher warmer Tag des Frühherbstes. Der Himmel hing voll lichter Wolkenfleckchen und die Bäume fingen an, ihre bunten Gewänder anzulegen.

Louisens Herz war voll warmer Freude. Sie hatte heute, vielleicht sechs Wochen nach jenem verhängnißvollen Wiedersehen, die erste Nachricht von Fritz erhalten, und zwar war diese ihr zugekommen durch einen Brief seiner Mutter, die mit voller Liebe die Tochter segnete, welche der geliebte einzige Sohn ihr zuführen wollte.

Frau Treufeldt schrieb von ihrer kleinen Besitzung am Ufer der Oder, wo sie seit der Flucht ihres Fritz ihr Domizil aufgeschlagen hatte.

Tausend Erinnerungen knüpften sich für das Herz der Matrone an jenen stillen lieblichen Ort, und liebevoll beschrieb sie der Braut ihres Sohnes die Plätzchen, wo dieser einst seine Kindheit verlebt hatte. Es war eine solche Lebendigkeit in diesen Schilderungen, daß Louise zu Muthe wurde, als

„Sie wissen ja noch nicht einmal, ob das Mädchen Sie haben will oder nicht, und ich will's Ihnen offenbaren: ich für meinen Theil glaub' nun und nimmermehr, daß sie eben besonderes Verlangen nach Ihnen trägt. Sie haben Sich einmal in die Idee hineingearbeitet, daß es Ihnen gar nicht fehlen kann bei Louise, haben das Anfragen von Tag zu Tag, Jahre hindurch verschoben. Denken Sie denn, so ein Mädchen wird sitzen und warten, ehe sie sich einen Liebhaber anschafft? Jugend hat nicht Tugend, und die wird auch nicht anders sein als ihre Schwester, die mit dem Franzosen durchging."

„Sie liebt mich, ich weiß, daß sie mich liebt! Daran kann bei mir kein Zweifel obwalten; zudem," setzte er leise murmelnd hinzu, „wäre jeder Zweifel hier ein Sacrilegium. Woran soll ich denn glauben, wenn nicht an die Unschuld und Reinheit eines Herzens, das ich seit seiner zartesten Kindheit scharf beobachtet und auf keinem unreinen Gedanken ertappt habe."

Die Thür des Zimmers ward in diesem Augenblick geöffnet und Louise trat ein mit einem herzlichen: „Guten Abend! Die Mutter ist bei der Frau Consul," setzte sie hinzu, „und weil das Wetter so

schön ist, so komm ich, um zu fragen, Vetter, ob Sie nicht einen Spaziergang mit mir machen wollen?"

Der Blinde nickte.

„So werde ich Sie unten erwarten."

„Ich komme in zehn Minuten," entgegnete er.

Es war ein herrlicher warmer Tag des Frühherbstes. Der Himmel hing voll lichter Wolkenfleckchen und die Bäume fingen an, ihre bunten Gewänder anzulegen.

Louisens Herz war voll warmer Freude. Sie hatte heute, vielleicht sechs Wochen nach jenem verhängnißvollen Wiedersehen, die erste Nachricht von Fritz erhalten, und zwar war diese ihr zugekommen durch einen Brief seiner Mutter, die mit voller Liebe die Tochter segnete, welche der geliebte einzige Sohn ihr zuführen wollte.

Frau Treufeldt schrieb von ihrer kleinen Besitzung am Ufer der Oder, wo sie seit der Flucht ihres Fritz ihr Domizil aufgeschlagen hatte.

Tausend Erinnerungen knüpften sich für das Herz der Matrone an jenen stillen lieblichen Ort, und liebevoll beschrieb sie der Braut ihres Sohnes die Plätzchen, wo dieser einst seine Kindheit verlebt hatte. Es war eine solche Lebendigkeit in diesen Schilderungen, daß Louise zu Muthe wurde, als

hätte sie all die lieben schönen Stellen schon einmal gesehen, und sie dachte es sich sehr beglückend, die Mutter ihres Verlobten dort besuchen zu können.

Als Vetter Wilhelm zu ihr eintrat, nahm sie sich vor, diesem heute nun auch ganz gewiß endlich zu erzählen, daß sie ihr Herz an einen wackern Mann verschenkt. Der Blinde war ihr ein treuer Freund, ein aufmerksamer liebevoller Lehrer in einer Lebensepoche gewesen, wo ihr kindliches Herz der Freunde nicht eben viele gehabt hatte, und sie machte sich Vorwürfe wegen ihres Mangels an Vertrauen zu ihm. Weiß Gott aber wie es gekommen, so oft sie sich auch vorgenommen, ihm ihr Herz zu eröffnen, es war ihr immer unmöglich gewesen, ein Gefühl, dem sie keinen Namen zu geben wußte, das sie aber zu ersticken schien, wenn sie mit dem Blinden über diesen Gegenstand reden wollte, hatte sie stets davon zurückgehalten.

Sie hatte ihren Arm, wie seit so vielen Jahren gewöhnlich, in den seinigen gelegt und so gingen sie dahin in der milden Herbstluft, beide schweigend, denn auf beider Herzen lag ein Geheimniß.

Louise nahm sich endlich zusammen und begann das Gespräch, indem sie lächelnd sagte: „Nicht wahr, Vetter Wilhelm, wir sind doch eigentlich alte und

treue Freunde und einander Offenheit und Wahrheit schuldig?"

„Du willst mich mahnen, mein süßes Mädchen, daß ich Dir vertraue, was mich bedrückt," entgegnete der Blinde, „und wohl, Louise, hast Du ein Recht dazu. Was ich Dir aber sagen muß, ist traurig, so traurig, daß ich jede Minute, da ich gegen Dich schweige, als Deinem Glück zugelegt betrachte."

„Um Gottes Willen, was ist geschehen?" rief Louise erbleichend und in ihrem raschen Schritt innehaltend, denn die Füße versagten ihr den Dienst.

„Das betrübendste und schrecklichste für mich und Dich, was geschehen konnte."

„Mein Vater, meine Schwester," stammelte das Mädchen, „welche Nachricht haben Sie von ihnen?"

„Keine, mein Kind, das Leid, von dem ich spreche, trifft buchstäblich in seiner ganzen Schwere nur mich und — Dich," setzte er etwas zögernd hinzu — „wir müssen uns trennen."

„Das ist traurig, recht traurig, mein guter lieber Freund," sagte Louise, deren Wangen sich allmählig wieder rötheten, „aber auf eine Trennung von Freunden folgt, so Gott will, auch ein Wiedersehen und ich kann nicht denken, daß wir beide, Sie

und ich, fürs Leben von einander Abschied nehmen könnten."

„Das Herz des Weibes ist stets hoffnungsfreudig," sagte der Blinde mit einem glücklichen Lächeln, „aber Du hast recht, meine süße Louise, Du und ich, wir trennen uns nicht fürs Leben, denn unser Leben ist in seinem innersten Kerne vereint. Was auch jetzt zwischen mich und die Hoffnung, Dich, mein Mädchen, zu besitzen, treten mag, ich werde die Hindernisse überwinden, die uns trennen, ich, ich selbst, ein Mann, trotz meiner Blindheit werde Dich mir erringen. Ich will arbeiten, kämpfen, streben und dem Schicksale Trotz bieten, das sich in tausendfacher Weise hindernd in meinen dunkeln Lebensweg wirft.

„Du Louise, mein Licht, meine einzige Sonne, meine holde Blume, sollst und wirst mein werden. Ich habe Kräfte und Fertigkeiten, die ich, gilt es Dein Glück, benützen will und kann. Ich werde Stunden geben, Conzerte, ich werde meine schöne Stimme dem Pöbel für zehn Groschen pro Abend feil bieten, gleichviel vor wem ich singe, ich werde immer nur für Dich singen, meine holde Blume und — ich werde das Glück, Dich zu besitzen, doppelt,

dreifach empfinden, wenn ich es durch eig'ne Kraft errungen."

Die beiden Spaziergänger waren während dieser lebhaften Worte des Blinden an einen Ort gekommen, den dieser vorzugsweise liebte. Es war eine Brücke, unter deren oberem Bogen das kleine Flüßchen Hummel im Herbst und Frühling schäumend und brausend in ein Thal stürzt, der Pulvergrund genannt.

Das Geräusch und die Kühle des Wassers waren ihm, der die Schönheit der Natur nicht durch das Auge erkennen konnte, angenehm, und oft pflegte er hier stundenlang mit Louise, oder dem Magister auf einer Bank unter den Zweigen einer alten mächtigen Eiche zu sitzen, die ein grünes liebliches Plätzchen bildet, von dem glücklicher organisirte Menschen den Umblick in eine unbeschreiblich liebliche Landschaft genießen können.

Auch heute hatte Wilhelm seine jugendliche Begleiterin, von dem ihm inwohnenden ungeheuer feinen Ortsinn geleitet, leise nach diesem reizenden Plätzchen gedrängt und jetzt zog er das zitternde Mädchen zu sich nieder und versuchte es, ihr Köpfchen an seine breite Brust zu betten.

Louise zitterte so heftig, daß sie nicht die Kraft

hatte, ihm zu widerstehen. Eine furchtbare Angst rang in ihrer Seele mit unendlichem Mitleid. Er liebte sie, er der Unglückliche, dem alles Glück der Erde versagt zu sein schien, er liebte sie, während ihr nie der Gedanke in die Seele gekommen, daß dieses Menschenherz auch Ansprüche auf das allgemeine und höchste Glück der Menschheit, auf das Glück der Liebe und des Familienlebens machen könne. O, und er glaubte sich wieder geliebt! wie, wie sollte sie es anfangen, um ihm diese Täuschung zu nehmen, ohne sein stolzes Herz bis in seine tiefsten Tiefen zu verletzen, ja zu zerreißen?

Mein Gott und sie fühlte, daß seine Lippen die ihrigen suchten, fühlte, daß der Kuß, den er ihr aufzudrücken strebte, jetzt ein Brandmal für sie und eine Treulosigkeit gegen Fritz wäre.

Sie wand sich aus seinen Armen los. „Steh mir bei, mein Gott, steh mir bei in dieser höchsten Angst," flehte ihr bebendes Herz, „zeige mir den Weg, den ich gehen muß, den rechten, mein Gott! führe er zu Glück oder Leid."

Es war das heißeste glühendste Gebet ihres Lebens, so sich aus ihrer geängstigten Brust rang, und es that wie immer seine Wirkung.

Ganz klar, ganz deutlich fühlte sie, daß sie die

Täuschung zerstören müsse, in die der Blinde sich hineingelebt, wenn sie nicht falsch und treulos sowohl gegen ihn, als gegen den abwesenden Verlobten handeln wollte.

„Vetter, lieber Vetter, mein Freund, mein Lehrer," sagte sie sanft, indem sie seine Hand an ihre Lippen zog, „sprechen Sie nicht weiter, kein Wort weiter, denn Sie zerreißen mein Herz — Sie sprechen zu der verlobten Braut eines abwesenden Ehrenmannes, und Sie werden, Sie können nicht wollen, daß ich Geständnisse anhöre —"

Der Blinde ließ sie los, richtete den Kopf empor und warf mit einer seltsam wilden Bewegung seinen Hut weit von sich in den rauschenden Strom. Die Wasserwirbel packten ihn und rissen ihn mit sich fort.

„Ist er hinabgestürzt, ist er gefallen, Louise?" fragte er mit einem verzerrten Lachen.

„Vetter, Vetter, o um Gottes Barmherzigkeit!" rief das Mädchen, seine Hände mit der Kraft der Todesangst festhaltend, „bleiben Sie neben mir, gestatten Sie mir, Sie still nach Hause zu führen."

„Nun beruhige Dich, schöne kluge junge Dame, ich werde mich eines Mädchens wegen nicht tödten," entgegnete er mit höhnischem Tone. — „Es war nur ein Augenblick, in dem ich ein Narr war. In alle

Wege ist's so besser! Ich bin ein armer Schlucker und müßte arbeiten, mich zum Musiklehrer, zum fahrenden Conzertgeber erniedrigen, um des Glücks und der Ehre theilhaftig zu werden, der Mann der jüngsten Demoisell Wohlgemuth zu sein, deren Papa wegen Unterschleif auf den Galeeren von Toulon rudert und deren ältere Schwester die Maitresse eines französischen Obristen ist. — Es geht mir nicht ans Leben, auf diese Ehre zu verzichten."

„Vetter," sagte Louise, mit heißen Thränen die Hände des Blinden fassend und leise streichelnd, „Sie leiden sehr, denn sonst würden Sie mich, der Sie noch nie ein unfreundlich Wort sagten, nicht so bitter kränken. Armer Vetter, ach Gott, lieber Gott, wenn ich ein Mittel wüßte, Sie zu beruhigen und den Stachel des Schmerzes, der Sie jetzt quält, aus Ihrer Brust zu ziehen, ich würde es anwenden und müßte ich mein Herzblut dafür hingeben."

„Wohl," sagte der Blinde ungestüm, „so werde mein Weib und zerreiß die Bande, mit denen Du Dich vorschnell gefesselt."

„Das ist Ihr Ernst nicht, Vetter! was könnte ich Ihnen als Frau sein, mit der Liebe zu einem Andern im Herzen? Ihnen, einem so stolzen Mann? Würden Sie von dem Mitleid eines Mädchens hin-

nehmen wollen, was allein die Liebe geben kann? würden Sie nicht in jeder Stunde unseres Lebens glauben, daß ich Ihnen Opfer brachte, die mir schwer fielen? Nein, lieber Vetter, Sie wissen und fühlen so gut wie ich, daß Mitleid und Pflichtgefühl nicht ausreichen zur Ehe, selbst wenn, wie bei mir, herzliche aufrichtige Freundschaft dazu kommt. Ich müßte nicht Ihre Freundin sein, wie ich es bin, wenn ich, um Ihnen den kurzen heftigen Schmerz einer Täuschung zu ersparen, Sie zu dem lebenslänglichen Elend einer Ehe verurtheilen wollte, in der Sie das peinlichste aller Leiden, den Zweifel an dem Glück der Liebe und der Hochachtung Ihres Weibes ertragen müßten.

„Guter, lieber Vetter, Sie, fast mein ältester Freund, müssen erkennen, daß ich Sie viel zu jung kennen lernte, um Sie lieben zu können, daß ich viel zu herzliche Freundschaft und reelle Achtung gegen Sie von Kindheit an fühlte, um mich in den Traum hinein zu wiegen, der Liebe heißt. Was Sie mir waren und sind, kann nie ein anderer Mensch mir werden, nicht der geliebteste Gatte könnte je mir Ihren Platz ersetzen, aber Ihnen einen andern als eben diesen Platz in meinem Herzen einzuräumen, ist mir auch unmöglich.“

„Worte! Worte!“ sagte der Blinde, „recht hübsche Worte sogar! Du hast in der Gesellschaft und unter der Leitung Deines blinden Vetters recht logisch und zusammenhängend combiniren gelernt. Nun ich habe das Verdienst, Deinem Zukünftigen eine ziemlich kluge Frau erzogen zu haben, — und wer, wenn man fragen darf, ist denn der Glückliche, der nicht blos unsichtbar — gesehen hätte ich ihn ja doch nicht — sondern ganz unbemerkbar, wie etwa Mars zu der Tochter des Orestiages, sich zu Dir geschlichen und Dein Herz erobert hat?“

„Ich bin Ihnen, Vetter, aufrichtige Antwort auf diese Frage schuldig, wie spottend und unfreundlich Sie sie auch an mich richten; ich bin verlobt mit Friedrich Treufeldt, dem jungen Mann, mit dem ich gemeinschaftlich drei Tage Todesangst theilte. — Als er ganz und gar alle Hoffnung aufgegeben hatte und um die Qualen des Hungertodes abzukürzen mich und sich tödten wollte, da kam es über uns wie eine Erleuchtung, da habe ich mich an seine Brust gelehnt und wir haben uns gegenseitig gelobt, treu auszuharren, dem bittern Tode in Liebe zusammen entgegen zu treten, aber auch, wenn Gott uns retten sollte, für dieß Leben und die Ewigkeit einander anzugehören.“

„Aber Louise, dieser Mensch, dieser Treufeldt stand im Schill'schen Corps und —“

„Er lebt, Vetter, ich habe ihn vor kurzem wiedergesehen! Er ist mir treu geblieben, ein herzensreiner, edler, liebevoller Mann. O Vetter Wilhelm, Sie würden Sich gerührt fühlen von der ritterlichen und reinen Liebe, die dieß Herz dem Mädchen widmet, das auch Sie durch Ihre Zuneigung und Freundschaft ehren. Vetter, lieber Vetter! könnten Sie vergessen, daß Sie von einer andern Liebe geträumt als der, die wir seit so vielen Jahren für einander fühlen, wie dankbar wollte ich Gott und Ihnen sein! Ich weiß nicht, wie ich das künftige Leben tragen soll, ohne die Gewißheit Ihrer unwandelbaren Freundschaft, ohne die Zuversicht, daß ich in jedem schwierigen Lebensaugenblick Ihren Rath erhalten, in jedem Leid ihre treueste Theilnahme finden kann.

„Wenn Sie jetzt leiden, Vetter, weil ein Traum Ihnen zerrann, glauben Sie mir, ich leide auch, denn ich fürchte den Verlust eines sehr reellen, eines unschätzbaren Besitzthums, an das ich nun schon so lange gewöhnt bin, — Ihrer Zuneigung.“ Sie weinte heftig und ihre Thränen fielen heiß auf seine Hand.

„Still Mädchen, weine nicht,“ sagte er und zum Erstenmal, seit sie ihn kannte, sah Louise in dem lichtlosen Auge des Unglücklichen eine Thräne sich sammeln und schwer von der Wimper niedersinken. „Du machst mich zum Kinde durch Deine Thränen und Deine sanften herzigen Worte!“ fügte er hinzu. „Meine Freundschaft zu verlieren darfst Du nicht fürchten, auf der großen, weiten, finstern Welt habe ich ja nichts, nichts, als den Schein Deiner Liebe. Du nanntest mich stolz — o ich bin es nicht, ich umhülle mit stolzen, harten und boshaften Worten das unendliche Meer von Elend in meiner Seele. Nein, weine nicht, Louise, oder wenn Du weinst, so laß es Thränen des Mitleids sein mit Deinem armen blinden Freunde. Ich liebe Dich, o mein Gott, ich liebe Dich! aber — ich weiß es nur zu gut, ich bin Deiner schuldlosen reinen Liebe nicht werth. Mein Herz ist verwildert, weil unverständige Elternliebe mich aus Mitleid mit meinem Gebrechen verzog, meine Seele ist wie mein Leib befleckt durch Ausschweifungen, von denen Deine Unschuld keine Ahnung hat. Ich bin an Verschwendung gewöhnt, war in hundertfachen Beziehungen meinen Eltern eine Last. Den scharfen Verstand, die mancherlei Talente, die ich besaß, benutzte ich nur, um andre zu verwunden, mich

selbst zu verhärten. Inwendig, tief unten in meinem Herzen, floß ein Strom von etwas, das ich nicht bezeichnen kann, von Liebe, Hoffnung, Wehmuth; neben Dir fühlte ich seine milde Wärme stets. Heute, jetzt hat er die eisige Fessel, die ich ihm umlegte, gesprengt und fließt hervor in heißen, in süßen Thränen. Laß mich weinen, Louise, einmal in meinem Leben an Deiner Brust weinen und — bete für mich, meine reine, heilige Geliebte!"

Er hatte die Stirn fest an ihre Schulter gedrückt und Thränen wie Regen strömten aus seinen verdunkelten Augen.

Auch Louise weinte, sie hielt seine Hand, die heftig zitterte, in ihren Händen. Neben ihnen rauschte der Wasserfall, der laue Wind flüsterte in den Blättern der Eiche. Die Abendsonne zündete goldene Reflexe an auf den Fenstern der Stadt, und Glockentöne, ein Begräbniß verkündend, schallten wehmüthig zu ihnen hinüber.

„Eine Hoffnung ist mir gewiß," sagte nach langem, langem Schweigen der Blinde endlich mit weicher Stimme, „die Hoffnung auf den Tod! Er wird mich nicht vergessen, nicht übersehen, und die Marterstunden meines Daseins werden ein Ende haben, wenn ich sterbe. Einst hoffte ich, sie sollten ein Ende

haben, wenn ich Dich besäße, wenn Du mein Weib, meiner Augen Licht, meiner Seele Trost geworden. Es ist vorbei! mir ist jetzt recht wohl, so wohl wie nach einer schweren furchtbaren Operation dem ermüdet Leidenden. Führe mich nach Hause, Louise. Laß immerhin mein Haar im Abendwinde flattern, ich hatte einmal den thörichten Glauben, daß das Wehen seiner Locken Dir so wohl gefallen müsse, wie vor Jahren, da ich ein armes kleines blindes Kind war, meiner Mutter. Komm Louise, gib mir Deinen Arm, wir machen den letzten Spaziergang mit einander."

„Aber Vetter, warum müssen wir uns trennen? können wir denn nicht wie sonst als innige Freunde, als liebevolle Geschwister neben einander leben? Die Zeit, wo ich einem Gatten angehören werde, liegt in weiter Ferne, und dann selbst, glauben Sie mir, Treufeldt würde in Ihnen stets einen lieben Verwandten sehen und ehren."

„Der Blinde ist kein Gegenstand für seine Eifersucht, ich glaube das schon," sagte Wilhelm mit einem Anfluge seiner alten Bitterkeit, setzte aber milde sogleich hinzu: „Nein Louise, selbst wenn die Verhältnisse meiner Eltern diese Trennung nicht nothwendig machten, ich kann nicht neben Dir leben

ohne die Hoffnung, daß Du für mich leben wirst: Laß mich gehen, in Deiner Nähe würde ich Dich sündlich beleidigen, weil ich Dich heiß begehre, in der Ferne, meine Freundin, — da kann ich Dich anbeten!" —

Siebentes Capitel.

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden;
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst diesen Geist Du verwenden?

Kinkel.

Wilhelm von Itzstein war mit seinem Begleiter in das Haus seines Vaters zurückgekehrt.

Madame Wohlgemuth lebte seit dieser Zeit allein mit ihrer jüngsten Tochter und den Erinnerungen an ihre fernen Lieben.

Louise stand in fleißigem Briefwechsel mit Frau von Treufeldt und ihrer Tante Sophie, und auch Vetter Wilhelm schrieb ihr oft, durch eine fremde Hand freilich, aber diese Briefe machten dem jungen Mädchen dennoch Freude; denn sie waren Zeugen von der tiefen Anhänglichkeit des Blinden an Sie

und von seinem ernsten Streben, mit der Welt und seinem eignen Herzen ins Reine zu kommen.

Louise arbeitete viel und angestrengt. Sie mußte das. Die Pachtgelder aus Rußland kamen unregelmäßig ein und waren oft so gering, daß an ein Auskommen mit diesen Mitteln, bei den immer noch sehr kostspieligen Gewohnheiten der Mutter, nicht zu denken war. Louise schränkte daher alle Bedürfnisse des Haushaltes aufs äußerste ein, fertigte Wäsche und Kleidung für sich und die Mutter ohne fremde Hilfe an und bestrebte sich besonders aus dem kleinen Garten einen möglichst großen Ertrag zu ziehen. Dazu aber gehört Arbeit. Nur den Fleißigen beschenkt die mütterliche Erde mit den Schätzen, die ihrem Busen entkeimen; für den Unthätigen trägt sie immerfort noch Dornen und Disteln nach dem Fluche Jehovahs.

Für Louise war die Arbeit eine Zerstreuung. Es lagen auf ihrer jungen Brust der Leiden und Bekümmernisse so viele.

Das Schicksal von Vater, Schwester und Verlobten bekümmerte sie täglich mehr und nach kurzer Zeit wurden auch die Briefe des Blinden düster und trugen einen Charakter, der die arme Louise nothwendig betrüben und ängstigen mußte.



Was es eigentlich sei, das die finsterste Schwermuth in seiner ohnehin düstern Seele erregte, konnte Louise nicht aus seinen Schreiben erkennen, offenbar that er sich Gewalt an, ihr Thatsachen und Begebenheiten zu verschweigen, die er ja nur durch die Hand eines Dritten hätte mittheilen können, und vor diesem Dritten, nicht vor ihr, schien er sich zu scheuen.

Der Winter nahete, ein trauriger einsamer Winter für das junge Mädchen, dem die Pflicht oblag, die Mutter zu zerstreuen und zu erheitern, einen Haushalt zu führen und zum Theil zu unterhalten durch den Ertrag ihrer Arbeit. Dazu lag ein Elend, eine Düsterheit über dem Lande, die schwer auf jedes einzelne Herz einwirken mußte.

Man sprach von Krieg, von einem Kriege Frankreichs gegen Rußland, bei dem Preußen gezwungen war, dem verhaßten Bedrücker Soldaten zu stellen, freien Durchzug zu gestatten und, mit einem Wort, als sein Freund und Alliirter zu erscheinen.

Im preußischen Heere herrschte eine eigne gespannte, verzweifelte Stimmung. „Wenn der König mit Napoleon halten muß," erklärten mehrere junge Officiere im Kreise ihrer Familien, „so gehen wir zu den Russen über, denn wir wollen und wir können nicht unter den Fahnen unseres bittersten Feindes fechten."

Fritz Treufeldt war immer noch auf dem kleinen Kaperschiffe des Capitain Talimor, das allmählig anfing bekannt zu werden und sich einen gewissen spukhaften Ruf zu erwerben. Von Zeit zu Zeit erhielt seine Mutter Nachricht von ihm durch die seltsamsten Boten. Bald brachte ein Schiffer von einem Oderkahn ihr einen Apfel oder eine Nuß, in dem sie einen Brief von ihrem Sohne fand, bald kamen bettelnde Juden oder Zigeuner, die in Form von Wahrsagungen ihr mündliche zuverlässige Mittheilungen über den Fernen machten, und immer war Louisens dann gedacht und die Bitte eingeflochten, die Braut von seiner Liebe und Treue so wie von seinem dauernden Wohlsein zu benachrichtigen.

Im Frühling 1812 ward es zur Gewißheit, daß Preußen, im widernatürlichen Bunde mit seinem Unterdrücker, das Schwert gegen Rußland ziehen würde, und im Juni schon begannen die ungeheuern Truppenzüge, die sich, ein ununterbrochener Strom von Männern, von den Ufern der Seine nach den Grenzen Rußlands ergoßen. Schöne, wackere, ritterliche Krieger, diese Franzosen! Wer sie noch gesehen hat, diese gebräunten Heldengesichter, aus deren Augen Muth und Selbstvertrauen blitzte, der wird sicherlich an sie mit wehmüthiger Theilnahme denken. Wie oft stand

Louise am Fenster und sah die neu einrückenden Truppen vorüberziehen; mit der leisen Hoffnung, einmal die schöne Gestalt des Grafen St. Albans und in seinem Gefolge ihre arme Schwester zu erblicken.

Mehr als ein armes Weib in ähnlichen Verhältnissen, wie sie Lydia sich erwählt hatte, begleitete den ungeheuern Heereszug. Oft waren es freche Geschöpfe, die mit Ostentation in ihrer Persönlichkeit alles Widrige der gefallenen entehrten Weiblichkeit zur Schau trugen. Hin und wieder fand sich aber auch eine, in deren Brust der Engel weinend noch fortlebte und die ihren tiefen Fall durch die Tiefe ihrer Liebe vor Gott entschuldigen konnte.

Madame Wohlgemuth sprach unverholen und ganz rücksichtslos ihre gründliche Verachtung gegen jede dieser Gefallenen im Kreise ihrer Bekannten aus, ohne in dem mitleidigen Lächeln, in dem Achselzucken derselben eine Demüthigung für sich selbst zu finden. Der Himmel legt niemandem mehr auf als er ertragen kann und erweckt in den Herzen, den allzuschwer belasteten, Kräfte, von deren Existenz der unbetheiligte Zuschauer nichts ahnet. — In diesem traurigen Fall glaubte die unglückliche Mutter mit wahnsinniger Festigkeit an eine Ehe ihrer Lydia mit dem Manne, dem sie gefolgt, und würde denjenigen für einen Tollen

gehalten haben, der geglaubt, sie könne in dem Schicksal der verworfenen Frauen, die als Anhängsel der französischen Armee nach Rußland zogen, ein Spiegelbild des Schicksals und der Sitten ihrer Lieblingstochter sehen.

Anders war dieß mit Louise. Sie litt unbeschreiblich, unsäglich und kannte keinen andern Trost als Arbeit und Gebet.

In den Leiden ihrer Jugend, in den mancherlei Wechselfällen des Glückes, die ihr Loos gewesen, hatte sie mehr und mehr Ihn gefunden, den sie seit den Tagen der Kindheit gesucht. Oft war es ein Wort aus ihr völlig fremdem Munde, was ihr so recht deutlich das Walten der liebevollen göttlichen Vorsehung zeigte; manchmal wieder ein plötzlicher Sonnenstrahl, ein aus Wolken blitzender Stern, der Vers eines halb vergessenen Liedes, der in ihrer Seele lebendig werdend ihr Ruhe und Freudigkeit durch die Gewißheit gab, daß große Leiden oft durch kleine Tröstungen aufgewogen werden.

Wenn sie ihr ganzes Leben betrachtete, so mußte sie sich sagen, es habe dasselbe ihr trotz vielfacher Leiden dasjenige in reichem Maaße gegeben, wonach ihr Herz am meisten verlangt hatte: die Erkenntniß der steten Nähe Gottes, als eines liebevollen,



vorsorgenden, alles leitenden Willens und die als Kind oft so heiß ersehnte Liebe.

Inniger als Louise sind wenige Menschen geliebt worden. Auch die Mutter, die früher das unschöne Kind so gräßlich vernachlässigt, fand jetzt in der sanften, verständigen, thätigen Tochter ihr ganzes Glück, ihre einzige Stütze.

Madame Wohlgemuth wußte selbst nicht, wie tief und innig ihre Liebe zu Louisen sei. Sie zeigte sich von der, welche sie für Lydia fühlte, durchaus verschieden. Wenn die Mutter bei der ältesten Tochter alles hervorgesucht hatte, was dieselbe erfreuen, zerstreuen, verschönern konnte, wenn ihre Sorge, Lydia zufrieden zu stellen, sich allmählig bis zu einer Art von Furcht vor dem leichtesten Stirnfalten der Vergötterten gesteigert hatte, so erwartete sie dagegen aus Louisens Hand zuversichtlich alles das zu empfangen, was sie dort gegeben hatte. Sie empfand ein unbegrenztes, fast kindliches Zutrauen zu dem Verstande, der Thatkraft, dem Wissen und Wollen Louisens.

In Lydia's Abwesenheit hatte sie sich sehr bald schicken gelernt, Louisens Nähe konnte sie keine Stunde entbehren, so zwar, daß diese ihre weiten Spaziergänge einstellen mußte, weil sie die Mutter in Thränen fand, wenn sie zu lange ausblieb. — Daß unter

diesen Umständen an eine Reise nach dem lieben Weinberge der Frau Treufeldt oder an einen Besuch bei Tante Sophie, nicht zu denken sei, sah Louise natürlich ein und beantwortete die vielfachen Aufforderungen ihrer beiden fernen mütterlichen Freundinnen daher stets nur mit freundlichem Danke für ihre Güte. So gern sie auch Tante Sophie wiedergesehen hätte, so sehr es ihr Herzensbedürfniß war, die Mutter ihres Fritz kennen zu lernen, so verzichtete sie doch mit innerlichster Freude darauf. Ihre Mutter, ihre theuere Mutter, nach deren Liebe sich ihr kindliches Herz so oft und so heiß gesehnt, bedurfte ihrer, sie war ihr unentbehrlich, und der Besitz der mütterlichen Liebe war ihr ungefähr eben so werth wie eine Last selbsterworbenen Geldes, die der Besitzer mit Aufbietung all seiner Kräfte in seine Heimath trägt.

Louise gehörte zu jenen beglückten Naturen, die scharf beobachten und dennoch mild urtheilen.

Die Fehler und Schwächen ihrer Mutter waren ihr nicht unbekannt, sie stand dazu in jeder Beziehung zu hoch über der schwachen Frau, aber selbst in diesen Fehlern verstand sie die gute und treffliche Wurzel zu erkennen, aus der sie als unbeschnittene und oft reizend blühende Ausläufer gekeimt.

Sie arbeitete mit Ernst an sich selbst; wer dieß



nur einmal gethan, weiß, wie schwer das Ablegen eines Fehlers wird, und hat daher heiliges Mitleid mit den Fehlern seiner Umgebung, selbst wenn sie von den eigenen verschieden sind.

Tugendhafte Menschen, das heißt solche, die nach Vervollkommnung mit Bewußtsein streben, sind naturgemäß die mildesten Richter; nur wer nie in die eigene Brust schaute, verdammt andere ohne Mitleid und Verständniß.

Neben ihrer Mutter war Louise nicht bloß ein liebliches Mädchen, eine gute freundliche Tochter, sie war, wie wir uns die Schutzengel vorstellen, ein Wesen höherer Art, das doch vollkommene Einsicht und die liebevollste Theilnahme für das geringere Geschöpf fühlt und keinen Augenblick sich seiner erhabeneren Natur mit lieblosem Stolz bewußt wird.

So lebten sie mit einander, in einander, die beiden schutz- und freundlosen Frauen, deren Leid jetzt auch noch durch die Last der Armuth vermehrt wurde; denn seit der Kriegserklärung zwischen Frankreich und Rußland hatten die Zahlungen des Fürsten Subov aufgehört.

Louise arbeitete, wie ein altes Sprichwort sagt, aus einem Licht ins andere. Ihr scharfer Verstand hatte sie frühe gelehrt, daß Zeit Geld sei, und sie

verstand die ihrige so zu verwerthen, daß der Mangel der kleinen Häuslichkeit ferne blieb.

Die Durchzüge des französischen Militärs eröffneten ihren fleißigen Händen so manche Erwerbsquellen. Sie fertigte die Goldstickereien für die glänzenden Uniformen an und bald half ihr die Mutter, die selbst eine geschickte Stickerin war, recht fleißig und fand Vergnügen und Zerstreuung an der Arbeit.

Freilich war sie jetzt keine junge vornehme Dame, die in glänzender Equipage spazieren fuhr! Sie war ein armes Mädchen, das von der Hand in den Mund lebte, aber dieß Verhältniß ersparte ihrem Herzen so manche bittere Kränkung.

Sie durfte nicht in Gesellschaften erscheinen, in denen die französischen Officiere, trotz ihrer nationalen Liebenswürdigkeit, durch ihre bloße Gegenwart das Herz eines Deutschen schwer machten. Sie durfte nicht, bei Frau Consul Strombeck und ähnlichen Damen, Nachfragen über ihre Schwester mit bebender Stimme beantworten.

Sie lebte ihren Pflichten, ihrer Mutter, ihren Erinnerungen, und ihr stets waches Gottesvertrauen erhielt in ihrem Herzen auch die Hoffnung lebendig.

Wo Fritz jetzt sei, wußte sie nicht. Frau Tren-

selbst hatte auch schon längere Zeit keine Nachricht von ihm und so blieb denn der Mutter und der Braut nichts übrig als für den Entfernten zu beten.

Während alles noch in Preußen wimmelte von französischen Soldaten, verging der Sommer des Jahres 1812. Louise hatte lange keine Nachricht von Frau Sophie Wohlgemuth erhalten und empfing mit herzlicher Freude endlich einen Brief, der die Handschrift der Theuern zeigte.

Mit vor Eil fliegender Hand öffnete sie ihn und las:

„Meine Louise!

„Mein theures Kind!

„So ist denn nun der Schlag gefallen, den wir so lange mit Beben erwarteten. Es ist geschehen und — ich gestehe, mir ist wohler als je.

„Meines theuern edelherzigen Gatten Geschick hat sich erfüllt, er wird darunter nicht erliegen und freudig helfe ich ihm tragen.

„Erschrick nicht, meine liebe Freundin, wenn nun bald durch Zeitungen und auf andern Wegen die Nachricht zu Dir gelangen wird, der Bruder Deines Vaters habe an der ihm anvertrauten Kasse einen ungeheuern Unterschleif gemacht.

„Mein Gatte ist eben wie Dein Vater ein Opfer seiner Treue.

„Die fehlenden Gelder, eine Summe von mehr als 150,000 Thaler, hat er auf Befehl der Königin Louise, die nun ein Engel Gottes ist, allmählig und gegen Quittung des Präsidenten von Itzstein, zur Ausrüstung und Unterhaltung des Schill'schen Corps hergegeben.

„Er handelte, wie seine anbetende Verehrung für die hohe Frau es ihm befahl, und fällt ohne Klage und Verrath; nur vor das Auge des Königs hat er sich erlaubt, die Quittungen des Präsidenten zu legen. Daß ihn dieß vor einer Verurtheilung, vor einer entehrenden Strafe nicht schützt, versteht sich ohne Frage; die Zeiten sind von der Art, daß selbst unser gütiger und edelherziger König verläugnen muß, was dem Machthaber des Augenblicks widerstrebt. — Es ist nicht anders, kann nicht anders sein, Gottes Wille geschehe!

„Ich habe jetzt und seit der ganzen Zeit, da mein armer Mann die schwere Last des unglücklichen Geheimnisses in seiner Brust trug, oft Grund gehabt, mein Schicksal zu segnen. Er hat mir volles Vertrauen geschenkt und hat meine Tröstungen mit dank-

barem Herzen angenommen, hat in meiner Liebe Beruhigung und Glück gefunden.

„Meine Louise, dieser Mann war nicht meine erste Liebe. — Er, dem meine frühesten Gefühle gehörten und der mein junges Herz verließ, starb den Heldentod und ruht in seinem blutigen Grabe. Längst habe ich ihm vergeben! Wohl mir, daß ich jetzt die Gelegenheit habe, meinem theuern Gatten zu zeigen, wie dankbar, wie treu ergeben ich ihm bin. Gott lob, es gibt kein Verhältniß, keine Strafe, die eine liebevolle Frau ganz von dem Gatten scheiden könnten.

„Du, meine liebe Louise, jugendliches Herz, das schon so schwer geprüft ward, nimm auch diese neue Prüfung hin mit Gottesvertrauen und Geduld und lerne aus ihr von Neuem, daß selbst der Verlust der bürgerlichen Ehre, obgleich der schwerste aller irdischen Verluste, leicht zu ertragen ist, wenn man ein unbeflecktes Bewußtsein und ein Menschenherz behält, welches liebend mit uns vereint dem Schlage des Geschicks die Stirn bietet.

„Gott segne Dich, mein theures Kind!

Sophie Wohlgemuth.“

Louise legte zitternd und mit thränenschweren Augen diesen Brief aus der Hand.

Es war ein neuer bitterer, sehr bitterer Tropfen in dem Kelche ihrer Leiden, den sie oft schon bis zum Rande gefüllt wähnte, aber ach es war nicht der letzte, der sie treffen sollte.

Furchtbare Gerüchte über den Bankdiebstahl ihres Onkels drangen bis in ihre Einsamkeit und erfüllten ihr Herz mit Kummer.

Es trug nicht wenig zur Verschärfung desselben bei, daß die Mutter, den Zusammenhang dieser betrübenden Angelegenheit durchaus nicht begreifend, in Schmähungen über den Schwager ausbrach, der eine bisher ehrenwerthe und hochgeachtete Familie in Schande und Schmach gebracht.

Vergebens bemühte sich Louise, der aufgeregten Frau in Erinnerung zu bringen, daß ja auch der eigene Gatte wegen Unterschleifs bestraft und doch ein ehrlicher und ehrenwerther Mann sei. „Das war was anderes, was ganz anderes, liebes Kind, das verstehst Du nicht zu beurtheilen und besinnst Dich gar nicht so recht darauf; aber ich, ich weiß es besser, habe ich doch selbst die Goldrollen, die mein rechtschaffener Mann dem Könige rettete, wochenlang in der Tasche getragen. Die Franzosen nahmen Deinen Vater gefangen, weil er unserm Könige treu diente, der

Schwager aber hat ja die Kasse angegriffen, Herr Gott, wie konnte er das nur thun, wie war es ihm nur möglich," sagte Madame Wohlgemuth täglich.

Louise sah endlich ein, daß es am besten sei, die Mutter ihren Schmerz in ihrer eigenen Weise aussprechen und überwinden zu lassen. Sie selbst hielt in ihrer Zurückgezogenheit ihre Seele frei von dem bittern Gefühl, was die Härte der leicht verurtheilenden Welt in ihr wahrscheinlich erregt hätte, wenn sie sich nicht mit aller Kraft ihrer Seele an Gott gewendet, sich mit ihren Schmerzen ihm, dem Allgegenwärtigen, gleichsam in die Arme geworfen hätte.

Dein Wille geschehe! Dieß schöne, dieß in allen Lebenslagen so ganz ausreichende Gebet erfüllte, eine einzige goldige Wolke, ganz und gar das kindliche Herz der Jungfrau. Es durchströmte ihr Ich wie ein electrisches Fluidum und gab ihr eine Kraft und eine Ruhe, die wunderbar erscheinen mußten, wenn man die zarte Empfindlichkeit ihres Ehrgefühls kannte.

Auch von Berlin her verbreiteten sich eigenthümliche und schreckliche Gerüchte.

Der Präsident von Itzstein sei kassirt und plötzlich, wahrscheinlich durch die eigene Hand, gestorben, flüsterte man sich zu und Louise vernahm das und wußte es zu deuten, und fühlte sich nicht überrascht, als eines

Abends Vetter Wilhelm, geführt von einem kleinen häßlichen Buben bei ihr eintrat.

„Du hast mich erwartet, Louise," sagte der Blinde ihre Hand ergreifend — „ich weiß, Du hast mich erwartet, und — da ist der blinde Bettler und fordert sein Almosen aus Deiner lieben Hand."

Der Unglückliche war schrecklich verändert seit ihrer Trennung, sein abgemagertes gelbbleiches Gesicht sah unbeschreiblich furchtbar aus, und während er sich niedersetzte, rollten die weißen Kugeln seiner Augen in ihren Höhlen hin und her, und seine kräftigen Hände bebten und zitterten.

„Mein Vater ist also hinüber gegangen," sagte er dumpf. „dahin, wohin wir alle über kurz oder lang müssen, ins ruhige schmerzlose Reich des Nichts. Wohl ihm! Er war ein Betrüger — die Handschrift der Königin Louise, mit der er den Bruder Deines Vaters und den Enthusiasten Schill ins Verderben lockte, war nachgemacht. Von dem Gelde, das Wohlgemuth ihm auf seine Quittungen für das Schill'sche Corps zahlte, hat der Major nicht den dritten Theil erhalten, was verstand der kühne Parteiführer von diesen Dingen. Wohin die ungeheueren Summen gegangen, die seit zehn bis zwölf Jahren von meinem Vater verbraucht sind — ich weiß es nicht. Meine Mutter,

meine arme an Ueberfluß gewöhnte Mutter — sie dauert mich. Sie hat einen Sohn, einen einzigen, er ist zwar nur ein elender Blinder, aber seine Kraft gehört ihr! für sie will ich arbeiten, ihretwegen kann ich das Leben ertragen. Berlin aber ist mir verleidet, so bin ich denn hergekommen zu Dir, Louise! ich werde hier unter Deinen Augen, unter Deinem Schutz, in Deiner heiligenden Nähe mein erstes Conzert geben. Einem Sohn, der für die Erhaltung seiner Mutter arbeitet, muß es ja gelingen, nicht wahr, Louise?"

„Gewiß, Vetter Wilhelm, Gott segne Sie für ihren Entschluß, er ist Ihrer würdig," sagte das Mädchen.

Ein Schimmer von Glück flog über das Gesicht des Blinden. „Diese Worte, gerade diese hab' ich aus Deinem Munde zu hören erwartet. Du wirst mir auch helfen, die Einrichtungen für mein Conzert treffen, Du wirst mir rathen, was ich singen soll, Du wirst — Louise, ich wage das von Dir zu fordern — Du wirst mitsingen."

„Gewiß Vetter, wenn Sie es wünschen, Sie sind mein Lehrer, mein Freund und Verwandter, und es wird mir möglich sein, meine natürliche Schüch-

tenheit zu überwinden, wenn ich Ihnen dadurch einen Dienst leisten kann."

„Das wäre denn abgemacht," sagte Wilhelm, „eine Frage nun noch, liebe Cousine; kann ich einen Theil meiner früheren Wohnung gegen einen entsprechenden Theil der früheren Miethe beziehen?"

Es fiel Louisen auf, daß Wilhelm sie Cousine nannte, in früheren Zeiten hatte er das nie gethan.

Leider konnte sie auf sein Verlangen nicht eingehen. Die Wohnung, die er gehabt, war längst vermiethet; ein französischer Proviant-Commissär bewohnte sie; aber ein anderes Stübchen im Hause konnte sie ihm möglicher Weise einräumen, ihr eignes, wenn sie sich zu dem Opfer entschloß, es aufzugeben, und freundlich sagte sie, daß das ihm zu Gebote stünde.

„Ich danke Dir, meine Cousine, von ganzem Herzen danke ich Dir," entgegnete er lebhaft, „und ich nehme das Opfer an, das Du mir bringst. Meine wenigen Sachen liegen unten. Der Knabe hier, mein jetziger Führer, seit der Magister ein Prediger geworden, hat sie gleich von der Post mitbringen müssen."

Er ging und Louise beeilte sich ihre Mutter auf die Anwesenheit des Vetters vorzubereiten.

Madame Wohlgemuth war außer sich darüber. Sie wollte von dem Sohne des Betrügers nichts wissen, der Gedanke, daß Louise, ihre Tochter, in einem öffentlichen Entreeconzerte singen wolle, schien ihr undenkbar, unglaublich, Louise, die Schwester einer Gräfin.

Wie immer aber, so auch jetzt, gab die gutmüthige Frau nicht den verständigen Argumenten, sondern den sanften herzinnigen Bitten ihrer Tochter nach, und so war denn der blinde Vetter mit seinem kleinen Führer wieder Familienmitglied in der kleinen Haushaltung, die Louise führte und größten Theils durch eigenen Fleiß ernährte.

Der Conzerttag kam heran.

Die Zettel waren gedruckt und zu Louisens nicht geringer Freude wurden so viel Billets verkauft, als der Saal des goldenen Löwen nur immer Personen fassen konnte.

Die Neugierde trieb die Einwohnerschaft des Städtchens, der natürliche Wunsch sich zu zerstreuen die Officiere der französischen Besatzung zu der angekündigten Abendunterhaltung.

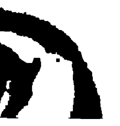
Wilhelm begann sich mit allerlei sanguinischen Vorstellungen zu schmeicheln, als er die Einnahme überzählte, die sich nach Abzug der Kosten auf 150 Thaler belief.

Vor seinen verdunkelten Augen schwebte in der Ferne die Perspective von künstlerischem Ruhm, von selbsterworbenem Vermögen, von der Möglichkeit, Louisen, die seit Monaten keine Nachricht von ihrem Verlobten hatte, doch noch zu erringen und mit ihr ein glänzendes Künstlerleben zu führen. — Er fing mit einem Worte an, die Freuden der Arbeit fürs tägliche Brod zu genießen, die freilich, wie alle Lebensfreuden, ihren bittern Beigeschmack haben; ist dieser aber erst überwunden, so sind es für einen phantasiereichen Menschen sehr große, sehr echte Freuden, und das war der Blinde im hohen Grade.

Am Conzertabend erschien er tadellos gekleidet, eine kräftige stattliche Männergestalt in Louisens Zimmer, die freudig erschrack über den Hauch von Glück und Freude, der in seinem ausdruckvollen Gesichte lag.

Er legte die Hand auf Louisens Locken, befühlte die Stoffe ihres Kleides und forderte dann eine detaillirte Beschreibung ihres Anzugs von ihr.

„Ich sage Ihnen, Vetter," antwortete Madame Wohlgemuth für ihre Tochter, „sie ist heute beinahe eben so schön als ihre Schwester. Sie versteht sich auch zu kleiden, so gut wie Lydia, meine liebste Louise, nur daß freilich ihr Anzug nicht gar viel kostet. Sie



hat ein weißes feines Mousselinkleid an und keinen andern Aufputz dazu als nur schwarze Schleifen im Haare, aber es sieht so vornehm und fein aus, und dann sind's die preußischen Nationalfarben, sie ist ein kluges und ein schönes Mädchen, meine Louise."

Der Blinde nickte ernst der Mutter Beifall zu, nahm Louisens Arm und ging mit ihr zu dem harrenden Wagen.

Ihr Herz schlug beklommen. „Was ist nun!" sagte sie sich selbst, als sie aus dem kleinen Thürfenster des aufs Orchester führenden Zimmers auf die Masse des Publikums blickte, das Kopf an Kopf den Saal erfüllte. „Ich trete diesen Menschen mit meiner geringen Kunstfertigkeit nicht aus Uebermuth, nicht aus Eitelkeit und albernem Selbstvertrauen entgegen! Schlimmsten Falles kann ich auch mißfallen. — Für das Fortkommen, auf das Bitten eines Freundes und Verwandten, muß auch ein Weib den Muth haben, sich in einer erlaubten und rechtlichen Sache dem Mißfallen auszusetzen. Vorwärts mit Gott! in alle Wege sichert dieß erste Conzert meinem armen blinden Vetter und seiner verwitweten Mutter das tägliche Brod für ein Paar Monate."

Die Ouverture des Don Juan, welche von

einem guten Orchester als Einleitung gespielt worden, war geendet.

Der Blinde, Louisen am Arm führend, betrat durch die Thür, an der sie gelauscht, die erhöhte Orchester-Tribüne. Aller Augen hingen erwartungsvoll an den schönen Gestalten der beiden Menschen.

Als sie näher vor die Lampen traten, erhob sich im Publikum ein Geflüster, das halb dem Liebreiz Louisens, halb der furchtbaren Entstellung des Blinden galt.

Die Musik des Accompagnements begann.

„Wenn mir Dein Auge strahlet," intonirte Louisens herrliche silberreine Stimme, und sie selbst wunderte sich über den vollen Klang derselben in dem schönen Raum, und der Blinde erröthete vor Freude und strengte alle seine Kraft an, um seiner geliebten Schülerin nicht nachzustehen.

Der Gesang beider war schön und wirkungsvoll, aber lauter und lauter flüsterte man im Publikum, daß das Gesicht des Blinden gräßlich und das Verdrehen seiner Augen beim Gesang wahrhaft furchtbar sei.

Die beiden Sänger traten ab und das Publikum horchte der Instrumentalmusik.

Im Nebenzimmer wartete ein Postbote mit



einem recommandirten, mit „Citissime“ bezeichneten Brief an Herrn Wilhelm von Itzstein.

Er war schwarz gesiegelt.

„Lies mir schnell vor, was er enthält,“ sagte der Blinde.

„Nicht jetzt, nach dem Conzert, Vetter, Sie müssen Ihre Stimmung zu erhalten suchen.“

„Meinetwegen, Louise, ich will warten, wenn Du, meine Holde, es so recht findest.“

Wenige Minuten darauf trat er von Neuem vor die Lampen, dießmal allein. Er trug ein Instrument von eigner Erfindung, eine neunseitige Guitarre, im Arm, verbeugte sich und präludirte.

Er hatte sich zu diesem Vortrag eine Bürger'sche, von Zumsteeg componirte Ballade gewählt, ehe er aber noch zu singen begann, war es ihm, als ob aus dem Publikum einige Stimmen „tournez“ riefen.

Er beachtete diesen Ruf nicht, obgleich er ihn frappirte. „Was sie nur haben mögen, diese albernen Krähwinkler,“ sagte er zu Louisen zurückgekehrt, „wer oder was soll sich nur umwenden?“

Ein eisiger Schreck zuckte durch ihre Glieder. Der Blinde wußte nicht, wie entsetzlich sein Gesicht aussah, wenn er sang, sie aber, großer Gott, sie wußte es nur zu wohl und hatte schon vor dem Con-

zerte daran gedacht, welchen Eindruck dieß auf ein wenig nachsichtiges Publikum machen möge. Zu der nächsten Piece mußte sie wieder hinaus.

Wilhelm begleitete auf dem Klavier ihr die Zelter'sche Composition des Monologs der Maria Stuart. Er saß dabei vor dem Flügel, das Notenblatt verdeckte sein Gesicht.

Das Publikum war so still, daß auch nicht das Säuseln eines Athemzuges die schöne Musik zu beeinträchtigen schien, als aber Louise mit jenen vier sehnsuchtsbangen, hoffnungsfreudigen Zeilen:

Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich auf in den rettenden Kahn.

geschlossen hatte, brach ein so ungeheuerer Beifallssturm aus, daß die Wände des Saales zu beben schienen.

Die anwesenden Franzosen schrien beseelt laut und anhaltend da capo, die beiden Künstler flüsterten mit einander und obgleich es ihr schwer ward, genügte Louise freundlich dem Wunsche des Publikums. Als sie abtrat, war sie so ergriffen, daß sie zitterte und sich auf Wilhelms Arm lehnen mußte. Da sie nichts mehr vorzutragen hatte, so bat sie den Vetter, es ihr nicht übel zu nehmen, wenn sie sogleich nach Hause führe.

Schmeichelnd und dankbar küßte er ihre Hände; „geh nur, liebes Herz, geh und erhole Dich," flüsterte er und setzte hinzu, „das Publikum von Pferden und Kameelen hat eine Frechheit, die ihres Gleichen nicht kennt."

Sobald sie weggefahren, zog er, die neue Orchester-Musik, die ihm im Augenblick Ruhe gab, benützend, den Brief hervor, gab ihn seinem kleinen Diener und sagte: „Sieh nach, von wem er ist."

„Da unten steht: ergebenster Doctor Hermstädt."

„Der Doctor;" sagte Wilhelm betreten, „was schreibt er? lies sogleich."

Der Junge las stockend und monoton:

„Euer Hochwohlgeboren

die betrübende Anzei - ge, daß heute am 18. September Ihre Frau Mut - ter in Folge ei - nes Schlag - flußes zur ewi - gen Ru - he ge - gan - gen; das letzte Wort der Ver - ewig - ten war der Wunsch Sie sehen zu können. Gott tröste Sie, an mir werden Sie in allen Le - bens - la - gen einen Freund haben, verlassen Sie Sich darauf.

Mit Theilnahme

Ihr ergebenster

Doctor Hermstädt."

Der Blinde hatte schweigend zugehört. Mit

dem Tode der Mutter gewiß für ihn das letzte Liebesband der Erde.

Wie gewöhnlich im Menschenleben, so auch bei ihm, glich jeder Schmerz einer vor die Sonne tretenden Wolke, die auf einige Zeit dem ganzen Landschaftsbilde seinen Glanz und Schimmer raubt.

Noch vor wenigen Minuten hatte er an die Möglichkeit geglaubt, sich Louisens Besitz erringen und mit ihr ein Künstlerleben sichern zu können. Verstimmt hatte es ihn schon, daß die Schwäche ihrer Brust ihm bewies sie werde nie eine große Conzert-Sängerin werden können; der Tod der Mutter verdüsterte seine ganze Seele so, daß er das Geräusch im Conzertsaale eine Weile außer Acht ließ.

Endlich ward er inne, daß das Publikum ihn erwarte.

Er nahm seine Guitarre und trat hinaus. Schon bei seinem Vortreten empfing ihn lauter Lärm, indem er die Worte:

„Entsetzlich! grauenvoll häßlich!" deutlich unterscheiden konnte.

Er machte seine Verbeugung und stellte sich vor die Lampen, den Moment der eintretenden Stille erwartend, um zu beginnen. Endlich ward ihm das möglich, er griff in die Saiten und begann das Prälu-



blum, als ihm plötzlich wieder der Ruf: „Umkehren, tournez!“ in die Ohren tönte.

„Gilt das mir?“ fragte er mit lauter Stimme, der man die ungeheure Aufregung nicht anhörte.

„Ja! Ja! Oui Monsieur!“ scholl es von allen Seiten und eine dröhnende Stimme rief: „Sie sehen keineswegs schön aus, wenn Sie singen, mein Herr!“

Ohne ein Wort zu sagen, wandte Wilhelm von Itzstein dem Publikum den Rücken, griff in die Saiten und sang, statt des im Programm angekündigten Ständchens aus Don Juan, ein Lied, dessen Worte und Musik von der Furchtbarkeit des Augenblickes ihm eingegeben wurden, ein wildes herzzerreißendes Abschiedslied. Niemand verstand genau die Worte des Textes, aber die Musik griff auch die Nerven der kräftigsten Hörer an.

Er sang wenige Minuten, schloß mit einem gellenden Akkorde und ging bis zur Thür, wo er sich umwendend dem Publikum noch einmal sein Gesicht zeigte.

Es glühte und die tiefen Furchen der Blatternarben zeigten sich darin als leichenfarbige Streifen und Zacken. Er warf mit einer wilden Bewegung die blonden Locken aus der Stirn, rollte die weißen Augäpfel, ergriff seine Guitarre beim Halse und zer-

schmetterte sie an der nahen Wand, dem Publikum die in seinen Händen zurückgebliebenen Stücke zuschleudernd.

So ging er hinaus, rief hastig seinen kleinen Führer und ließ sich von ihm an die Eingangsthür bringen, aus der eben in eigenthümlichem Schweigen das Publikum nach Hause strömte.

Er nahm die Cassette, in der das Geld lag, welches das Konzert ihm gebracht, schleuderte die Silberstücke mit vollen Händen in die dunkle Straße und sprang dann mit der Wildheit eines Tigers in den Wagen, den Louise ihm zurückgeschickt.

Der Kutscher wollte ihn nach der Wohnung der Madame Wohlgemuth fahren, aber er rief ihm zu: „Umkehren, tournez, tournez, hinaus nach dem Wasser, dort hab' ich heute Abend mein letztes Geschäft.“

Der Mann fuhr bis dahin, wo der Fahrweg sich mit dem kleinen Fußsteig vereinigt, der nach der Bank unter der Eiche und nach dem Wasserfall führt.

Hier stieg Wilhelm von Itzstein aus und ging festen Schrittes nach dem kleinen Sitze, auf dem er einst Louisens entscheidendes Wort gehört.

„Soll ich warten, gnädiger Herr?“ rief ihm der

Kutscher nach, erhielt aber keine Antwort. — — Der Mann wartete ein halbe Stunde, eine Stunde. Es regnete, der Wasserfall brauste, der Wind heulte, die Pferde schüttelten sich.

„Will nachsehen, wo dieser blinde Mensch geblieben," sagte der Kutscher, „'s ist hier herum bei Nacht und Nebel für Menschen und Vieh graulich." Er suchte und rief, nichts war von dem Blinden zu sehen und zu hören, auf der Bank unter der Eiche aber stand sein feiner Hut, darin lagen die Handschuhe und ein seidenes Taschentuch.

Das Wasser brauste, der Wind heulte, der Herbstregen plätscherte nieder, keine Menschenstimme war rings hörbar als der Kutscher, der den Namen seines verschwundenen Passagiers in die wilde Nacht hinaus rief.

Als die Glocken auf den Thürmen der Stadt Mitternacht verkündeten, fuhr der Mann fröstelnd, seltsam verängstigt und aufgeregt nach Hause und zeigte den Vorfall sogleich auf dem Polizei-Amte an.

Am andern Morgen fand man unten im Thale des Pulvergrundes die Leiche eines Mannes, an dessen zerschelltem Haupte man die Züge Wilhelms von Itzstein, die jeder Mensch in Elbing kannte, nur mit Schwierigkeit erkennen konnte, so furchtbar waren

sie durch den Sturz mit der Wasserflut zerstört. Die blonden Locken aber hingen noch, wenngleich mit Blut getränkt, über die zerschmetterte Stirn.

Die weinende Louise pflanzte auf dem Grabe des Unglücklichen noch im Spätherbst einen Rosenstock und säete Resedasamen in die weiche Erde.

Hatte er doch den Duft der Rose und Reseda allem andern Blumendufte vorgezogen, da er noch lebte. —

Achtes Capitel.

Ich habe Dich — das ist die Fülle,
Ich habe Dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Von Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder Deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied.

Freiligrath.

Der plötzliche gewaltsame Tod ihres Jugendfreundes machte auf das ohnehin von Leiden mancherlei Art schwer bedrückte Herz Louisens einen ganz besonders furchtbaren Eindruck.

Ihr Leben erschien ihr als von allen Seiten von trüben drohenden Wolken umgeben, nur der Gedanke an Fritz blieb ungetrübtes Sonnenlicht. Frei-

lich nicht ein solches wie es die glückliche Braut genießt, die täglich den Geliebten sehend, täglich mit ihm kosend, kein andres Hinderniß ihres Glückes kennt, als die noch unbeendete Ausstattung.

Wann sie ihm angehören würde — sie wußte es nicht, wie in jenem schönen lithauischen Liede mußte sie sich sagen:

Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
Dann säumt er nicht länger, dann eilt er herbei.

Sie wußte, daß die Geschicke der Welt leicht ihr eignes kleines Lebensglück in ihrem Riesensturze begraben konnten, aber das waren nicht die Wolken, die Louisens großes Herz vom Lichte ihrer Lebenssonne scheiden konnten.

Er lebte, liebte sie und war ihrer Liebe werth, während sie täglich, stündlich strebte, seiner und seiner Liebe würdiger zu werden.

Und die Zeit ging ihren ruhigen unmerkbaren Gang. Abend und Morgen bildeten einen Tag, wie die Bibel sagt, und jeder Tag Louisens war ausgefüllt durch Arbeit, verklärt durch Liebe, erleuchtet von heiligem Gottvertrauen.

Der Winter war früh und rauh gekommen. Louise und die Mutter schliefen, da sie sich aufs äußerste beschränken mußten, in einem Cabinete, das

von ihrem einzigen Wohnzimmer nur durch eine Gardine getrennt war.

Die Mutter hatte sich zeitig niedergelegt, sie fror und fühlte sich etwas unwohl. Louise blieb noch auf, um die schöne Goldstickerei auf einer Generals-Uniform zu beenden.

Die fleißigen Hände regten sich eifrig auf dem Rahmen und die goldenen Blumen und Eicheln mehrten sich, während Louisens Gedanken zu dem fernen Geliebten schweiften, von dem sie so lange, ach so lange nun schon, keinen Gruß der Liebe empfangen.

Der folgende Tag war ein Werktag. Louise saß, als der Morgen graute, noch am Stickrahmen, löschte aber das Licht und trat ans Fenster, ihre heiße fiebernde Stirn an den kalten Scheiben zu kühlen.

Sie sah, wie die Leute vom Lande im düstern Zwielicht des winterlichen Morgens auf Karren und Wagen die Straße entlang kamen und nach dem neuen Markte ihre Vorräthe brachten.

Der Frost hatte etwas nachgelassen, eine rauhe Schneeluft war dagegen eingetreten und der Wind fegte durch die Straßen. Sie sah den armen durchkälteten Landleuten, die sich frierend in ihre oft ziemlich dünnen Kleider hüllten, traurigen Herzens zu,



trat dann, an die Nothwendigkeit der eignen Arbeit denkend, zu ihrem Rahmen zurück und flüsterte halblaut vor sich hin:

„So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab."

„Doch unerbeten aus dem Schooße
Der Götter, fällt das Glück herab."

sagte eine liebe bekannte Stimme dicht neben ihr.

Zitternd, erschrocken blickte sie auf und sah in das Gesicht eines grauköpfigen, graubärtigen Fischers, der, die Kapuze seines Mantels halb über den Kopf gezogen, ihr einen Bastkober mit Fischen entgegen hielt.

In diesem Gesichte aber blitzten zwei schwarze liebe Augen tief und freundlich und hinter dem grauen zottigen Barte glänzten blendend weiße Zähne hervor und frische jugendliche kirschrothe Lippen.

„Fritz! mein Fritz!" sagte das Mädchen leise, fast tonlos und lag an seinem Herzen und die Angst und Sehnsucht, die in der letzten Zeit ihre Brust zerfleischt hatte, löste sich auf in selige Thränen.

„Endlich, endlich;" rief er, die lästige Verkleidung von sich werfend, „endlich bin ich nun wieder bei Dir meine Louise, mein Glück, meine Seligkeit.

Seit drei Tagen bin ich hier in der Gegend und schleiche bei Tag und Nacht um das Haus, ohne Gelegenheit zu finden, ungesehen oder mindestens unerkannt hineinzukommen."

Sie hatte ihr Köpfchen auf seine Schulter gelehnt. Ihre Körperkraft war gänzlich gebrochen. Sie fühlte die tödtliche Ermattung, fühlte neben dem stillen reinen Glück der Nähe des Geliebten das Verrinnen ihres Ichs, aller ihrer Gedanken und Gefühle in dem einzigen der innigsten Beruhigung.

„Mein Freund," sagte sie liebevoll, „mein Geliebter, mein Ritter, wie freue ich mich Deiner Nähe."

Er blickte ihr in die Augen und sah jetzt erst im vollen Tageslicht ihre tödtliche Blässe, fühlte das Zittern ihrer Hände und die feuchte Kälte ihrer Sammtwange.

„Um Gott, Louise, was hast Du, mein Mädchen? Du bist krank, sehr krank!"

„Ich bin nur müde, Fritz, und glücklich, unsäglich glücklich; ich denke, so muß der Tod kommen, wenn die Sorgen und Aengsten des Lebens beseitigt sind, wenn wir den Besitz des Gutes errungen haben, nach dem wir uns von Kindheit an sehnen, wenn die Arbeit unsres Daseins vollbracht ist."

„Schlafe," flüsterte er über sie gebeugt, „schlafe

an meinem Herzen, unter meinem Schutze, mein süßes Lieb."

Die Mutter trat in diesem Augenblick ein und bewillkommnete den Schwiegersohn freundlich und ängstigte sich wegen Louisens plötzlich eingetretener Hinfälligkeit.

„Sie muß schlafen, theure Mutter," entgegnete Treufeldt, „die bei der Arbeit durchwachte Nacht hat ihr Nervensystem abgespannt. Louise muß schlafen und ich muß mich verbergen, Mama; denn obwohl, wenn mich nicht alles trügt, die Zeit meiner Freiheit herannaht, so ist sie noch nicht erschienen. Noch bin ich der vogelfreie Adjutant Schills; der Offcier des verrufenen Kaperschiffes, auf dessen Kopf ein nicht unbedeutender Preis steht; der Schmuggler, der nicht nur verbotene Waaren, sondern auch verbotene Nachrichten über die streng bewachten Grenzen pascht. Mama, liebe Mama, Noth hat kein Gebot! verstecken Sie mich in Louisens Stübchen, dort werde ich wie Peter von Provence bei meiner schönen Magelona wachen. Trauen Sie, liebe Mutter, so weit auf meine Ehre und Männlichkeit?"

Madame Treufeldt trippelte etwas verlegen auf und ab.

„Es geht leider Gottes nicht anders," sagte

sie dann, „Sie müßten entweder im Holzstall oder in der kleinen Schlafstube eingeschlossen werden, ehe unsre alte Aufwärterin kommt, und Louise, sehen Sie, muß wahrhaftig schlafen, sie ist krank und ich fürchte, sie bekommt das Nervenfieber, das jetzt wieder so erbärmlich grassirt. Bleiben Sie eine Minute hier, bis das Kind sich niedergelegt hat, und dann setzen Sie Sich zu ihr in den Lehnstuhl; ich werde Euch eine gute Biersuppe bringen, und die schönen Fische hier im Kober, es ist — weiß Gott — ein Aal und ein Karpfen dabei, zu Mittag kochen."

Sie führte Louise, deren Knie ihr den Dienst versagten, hinweg und rief nach einigen Minuten den jungen Officier an das Bett des zitternden Mädchens, zu dessen Häupten sie den großen ledernen Armstuhl geschoben hatte.

Eine Minute lang glühten die Wangen des Jünglings im brennendsten Roth und seinen dunkeln Augen schienen electrische Funken zu entsprühen. Dann aber nahm er sich zusammen, ging zweimal im Zimmerchen auf und ab und setzte sich mit dem Ausdruck männlicher Würde in jedem Zuge des edeln Gesichtes an das Bett der Geliebten.

Louise legte ihre zitternde Hand in die seine. „Geh nicht von mir, Fritz, laß mich Dein liebes

Gesicht sehen, wenn der Schlaf meine Augen zudrückt, laß mich den Kopf auf Dein Knie legen — so — jetzt möcht' ich sterben!"

„Leben sollst Du so, mein einziges Herz, so an mich gelehnt, von meinem Arm gehalten, leben und glücklich sein. Kannst Du achten auf das, was ich sage?"

„Deine liebe Stimme hält meine Gedanken aufrecht, was Du sagst, kann ich verstehen, Fritz."

„Wohlan denn, mein Mädchen! gute, gute Nachricht. Die französische Arme ist aufgelöst. — Obgleich Napoleon bei Smolensk und an der Moskwa sich Sieger nannte, obgleich er als Sieger in der uralten Stadt Moskau einzog, ist dennoch sein Heer vernichtet, seine Macht für den Augenblick gebrochen. Der General Rostopschin hat Moskau anzünden lassen und obdachlos, ohne Nahrung, ohne Kleidung, von Kosakenschwärmen verfolgt, irrt der Rest der großen Armee durch das unwirthliche Land. — Schlaf ein, mein Lieb, eine neue Zeit ist im Werden, und aus dem Völkerkrieg, der sich jetzt vorbereitet, wird die Freiheit Deutschlands erwachsen und unter ihrem Schutze, will's Gott! das stille Glück unsrer Zukunft. Der Weihnachtstag, dem wir jetzt entgegen sehen, wird ein Tag des Glückes, der Freude sein. — Schlaf

nun, mein Mädchen, auch ich will schlafen, haben wir doch als Kinder einst so neben einander geruht; und so wahr Gottes Auge auf uns niedersieht, so wahr ich auf die Befreiung des Vaterlandes und auf das Glück Deiner Liebe hoffe, ich habe in allen wilden Stürmen meines bewegten Lebens mir an Leib und Seele die Reinheit des Knabenalters bewahrt. Der Gedanke an meine Mutter und der frühe Segen einer reinen edeln Liebe waren meine Schutzengel."

Louise drückte die Lippen auf seine schöne schlanke Hand und der Schlaf drückte ihr endlich die müden Augen zu, aber selbst schlafend fühlte sie die milde selige Sicherheit der Nähe des Geliebten.

Als sie erwachte fiel ein Strahl der abendlichen Wintersonne hell ins Stübchen und warf einen goldnen Reflex auf das reine edle Antlitz ihres schlummernden Freundes.

Die Mutter war in das Zimmer gekommen und hatte, mit leiser Hand den Vorhang öffnend, dem Lichte den Weg zu Louisens Auge gebahnt.

Mit einem seligen Lächeln erwachte auch der Jüngling und die lange stille Nacht lag nun zum ungestörten Plaudern vor der kleinen Familie.

Madame Wohlgemuth hatte bei Zeiten die

alte Aufwärterin entlassen, hatte den kleinen Flur, der zu ihren Zimmern führte, fest verschlossen, rückte dann die Läden vor das Fenster und verhing sie noch sorglichst, damit kein Lichtstrahl auf der Straße verrathe, daß die Familie anwesend sei. Sie hatte mit hausmütterlichem Eifer und alt gewohnter Gastfreiheit den saubern Tisch gedeckt und die Speisen aufgetragen, und drei glückliche Menschen saßen an demselben und erfreuten sich der Hoffnung auf eine beßre Zukunft.

Man trank auf die Heimkehr des Vaters das erste Glas des Weines, den die Mama aus dem hintersten Eckchen des Wandschrankes hervor holte, wo er manchen Tag gestanden, ein zurückgebliebener Rest aus bessern Zeiten.

Fritz erzählte von seinen Abenteuern auf dem Kaperschiffe, von seinen weiten Seereisen, die ihn seit ihrer letzten Trennung in die fernsten Meere geführt. Von seinem Aufenthalte in Odessa, seinen Bekanntschaften mit russischen Notabilitäten, die er zum großen Theile dem nicht unbedeutenden Einfluß seines Vetters, des Malers, verdankte, dessen Talent selbst dem Kaiser bekannt geworden war, so daß er schon seit längerer Zeit sich in Petersburg aufhielt, von

Seiten des Hofes beschäftigt wurde und sich Ruf und Vermögen erworben hatte.

In Graudenz, wo er zuletzt auf kurze Zeit einen Versteck gefunden, hatte Fritz den Bank-Direktor Wohlgemuth und dessen Gattin gesprochen und brachte von beiden die wärmsten Grüße. Das Ehepaar hatte sich im Unglück mehr und mehr zusammen gefunden. Seine Gattin, jetzt seine einzige und so liebevolle Freundin, war Wohlgemuths Glück und sein Trost. — Er war nicht mehr eifersüchtig auf ihre Erinnerung an den dahin geschiedenen Jugendfreund, und sie hatte einsehen gelernt, daß ein enthusiastischer Mann einen Stern am Himmel verehren kann, ohne deßhalb die Liebe und Anhänglichkeit seines Weibes zu unterschätzen.

Das Gespräch flog so zurück zu Freunden aus der Vergangenheit und eilte dann vorwärts in die hoffnungsvolle Zukunft.

Die Nacht entfloh wie ein Traum und es mochte Morgens vier Uhr sein, als auf der Straße, dicht unter den Fenstern des von Frau Wohlgemuth bewohnten Hauses, eine Katze höchst kläglich und erbärmlich miaute.

Fritz sprang auf. „Das ist mein Signal," sagte er, „ich muß nun fort, meine Louise, und Gott schütze Dich."

Das Zeichen wiederholte sich rasch hinter einander in verschiedenen Modulationen noch zweimal. Fritz hatte seine Verhüllung wieder vorgenommen.

„Leben Sie wohl, theure Mutter,“ sagte er, „wenn Sie mich jetzt wiedersehen, so wird es öffentlich geschehen. Gott mit Dir, mein geliebtes Mädchen, denke mein, bange Dich nicht nach mir und vertraue der Zukunft.“

Er schlüpfte die Treppe hinab, Madame Wohlgemuth sah ihn mit leichter Hand die Hausthüre öffnen, — die Erscheinung war entflohen! und Louise stand allein, betend, weinend, aber zufrieden und hoffnungsfreudig in ihrem stillen Zimmer.

Neuntes Capitel.

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End;
Da wird den Falschen genommen
Ihr unechtes Regiment.

Eichendorff.

Lebe wohl, Lebe wohl, mein Lieb,
Muß jetzt von Dir scheiden,
Einen Kuß, einen Kuß mir gib
Muß Dich heute meiden,
Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten,
Keine Frucht, keine Frucht für mich,
Kann sie nicht erwarten.

Uhland.

Die Franzosen waren aufgerieben von der Rauheit des russischen Klimas, von der Unwirthbarkeit des unangebauten Landes. Moskau lag, ein Trümmerhaufen, weit hinter der flüchtenden Armee, deren nächste Zuflucht die Grenze des preußischen Staates schien.

General York hatte capitulirt. Ueberall im Lande zeigte sich, wie tief eingewurzelt der Haß gegen die fremden Unterdrücker sei; denn selbst das Mitleid mit den namenlosen Leiden der unglücklichen,

flüchtenden, versprengten Armee reichte nicht aus, den lauten Jubel zu mäßigen, der sich überall, all überall Luft machte bei der Hoffnung auf Befreiung.

Louise, wie sehr ihr Herz auch für ihr Land fühlte, wie vielen Grund auch sie besonders hatte, den Sturz der Fremdherrschaft herbei zu sehnen, war doch viel zu sehr Weib, um nicht das tiefste Mitleid zu empfinden mit den Unglücklichen, die krank, zerlumpt, mit Wunden bedeckt, mit erfrorenen Gliedern sich durch die Straßen Elbings schlichen und als die Reste der großen französischen Armee bezeichnet wurden, die sie vor so kurzer Zeit noch, eine unzählbare Schaar heldenkühner, gesunder, schöner Männer, ihrem Geschick hatte froh und sorglos entgegen ziehen sehen.

Es waren leidende Menschen, gleichviel ob Freunde oder Feinde, und mit bewegtem Herzen, mit weinenden Augen, gab sie was nur irgend in ihren Kräften stand hin, um ein Theilchen des ungeheuern Elends zu lindern, wie klein das auch immerhin sein möge.

Es war ein rauher furchtbarer Januartag, als sie am Fenster stehend einen Bauernwagen bemerkte, auf dem ein Kranker lag, der den bleichen Kopf in das Stroh drückte und entsetzlich zu leiden schien.

Der Wagen hatte dicht vor ihrer Hausthür

halt machen müssen, weil ein Gedränge in der Straße ihn am Vorwärtskommen hinderte.

„Mutter, liebe Mutter," rief Louise, „sieh Dir das Gesicht an, scheint Dir's nicht bekannt? Sieh nur die Augen und die Stirn und — kein Zweifel, liebe Mutter, General Vattier liegt da in dem gräßlichen Schneegestöber vor uns, der Mann, der einstens unserm Vater Gutes erwies, den wir alle als einen milden, gütigen, großmüthigen Feind kennen; gestatte mir, daß ich ihn hier zu uns herauf nehme."

Madame Wahlgemuth hätte gern Einwendungen gemacht und begann auch mit manchem: „aber, liebe Louise. —"

Da die Tochter sie jedoch darauf aufmerksam machte, daß diese Einquartirung ihnen andere ersparen würde, daß der General vielleicht durch verständige Behandlung in kurzem genesen könne, und daß St. Albans, jetzt auch wahrscheinlich französischer General, vielleicht in einer andern Familie das Gute genießen könnte, was sie jetzt einem seiner Kameraden erwiesen, gab die gute Frau nach und ging mit ihrer Tochter hinab, sich dem alten Bekannten vorzustellen.

Der Bauer war sehr bereit seinen Kranken hinaufzutragen, konnte er dann doch hoffen, mit seinem Wagen heimkehren zu dürfen. Ein Paar Sackträ-

ger, die eben in der Straße das Gedränge vermehren halfen, faßten an und in wenigen Minuten lag der Leidende in einem reinlichen Bette in der kleinen Kammer neben der Wohnstube.

Louise wusch sein Gesicht mit Wasser und Wein, gab ihm zu trinken und versuchte nachzusehen, worin eigentlich seine Leiden beständen.

Großer Gott! der ehemals so kräftige, kluge, gütige Mann, war nun eine Ruine, ein Torso; Hände und Füße waren erfroren, seine Brust, in der ein ritterliches und gutes Herz schlug, eine einzige Wunde. Kein Elend konnte größer, furchtbarer sein.

Die weinenden Frauen schafften ihm jede mögliche Erleichterung, sie pflegten den Bewußtlosen als ob er ihr Bruder sei, aber sie konnten nichts mehr für ihn thun als seine Sterbestunde erleichtern.

Kurz vor seinem Tode fand sich sein Bewußtsein noch einmal ein, er erkannte seine freundlichen Pflegerinnen, er segnete sie und bat Louisen in sehr gutem Deutsch, sich als seine Erbin zu betrachten. „In dem Reste meiner Uniform," sagte er mit dem schwachen Versuch zu lächeln, „stecken noch ziemlich drei hundert Napoleon. Da, wo ich herkomme, in jenem schrecklichen wüsten Lande, konnte Geld nichts nützen. Ich sterbe jetzt weit froher, liebe Demoiselle, wenn

ich weiß, daß gute Menschen das Geld benützen werden, was mir in meinem jetzigen Elende eine Last mehr war."

„Haben Sie keine Verwandten, keine Freunde, denen wir im Fall Ihres Todes Ihr Eigenthum zustellen könnten?" fragte Louise leise weinend.

„Niemanden, niemanden, mein theueres Kind," entgegnete er ruhig. „In der Heimat sind die gestorben, die in der Kindheit unsere Familie waren; neue Bande zu knüpfen gestattete uns das rollende Rad unseres Geschickes nicht."

In einer der Stunden, da der Leidende bei vollem Bewußtsein war, wagte es Louise den Namen St. Albans vor ihm zu nennen und ihn zu fragen, ob dieser ihm bekannt sei, ob er sein Geschick wisse?

St. Albans, einer der Hochgeborenen, die Napoleon später um seinen Thron versammelt! der Name war dem älteren Glückssoldaten nicht fremd.

Bei Smolensk hatte St. Albans' Regiment nicht weit von dem seinen gekämpft, auch hatte er damals den schönen Mann selbst noch gesehen; wo er dann geblieben, wußte er nicht.

„War er vermählt?" fragte Louise zitternd.

„O nein! Es ging ein Gerücht, daß der Kaiser ihn mit einer Gräfin Fürstenfeld, einer Dame aus



der Umgebung der Kaiserin hatte verbinden wollen, daß aber der Colonel diese Gnade abgelehnt und so Napoleons Gunst verscherzt habe."

Das Herz des jungen Mädchens erzitterte. Sie dankte Gott für diese Nachricht, die ihr wenigstens die Hoffnung ließ, daß ihre unglückliche Schwester geliebt sei.

Gepflegt und gewartet, starb nach achttägigem Aufenthalt bei Frau Wohlgemuth General Battier, auf weichem Lager, im warmen freundlichen Zimmer, umgeben von mitleidiger Zuneigung. Das war mehr als er gehofft auf dem berstenden Eise der Beresina; mehr als vielen vielen Tausenden zu Theil wurde, die am Wege niedersinkend, ihren letzten Seufzer dem grauen Winterhimmel, ihrer einzigen Decke, entgegen hauchten.

Louise nahm das ihr geschenkte Gold und verwendete so viel sie konnte zur Erquickung der armen Franzosen, von denen immer neue und neue Fluten in einem Zustande des trostlosesten Elends durch das Städtchen strömten, dort kurze Zeit ruhend und wieder vorwärts gedrängt durch andere Schaaren.

Michel Ney, Fürst von der Moskwa, mit seinem kleinen wohl disciplinirten Häuflein, war der letzte der Heerführer, der Rast machte in Elbing.

Der Feldmarschall wohnte im Hause des Con=

ich weiß, daß gute Menschen das Geld benützen werden, was mir in meinem jetzigen Elende eine Last mehr war."

„Haben Sie keine Verwandten, keine Freunde, denen wir im Fall Ihres Todes Ihr Eigenthum zustellen könnten?" fragte Louise leise weinend.

„Niemanden, niemanden, mein theueres Kind," entgegnete er ruhig. „In der Heimat sind die gestorben, die in der Kindheit unsere Familie waren; neue Bande zu knüpfen gestattete uns das rollende Rad unseres Geschickes nicht."

In einer der Stunden, da der Leidende bei vollem Bewußtsein war, wagte es Louise den Namen St. Albans vor ihm zu nennen und ihn zu fragen, ob dieser ihm bekannt sei, ob er sein Geschick wisse?

St. Albans, einer der Hochgeborenen, die Napoleon später um seinen Thron versammelte! der Name war dem älteren Glückssoldaten nicht fremd.

Bei Smolensk hatte St. Albans' Regiment nicht weit von dem seinen gekämpft, auch hatte er damals den schönen Mann selbst noch gesehen; wo er dann geblieben, wußte er nicht.

„War er vermählt?" fragte Louise zitternd.

„O nein! Es ging ein Gerücht, daß der Kaiser ihn mit einer Gräfin Fürstenfeld, einer Dame aus

der Umgebung der Kaiserin hatte verbinden wollen, daß aber der Colonel diese Gnade abgelehnt und so Napoleons Gunst verscherzt habe.“

Das Herz des jungen Mädchens erzitterte. Sie dankte Gott für diese Nachricht, die ihr wenigstens die Hoffnung ließ, daß ihre unglückliche Schwester geliebt sei.

Gepflegt und gewartet, starb nach achttägigem Aufenthalt bei Frau Wohlgemuth General Vattier, auf weichem Lager, im warmen freundlichen Zimmer, umgeben von mitleidiger Zuneigung. Das war mehr als er gehofft auf dem berstenden Eise der Beresina; mehr als vielen vielen Tausenden zu Theil wurde, die am Wege niedersinkend, ihren letzten Seufzer dem grauen Winterhimmel, ihrer einzigen Decke, entgegen hauchten.

Louise nahm das ihr geschenkte Gold und verwendete so viel sie konnte zur Erquickung der armen Franzosen, von denen immer neue und neue Fluten in einem Zustande des trostlosesten Elends durch das Städtchen strömten, dort kurze Zeit ruhend und wieder vorwärts gedrängt durch andere Schaaren.

Michel Ney, Fürst von der Moskwa, mit seinem kleinen wohl disciplinirten Häuflein, war der letzte der Heerführer, der Rast machte in Elbing.

Der Feldmarschall wohnte im Hause des Con=

fuls Strombeck. — Kutusoff mit seinen Kosaken, Kalmücken und Baschkiren folgte ihm auf dem Fuße.

Der russische Feldherr wollte nicht die Straßen der Stadt zum Kampfplatze machen und darum rastete er eine Meile von Elbing, während langsam, wohlgeordnet und in feierlichem Schweigen Ney's Heldencorps seinen Abzug nahm.

Den ganzen langen Tag bis tief in die Nacht hinein zogen die geschlossenen Colonnen die Straße entlang über die zum Berlinerthore führende Brücken.

Wunderbar war die Mannszucht, die der bravste der Braven unter seinen Kameraden hielt, die solches Feldherrn wohl würdig waren.

Bei Anbruch des nächsten Tages, es war ein heller freundlicher Wintermorgen, waren die Straßen leer; nur hin und wieder schlich noch ein bleicher, kranker Nachzügler an den Häusern hin, ein Versteck suchend, wo er sein müdes Haupt hinlegen könne um zu sterben.

Um zehn Uhr Morgens, unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Jubelruf der Einwohner rückten die ersten Russen in die Thore. Donische Kosaken, schöne, schlanke Leute, in blauen Wämmsern und Beinkleidern, bewaffnet mit langen Piken, an der Seite den furchtbaren Kantschuh. Sie ritten kleine wilde zottige Pferdchen, und unter ihren langen Bärten

blitzten weiße Zähne, unter ihren lockigen Haaren dunkle glänzende Augen hervor.

Die Einwohner Elbings standen vor den Hausthüren und riefen den Befreiern von französischem Joche laute Hurrahs zu, boten ihnen Brod und Branntwein und schüttelten ihnen die Hände.

Baschkiren, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, folgten den Kosaken.

Auch diese Wilden empfing der allgemeinste, der lauteste Jubel und selbst die Kalmücken mit ihren platten Nasen, mit ihren schief stehenden Augen und flachen Gesichtern, erschienen den frohen Herzen der Bürger nicht als garstige Ungethümer, sondern nur als etwas seltsame, nicht sehr civilisirte Leutchen.

Es währte indeß nicht viele Tage und schon fing man an sich ins Ohr zu flüstern, die wunderlichen Befreier seien nicht allzu gewissenhaft, was Mein und Dein beträfe, und ihre Brüderlichkeit erstrecke sich etwas zu weit in Beziehung auf das Privateigenthum derer, die sie jubelnd in ihre Häuser aufgenommen und ihnen die Räume geöffnet hatten, die noch erwärmt waren, da eben Feinde, die stillen ernsten Helden des Ney'schen Corps, sie verlassen hatten.

Es war nun einmal so und nicht anders, und

zuletzt fügte man sich auch darein, sich nur schüchtern bekennend, daß Franzosen selbst als Feinde, selbst auf der Flucht, doch eine humane und ritterliche Nation gewesen.

Mit dem Einzug der Russen sank der Zweck der Continental-Sperre.

Englische Schiffe liefen in den Hafen von Pillau.

Die kleine lustige Brigg Gypsi war eines der ersten davon, und vierundzwanzig Stunden später trat Fritz Treufeldt in der stattlichen Uniform der Schill-lischen Husaren zum Erstenmal offen und frei in das Zimmer seiner jugendlichen Braut.

Die bloße Möglichkeit, den Geliebten frei und offen bei sich aus- und eingehen zu lassen, enthielt für Louise nach dem langen ängstlichen Verbergen, welches früher nothwendig gewesen, um nur sein Leben zu erhalten, eine solche Fülle von Seligkeit, daß sie sich in einer Art von Wonnefieber befand, als sie zum Erstenmal an seinem Arme durch die Straßen ging.

Am dritten Februar erließ der König einen Aufruf an die Jugend seines Volkes, sich unter den Fahnen zu schaaren zum muthigen Kampfe gegen die Unterdrücker langer schwerer Jahre, und mit froh

schlagenden Herzen strömten die Jünglinge Preußens, die hochherzige wackre Jugend einer vergangenen Zeit, zusammen.

Fritz Treufeldt trat als Premier-Lieutenant in das in Elbing garnisonirende Hußaren-Bataillon, und hatte nun das Geschäft, die Menge Freiwilliger, aus Studenten, Referendaren, jungen Handwerkern und Kaufleuten, aus Jünglingen aller Stände bestehend, im Waffendienste zu üben.

Es war eine Zeit, schön und herzerhebend wie das Erwachen des Lenzes nach langem Winterschlafe.

Ein Jubellaut ging durch alle Herzen, alle Nerven spannten sich, alle Kräfte regten sich freudig.

Niemand, niemand existirte im Vaterlande, der nicht sein Ich, seine Genüße, seine Bequemlichkeiten vergessen hätte in dem Wetteifer, dem Allgemeinen nützlich zu sein. Der Reiche gab nach seinem Vermögen und der Arme opferte sein Letztes, und jeder fühlte voll Wonne, daß er für seine Brüder, für die Seinen gab.

Das ganze Land erschien wie eine Familie, die, für einander arbeitend, sorgend, schaffend, keine Hingebung als ein Opfer empfindet, sondern in jedem nur die fröhliche Erfüllung einer natürlichen Pflicht sieht.

Consul Strombeck, der seit dem Einrücken des General Tschernitscheff in Elbing nicht mehr französischer sondern russischer Consul war, stattete hundert Freiwillige aus und Madame Wohlgemuth gab als Scherflein der Witwe ihren goldenen Trauring gegen einen eisernen, mit der einfachen Inschrift: Gold gab ich für Eisen. — Sie gab ihre silbernen Eßlöffel und die schweren silbernen Gabeln und aß zum erstenmal in ihrem Leben mit eiserner Gabel und zinnernem Löffel, als ihr Schwager Wohlgemuth, der gleich nach der Kriegserklärung des Königs von Preußen begnadigt worden war, in der Uniform der freiwilligen Jäger bei ihr zu Tische saß.

Auch Tante Sophie war bei ihrer Schwägerin, die Leidensjahre in Graudenz hatten aus der bleichen kränklichen Dame, die vor jedem rauhen Lüftchen gehütet werden mußte, eine kräftige feste Matrone gemacht.

Die Nothwendigkeit körperlicher Arbeit eines Theils und auf der andern Seite das unendlich frohe Gefühl, ihrem Gatten eine wahrhafte Freundin und Gehilfin zu sein, hatten dieß Wunder bewirkt.

Es war ein kleiner Kreis von heitern Menschen, der sich um den gastlichen Tisch der Mutter Wohlgemuth versammelt.



Wie in Kybullen hatte die gute Matrone heute vorgesetzt, was Küche und Keller vermochten, sogar etwas mehr als dieß; denn der gute Wein, den Herr Wohlgemuth in sein grünes Glas rinnen ließ, hatte keineswegs im Keller der armen Frau gelegen. — Es war ein edler Rheinwein, Herr Wohlgemuth erhob den Pokal und sagte mit glänzenden Augen: „Das erste Glas der Freiheit! dem höchsten Gute der Völker und jedes Einzelnen, und nicht nur das erste Glas, auch der letzte Blutstropfen sei diesem heiligsten aller Güter geweiht.“

„Unsrem wackern, im Leiden bewährten Könige!“ sagte Fritz sein Glas erhebend.

„Gott tröste ihn, den schwer Geprüften, über den frühen Verlust des Engels, der ihm in Gestalt seiner Gattin zur Seite stand, dieß Glas dem Andenken Louisens!“ entgegnete Wohlgemuth und eine Thräne fiel aus seinem Auge in den goldenen Wein.

„Rückkehr den Verbannten!“ sagte Tante Sophie, ihr Glas erhebend, „mögen sie am heimathlichen Herde Frieden und Freude finden!“ und mit einem unterdrückten Seufzer, der der unglücklichen Schwester galt, stieß Louise bei diesem Toaste an.

„Und endlich, wenn alles wieder gut ist, wenn unser König gesiegt hat, Frieden auf Erden!“

meinte Frau Wohlgemuth. „Ja Frieden auf Erden!" riefen alle und alle fühlten, daß die einfache Frau ein schönes Wort gesagt habe.

Es war ein heiterer glücklicher Tag, den die Familie so mit einander verlebte.

Am Abende desselben saß Louise mit Tante Sophie allein in dem kleinen Stübchen, das diese mit ihrem Gatten für kurze Zeit bewohnte.

Sie saßen im traulichsten herzigsten Gespräch, denn immer noch war Tante Sophie die innigste Freundin, die mütterliche Vertraute ihrer Nichte.

„Ich kann nicht anders fühlen," sagte Louise eifrig, „ich kann mir nicht helfen. Ich darf das vor niemandem aussprechen, denn die Welt ist verkehrt, aber Tante, liebe Tante, Dir will und muß ich es sagen, ich kann jetzt erst die Handlungsweise meiner armen Lydia verstehen und des blinden Vetters Wort würdigen. Er sagte, als er hörte, daß sie St. Albans in die weite Welt gefolgt sei: Sie ist eine Heilige, sie ist ein Engel. Damals, Tante, kannte ich nicht das allgewaltige und heilige Gefühl der Liebe, das das Weib mit seinem ganzen Wesen, mit all seinem Thun und Sein an den Mann fesselt. Sie sah ihn in Gefahren, sah ihn dem Tode entgegen gehen und fühlte in sich das Be-

dürfniß, ja die Nothwendigkeit, ihm zu folgen, um jedes Leid mit ihm zu theilen und ihm mit allen ihren Kräften, mit all ihrer Liebe da beizustehen, wo der Mann des liebenden Weibes am meisten bedarf, in den Momenten des Leidens. Wenn er ihr nicht die Stellung 'gab, die ihr als seiner treuen aufopfernden Gefährtin gebührte, so war das seine Schlechtigkeit, herzliebe Tante, nicht die ihre . . Komme mit uns was mag, aber Eins, Tante Sophie, erkläre ich Dir feierlich; nicht als Braut meines Fritz bleibe ich zurück, wenn er nun bald dem Tode entgegen gehen wird, sondern als sein Weib. — Bin ich seine Frau und er bedarf meiner Hilfe und Pflege, so kann ich zu ihm eilen und müßte ich mich barfuß und bettelnd zu ihm schleppen; als Braut wäre mir das verwehrt. Da kämen die Menschen und schnatterten von Schicklichkeit, von Anstand und ich müßte jammernd denken, daß in der Ferne fremde ungeschickte Hände seine Wunden verbänden, daß theilnamlos bezahlte Wärter an dem Bett vorüber schleichen, wo er nach einem Trunk lechzt, daß niemand freundlich das Kissen zurecht rückt, auf dem in Fieberglut das Haupt des Geliebten schmachtet. Nein Tante, der Liebe schönstes Vorrecht, ihr höchstes Glück ist, die Leiden des Geliebten zu theilen und zu

mildern und Gott soll mich in meiner Noth verlassen, wenn ich nicht alles, alles thue um mir dieß Vorrecht zu sichern."

„Aber liebe Louise, wie willst Du das machen? Du willst Dich doch nicht dem Troß der Armee anschließen und —"

„Nein, Tante, nein! aber ich will als sein Weib hier zurück bleiben, ich sichere mir dadurch das heilige Recht ihn pflegen zu können, wenn — Tante, Fritz ist ein kühner und ein kluger Soldat, aber das Glück ist ihm nicht hold. Es scheint, als ob die Gefahren sich gleichsam an seine Füße hefteten, ist doch seine ganze Vergangenheit eine endlose Hatz gewesen, in der er mit allem Muth, aller Schlauheit und Gewandtheit doch nichts als nur eben das nackte Leben gesichert hat. — Ich will das Recht haben, die Gefahren seiner Zukunft zu theilen, ich will mit ihm leiden, viel, viel lieber mit ihm leiden, als allein jener trägen Ruhe genießen, die gar kein Leben ist; denn der lebt nur, der sein Herz an eine geliebte Brust lehnen kann."

Sie war heftig aufgeregt, während sie so gesprochen, stand dann auf und ging sich sammelnd im Zimmer auf und ab.

Sophie Wohlgemuth sah sie verwundert und



einigermaßen geängstigt an. Das war nicht das sanfte maßvolle Mädchen, es war ein leidenschaftliches, glühendes, loderndes Weib.

„Beruhige Dich, Louise," sagte Tante Sophie endlich milde, „Du erscheinst mir seltsam verändert, welchen Grund hast Du zu Deiner ungewöhnlichen Aufregung?"

Louise war vor ihr stehen geblieben, ihre schlanke große Gestalt überragte jetzt die kleine Figur Sophiens um ein bedeutendes.

Von oben herab aber spricht es sich schlecht, wenn man die Folter des Herzens eröffnen möchte, und so kniete das Mädchen denn nieder vor die mütterliche Freundin und fragte weinend:

„Glaubst Du an Ahnungen, Tante Sophie?"

Die Gefragte lächelte milde. „Ja Louise, ich glaube in so weit an Ahnungen, als ich überzeugt bin, daß der menschliche Geist mit dem ewigen Weltgeist in unzerreißbarer Verbindung steht, und daß wir fühlen, was wir thun müssen, um ihm wohlgefällig, das heißt glücklich zu sein."

„Wohl, Tante, so wirst Du nicht mit verachtender Klugheit die Achsel zucken, wenn ich Dir sage, daß eine Stimme in meinem Innern mir zuruft. daß ich verpflichtet und berufen sei, meinem Fritz

in den Gefahren, die ihn erwarten, zur Seite zu stehen, daß er mit meiner Hilfe und nur mit dieser sie überwinden wird. Wir triumphiren mit lautem Jubel jetzt, da die Franzosen, besiegt von den Elementen, uns verlassen haben, aber Tante, dieser Jubel ist ein sehr voreiliger; noch haben wir nichts gewonnen als die Möglichkeit, uns mit Anstrengung aller unsrer Kraft zum letzten schweren Kampfe zu rüsten, und Blut, das Blut unsrer Theuersten muß noch in Strömen fließen, ehe wir Deutsche uns ein freies Volk nennen können. Mein Vater ist heute noch Gefangener in Frankreich und diese Franzosen sind heute noch dieselben Krieger, die bei Eylau und Friedland kämpften. Ich fühle die Nothwendigkeit, den Geliebten meines Herzens und mit ihm mein ganzes Glück und alle meine Hoffnungen, auf dem Altare des Vaterlandes der Pflicht zum Opfer zu bringen. Ich will nicht goldene Flitterwochen haben, ich hoffe nicht und fordre nicht ein seliges Zusammenleben mit dem Geliebten; aber mein soll er werden, oder vielmehr ich will sein werden, bevor er in den Kampf zieht, damit ich, wenn er stirbt, ihn betrauern, wenn er leidet, ihn pflegen, damit ich ihm folgen kann ohne Furcht vor der Welt, wohin er mich auch rufen möge."



„Du hast Recht, mein Kind," sagte Tante Sophie das Haupt des Mädchens streichelnd, „und ich selbst will vermitteln, daß Dein Wunsch erfüllt werde. —"

Und er ward erfüllt! wie mancherlei Hindernisse sich auch der Verbindung der Liebenden entgegen zu thürmen schienen, Louisens ernster Wille wußte sie aus dem Wege zu räumen. Die Einwilligung des Militär-Commandos zur Heirath des Lieutenants von Treufeldt mit Demoiselle Wohlgemuth ward erbeten und gewährt, der freundliche Segen von Fritzens Mutter langte in einem Briefe an, der zugleich die Versicherung brachte, daß Frau von Treufeldt jedenfalls in fünf Tagen zur Trauung ihrer Kinder in Elbing eintreffen werde. —

Es war nun alles vorgerichtet und Louise stand, eine schöne vollblühende Rose, an der Seite ihres Erwählten in der Marienkirche am Traualtar. Der stattliche Officier, der ehemalige Adjutant Schills, und das holde liebliche Mädchen, das in allen Lebenslagen sich gleich geblieben, waren von der ganzen Stadt geliebt und es war viel mehr Theilnahme als bloße Neugierde, was die Kirche und selbst den Kirchhof mit Menschen gefüllt, um draußen das Paar zu sehen.

Herr Wohlgemuth in Jäger-Uniform, ein Mann, dessen Geschick auch allgemeine Theilnahme erregt

hatte, vertrat die Stelle des abwesenden Vaters der Braut, der noch in französischer Gefangenschaft schmachtete, und leise flüsterte man sich ins Ohr, daß die Schwester, welche dem Feind des Vaterlandes gefolgt, obgleich eine gefeierte Schönheit, doch kaum so liebreizend gewesen sei, als das holde sittige Mädchen, das jetzt die jungfräuliche Hand einem wackern Vertheidiger des Vaterlandes reichte.

Glockenklang und die Töne der Orgel empfingen das Brautpaar in der Kirche, aber schon während der kurzen Trauung war es Louisen, als ob Trommelwirbel von außen sich hörbar machte, und als die Ringe gewechselt, und als der Segen ertheilt war und das Brautpaar auf den sonnenhellen Kirchhof trat, blieb ihr kein Zweifel: es ward Generalmarsch geschlagen und die Trompeter des Husarenbataillons bliesen das Signal zum Sammeln.

„Ich muß fort, Louise,“ sagte Fritz mit einem eigenthümlichen Zucken der Lippen, „ich muß in diesem Moment auf den Appelplatz. Sei ruhig, mein süßes Weib, ich kehre zu Dir zurück sobald ich kann.“

„Ich weiß das,“ entgegnete sie ohne Zittern, „und ich bin ruhig, Fritz, jetzt bin ich es, ich preise Gott, daß dieses Alarmzeichen nicht vor einer Stunde ertönte.“

Er eilte hinweg, im guten Glauben nach kurzer Frist wiederzukehren, sie wußte das besser, ihr ahnendes Herz hatte ihr gesagt, daß dieser flüchtige Abschied der Beginn einer langen Trennung sei.

Sie sah ihn auf seinem schönen stattlichen Braunen vor der Fronte seiner Escadron an ihrem Hause vorbei reiten.

Sie stand am Fenster, den Brautkranz in den Locken, einen Rosenstrauß in der Hand.

Er war bleich, todtenbleich, als er, den Degen senkend, das letzte schmerzvolle Lebewohl hinauf winkte zum Fenster seiner jungfräulichen Gattin.

Sie öffnete es und warf mit dem Lächeln innigster Liebe den Rosenstrauß ihm hinab, den er auffing und auf sein Herz legte.

Im selben Moment bliesen die Trompeter das Signal zum Traben und fort ging's, daß die Funken stoben, fort über die Brücke, durch das Thor, fort über die feuchten Feldwege.

Louise stand immer noch am Fenster und einzelne Thränen fielen aus ihren Augen, bis plötzlich ein heißer Thränenregen dem gepreßten Herzen Luft machte und sie sich, von Tante Sophiens Armen umschlungen, dem Abschiedsschmerz rückhaltlos hingab.

Auch Herr Wohlgemuth hatte dem plötzlichen

Rufe folgen müssen. Die Stadt war leer geworden, ihre Männer gingen muthig dem Feinde entgegen und nur Knaben, Greise und die trauernden Frauen blieben zurück in ihrem stillen Ringe.

Zehntes Capitel.

Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur.
Uhland.

Du dreimal weiblich' Herz! Dein ganzes Leben,
Ein Irregeh'n nach Liebe war es nur;
Du liebtest viel, d'rum sei Dir viel vergeben.
Meißner.

Louise war ruhiger ja sogar heiterer, als Diejenigen es für möglich hielten, die ihre tiefe herzinnige Liebe für den fernen Gatten kannten.

Treufeldts Mutter hatte nicht zur Trauung kommen können, ein plötzliches Unwohlsein hatte sie gefesselt. Madame Wohlgemuth hatte nun die Hochzeit aufschieben wollen, aber Louise, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Welt der Braut ein gewisses Zögern zur Anstandspflicht macht, hatte ernstlich darauf bestanden, daß die Trauung am einmal

bestimmten Tage statt finde, und sie schrieb nun an die Mutter ihres Fritz und sagte ihr, wie sehr sie sich freue in der festen und bestimmten Stellung der Gattin zurück zu bleiben.

„Du wirst mich verstehen, Mutter meines Fritz, Du meine Mutter jetzt, wenn ich Dir sage, daß ich nichts so sehr gefürchtet habe, als daß er mir entrissen würde, bevor die Gesetze mir das Recht sicherten, ihm zu folgen, sei es wohin es sei, selbst unter die Leichen eines Schlachtfeldes. Das Recht besitze ich jetzt und segne es. Komme nun was mag, ich habe Muth zu allem. O Mutter, meine Mutter! das war ein schwerer Abschied und doch ein so unendlich süßer. Bleib ich doch zurück als sein Weib, als sein unantastbares, ihm geheiligtes Eigenthum. Er hat nun bis jetzt täglich geschrieben, und so liebevolle, so beseligende Briefe, aber liebe Mutter, ich habe mein Herz in meine Hände genommen und habe ihm heute geschrieben, daß das ferner nicht der Fall sein dürfe. Fritz gehört jetzt mit all' seiner Kraft und Zeit seinem Volke, seinem Vaterlande und soll nicht weichlich auch nur einen Gedanken an seine Liebe verschwenden, den er auf die ernsten Pflichten seines Berufs wenden könnte. Wir sind ja vereint, vereint für Leben und Tod, nicht die Zeit bloß, auch

die Ewigkeit ist für uns eine gemeinschaftliche, denn das Band der Liebe löst der Tod nicht.

„Mutter, meine Mutter, wie danke ich Gott für diese Gewißheit, sie macht mir die Trennung erträglich; denn wenn die Sehnsucht mir das Herz all zu sehr zusammenpreßt, so denke ich, daß wir nur für einen Zeitraum geschieden sind, mag dieser nun auch lange währen, er muß ein Ende haben und dann folgt die Frau ihrem Manne, wäre es auch in die Ewigkeit.

„Zu Dir kommen kann ich jetzt nicht, geliebte Mutter, wie gern würde ich sonst den Trennungsschmerz an Deinem Herzen ausweinen. Meine gute Mutter bedarf mehr als je meiner Nähe und Pflege, und Tante Sophie, diese theure Freundin, würde mich auch schmerzlich vermissen. O welche Frau ist diese meine treffliche Tante, mit welcher freundlichen Resignation erträgt sie den Wechsel des Geschickes, und wie wenig sieht man an ihrem Aeußern, daß der Reichthum, der ihr einst zu Gebote stand, verflogen ist wie welkes Laub vor dem Herbstwinde.

„Ihr Gatte hat sein ganzes Privat-Vermögen hingegeben, um den Theil des Kassendefectes zu decken, der nicht in die Hände des Major von Schill geflossen. Tante Sophie gibt hier in Elbing Mu-



fikunterricht, um sich zu erhalten. Du glaubst nicht, theuerste Mutter, wie ehrenwerth sie mir bei ihrer Arbeit erscheint. Diese Frau, auf deren Wink einst Kammerjungfer, Diener und Gott weiß wer flogen, bedient sich jetzt selbst, näht und bessert ihre Kleider, ordnet ihr zierliches Stübchen, erwirbt ihr täglich Brod, und ist so glücklich, so heiter dabei und so gesund, das wundert mich, bei Gott, am meisten! Arbeit und Sorge müssen doch dem Menschen Bedürfniß sein, man sieht es so oft, daß sie im Ueberfluß kränkeln, sich grämen und in dumpfes Brüten versinken, während die Sorge, die die Arbeit nothwendig macht, ihnen plötzlich Gesundheit, Frohsinn und geistige Mächtigkeit wiedergibt. Darum will ich arbeiten, theure Mutter, auch wenn einst eine Zeit kommen sollte, in der ich es nicht wie jetzt nöthig hätte, und ich will Gott preisen, daß ich in der Zeit der Noth arbeiten lernte. U. s. w."

Louise fühlte, während sie an die Mutter ihres Fritz schrieb, daß das schriftliche Entwickeln ihrer Gedanken ihr eine eigenthümliche Beruhigung gewährte. — Sie schrieb sich den Schmerz, das Bangen, die bittere Angst gleichsam von der Seele herunter, und so begann sie denn, zu keinem andern Zweck als zu ihrer eigenen Aufheiterung, während die Zeit, da ihr

die Ewigkeit ist für uns eine gemeinschaftliche, denn das Band der Liebe löst der Tod nicht.

„Mutter, meine Mutter, wie danke ich Gott für diese Gewißheit, sie macht mir die Trennung erträglich; denn wenn die Sehnsucht mir das Herz all zu sehr zusammenpreßt, so denke ich, daß wir nur für einen Zeitraum geschieden sind, mag dieser nun auch lange währen, er muß ein Ende haben und dann folgt die Frau ihrem Manne, wäre es auch in die Ewigkeit.

„Zu Dir kommen kann ich jetzt nicht, geliebte Mutter, wie gern würde ich sonst den Trennungsschmerz an Deinem Herzen ausweinen. Meine gute Mutter bedarf mehr als je meiner Nähe und Pflege, und Tante Sophie, diese theure Freundin, würde mich auch schmerzlich vermissen. O welche Frau ist diese meine treffliche Tante, mit welcher freundlichen Resignation erträgt sie den Wechsel des Geschickes, und wie wenig sieht man an ihrem Aeußern, daß der Reichthum, der ihr einst zu Gebote stand, verflogen ist wie welkes Laub vor dem Herbstwinde.

„Ihr Gatte hat sein ganzes Privat-Vermögen hingegeben, um den Theil des Kassendefectes zu decken, der nicht in die Hände des Major von Schill geflossen. Tante Sophie gibt hier in Elbing Mu-

sikunterricht, um sich zu erhalten. Du glaubst nicht, theuerste Mutter, wie ehrenwerth sie mir bei ihrer Arbeit erscheint. Diese Frau, auf deren Wink einst Kammerjungfer, Diener und Gott weiß wer flogen, bedient sich jetzt selbst, näht und bessert ihre Kleider, ordnet ihr zierliches Stübchen, erwirbt ihr täglich Brod, und ist so glücklich, so heiter dabei und so gesund, das wundert mich, bei Gott, am meisten! Arbeit und Sorge müssen doch dem Menschen Bedürfniß sein, man sieht es so oft, daß sie im Ueberfluß kränkeln, sich grämen und in dumpfes Brüten versinken, während die Sorge, die die Arbeit nothwendig macht, ihnen plötzlich Gesundheit, Frohsinn und geistige Mächtigkeit wiedergibt. Darum will ich arbeiten, theure Mutter, auch wenn einst eine Zeit kommen sollte, in der ich es nicht wie jetzt nöthig hätte, und ich will Gott preisen, daß ich in der Zeit der Noth arbeiten lernte. U. s. w."

Louise fühlte, während sie an die Mutter ihres Fritz schrieb, daß das schriftliche Entwickeln ihrer Gedanken ihr eine eigenthümliche Beruhigung gewährte. — Sie schrieb sich den Schmerz, das Bangen, die bittere Angst gleichsam von der Seele herunter, und so begann sie denn, zu keinem andern Zweck als zu ihrer eigenen Aufheiterung, während die Zeit, da ihr

die Ewigkeit ist für uns eine gemeinschaftliche, denn das Band der Liebe löst der Tod nicht.

„Mutter, meine Mutter, wie danke ich Gott für diese Gewißheit, sie macht mir die Trennung erträglich; denn wenn die Sehnsucht mir das Herz all zu sehr zusammenpreßt, so denke ich, daß wir nur für einen Zeitraum geschieden sind, mag dieser nun auch lange währen, er muß ein Ende haben und dann folgt die Frau ihrem Manne, wäre es auch in die Ewigkeit.

„Zu Dir kommen kann ich jetzt nicht, geliebte Mutter, wie gern würde ich sonst den Trennungsschmerz an Deinem Herzen ausweinen. Meine gute Mutter bedarf mehr als je meiner Nähe und Pflege, und Tante Sophie, diese theure Freundin, würde mich auch schmerzlich vermissen. O welche Frau ist diese meine treffliche Tante, mit welcher freundlichen Resignation erträgt sie den Wechsel des Geschickes, und wie wenig sieht man an ihrem Aeußern, daß der Reichthum, der ihr einst zu Gebote stand, verflogen ist wie welkes Laub vor dem Herbstwinde.

„Ihr Gatte hat sein ganzes Privat-Vermögen hingegeben, um den Theil des Kassendefectes zu decken, der nicht in die Hände des Major von Schill geflossen. Tante Sophie gibt hier in Elbing Mu-

stunterricht, um sich zu erhalten. Du glaubst nicht, theuerste Mutter, wie ehrenwerth sie mir bei ihrer Arbeit erscheint. Diese Frau, auf deren Wink einst Kammerjungfer, Diener und Gott weiß wer flogen, bedient sich jetzt selbst, näht und bessert ihre Kleider, ordnet ihr zierliches Stübchen, erwirbt ihr täglich Brod, und ist so glücklich, so heiter dabei und so gesund, das wundert mich, bei Gott, am meisten! Arbeit und Sorge müssen doch dem Menschen Bedürfniß sein, man sieht es so oft, daß sie im Ueberfluß kränkeln, sich grämen und in dumpfes Brüten versinken, während die Sorge, die die Arbeit nothwendig macht, ihnen plötzlich Gesundheit, Frohsinn und geistige Mächtigkeit wiedergibt. Darum will ich arbeiten, theure Mutter, auch wenn einst eine Zeit kommen sollte, in der ich es nicht wie jetzt nöthig hätte, und ich will Gott preisen, daß ich in der Zeit der Noth arbeiten lernte. U. s. w."

Louise fühlte, während sie an die Mutter ihres Fritz schrieb, daß das schriftliche Entwickeln ihrer Gedanken ihr eine eigenthümliche Beruhigung gewährte. — Sie schrieb sich den Schmerz, das Bangen, die bittere Angst gleichsam von der Seele herunter, und so begann sie denn, zu keinem andern Zweck als zu ihrer eigenen Aufheiterung, während die Zeit, da ihr

Fritz fern und in Gefahr war, dasjenige aufzuschreiben, was ihr in ihrem Leben den meisten Schmerz, die meiste Angst verursacht hatte. Es waren einzelne Aufsätze, Erinnerungen an Situationen und Gefühle, die vergangen; indem sie dieselben niederschrieb, durchlebte sie sie gleichsam noch einmal und fand in Allem einen eigenthümlichen Zusammenhang. Es war ihr, als sähe sie jetzt schon den Finger Gottes, der milde waltend, durch Leid und Glück, durch Genüße und Entbehrungen, durch Schmerz und Freude ihre Seele zu sich empor ziehe.

Jedes Mal, wenn sie sich niedersetzte, um ihre Erinnerungen zu schreiben, war ihr, als müsse sie beten, dem ewig Guten danken, weil er sie so väterlich, so liebevoll zu sich geführt, und die unbeschreiblich beseligende Gewißheit, daß eine weise, gütige, liebevolle Vorsehung das große Ganze der Welt und die kleinen Geschicke jedes einzelnen Menschenherzens regiere, gab von Tag zu Tage ihrem ganzen Wesen mehr Ruhe, Festigkeit und rührenden Frohsinn.

Während der Krieg wüthend alle Völker Europa's in seinen Trauermantel von Blut und Thränen hüllte, lebte die junge Frau, deren Gatte jeden Tag den feindlichen Kugeln ausgesetzt, deren Vater

Gefangener war, in einer so süßen, stillen Seelen=freudigkeit, daß jeder, der nicht die heilige Ursache derselben begriff, sie für ganz unbetheiligt an den Ereignissen jener großen Zeit hätte halten mögen.

Sie fühlte sich in Gottes Hand, sein Kind, von ihm geschützt, geleitet und erzogen. Sie lag in dem Bewußtsein, daß nichts geschehen könne ohne Gottes Willen und daß alles was geschieht das Gute zum letzten Zweck hat, wie ein Kind in Vaterarmen, sie lebte in Gott, den sie so eifrig gesucht hatte und Gottes Friede war in ihr, ein Friede, den selbst die wilden Stürme der Zeit nicht zu erschüttern vermochten.

Die Heldenarmee Frankreichs, deren ungeheure Thaten geboren waren aus dem Enthusiasmus, die in der Brust jedes einzelnen Kriegers geglüht, konnte nur durch ihr gleiche Waffen, durch einen gleichen Enthusiasmus, der in den Herzen der Söhne Deutsch-lands erblühte, bekämpft werden, und selbst in diesem Kampfe rang Kraft gegen Kraft, das Feuer der Be-geisterung gegen die ihm entsprechende Flamme noch mit schwankendem, oft zweifelhaftem Erfolge.

Obgleich eine Armee Frankreichs gestorben war und begraben lag auf den Eisfeldern an der Bere-sina, so war Frankreich noch nicht todt und Napoleon

Fritz fern und in Gefahr war, dasjenige aufzuschreiben, was ihr in ihrem Leben den meisten Schmerz, die meiste Angst verursacht hatte. Es waren einzelne Aufsätze, Erinnerungen an Situationen und Gefühle, die vergangen; indem sie dieselben niederschrieb, durchlebte sie sie gleichsam noch einmal und fand in Allem einen eigenthümlichen Zusammenhang. Es war ihr, als sähe sie jetzt schon den Finger Gottes, der milde waltend, durch Leid und Glück, durch Genüße und Entbehrungen, durch Schmerz und Freude ihre Seele zu sich empor ziehe.

Jedes Mal, wenn sie sich niedersetzte, um ihre Erinnerungen zu schreiben, war ihr, als müsse sie beten, dem ewig Guten danken, weil er sie so väterlich, so liebevoll zu sich geführt, und die unbeschreiblich beseligende Gewißheit, daß eine weise, gütige, liebevolle Vorsehung das große Ganze der Welt und die kleinen Geschicke jedes einzelnen Menschenherzens regiere, gab von Tag zu Tage ihrem ganzen Wesen mehr Ruhe, Festigkeit und rührenden Frohsinn.

Während der Krieg wüthend alle Völker Europa's in seinen Trauermantel von Blut und Thränen hüllte, lebte die junge Frau, deren Gatte jeden Tag den feindlichen Kugeln ausgesetzt, deren Vater

Gefangener war, in einer so süßen, stillen Seelenfreudigkeit, daß jeder, der nicht die heilige Ursache derselben begriff, sie für ganz unbetheiligt an den Ereignissen jener großen Zeit hätte halten mögen.

Sie fühlte sich in Gottes Hand, sein Kind, von ihm geschützt, geleitet und erzogen. Sie lag in dem Bewußtsein, daß nichts geschehen könne ohne Gottes Willen und daß alles was geschieht das Gute zum letzten Zweck hat, wie ein Kind in Vaterarmen, sie lebte in Gott, den sie so eifrig gesucht hatte und Gottes Friede war in ihr, ein Friede, den selbst die wilden Stürme der Zeit nicht zu erschüttern vermochten.

Die Heldenarmee Frankreichs, deren ungeheure Thaten geboren waren aus dem Enthusiasmus, die in der Brust jedes einzelnen Kriegers geglüht, konnte nur durch ihr gleiche Waffen, durch einen gleichen Enthusiasmus, der in den Herzen der Söhne Deutschlands erblühte, bekämpft werden, und selbst in diesem Kampfe rang Kraft gegen Kraft, das Feuer der Begeisterung gegen die ihm entsprechende Flamme noch mit schwankendem, oft zweifelhaftem Erfolge.

Obgleich eine Armee Frankreichs gestorben war und begraben lag auf den Eisfeldern an der Beresina, so war Frankreich noch nicht todt und Napoleon

führte bald ein neues kampfesfreudiges Heer dem deutschen Volke entgegen, das sich, von gleichem Leid bedrückt, von gleichem Zorn durchdrungen, jetzt als ein Volk von Brüdern brüderlich die Hände zu reichen begann.

Aber Deutschlands Söhne kämpften für ihren Herd, für ihre schöne Sprache, für ihre Nationalität, sie kämpften für ihre Weiber und Kinder. Die Zeit der Noth hatte die Herzen gestählt und der Geist des Guten begleitete ihre Waffen und darum wurden sie Sieger.

Die großen Opfer, welche einmüthig gebracht worden waren, konnten als der sicherste Beweis gelten, daß das deutsche Volk der Freiheit werth, zur Freiheit reif sei; denn nur der Mensch und das Volk sind werth der Freiheit, sind reif für sie, die sie höher schätzen als jedes andre Glück des Lebens, ja als das Leben selbst.

Der Sommer des Jahres 1813 verging für Louise in Arbeit für die Mutter und in Gebet für den theuren abwesenden Gatten, der während dessen mehr als einmal in blutiger Schlacht dem Tode ins ernste Auge sah.

Nur wer da selbst empfunden hat, was es heißt, das geliebteste Herz feindlichen Kugeln ausgesetzt

zu wissen, kann den Seelenzustand begreifen, in welchem damals die zurückgebliebenen Mütter, Gattinnen, Bräute, Schwestern und Töchter, nach der Nachricht von jeder Schlacht den für sie einlaufenden Briefen entgegen harrten.

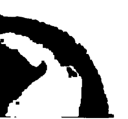
Die französische Armee, mehrfach geschlagen von deutschen Waffen, war nicht die unüberwindliche mehr, aber der Ausgang des ungeheuren Kampfes blieb immer noch zweifelhaft; nur wenn Deutschland in brüderlicher Einigkeit alles an alles setzte, war auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen, und im Herbste noch war Friedrich August, König von Sachsen, ein treuer Bundesgenosse Napoleons. Sein Land war von der Vorsehung bestimmt, der Schauplatz des blutigsten Kampfes in diesem Völkerkriege zu werden.

Louise hatte während des ganzen Octobers sehr viel zu thun gehabt, um ihre kleine Wirthschaft mit den nothwendigen Wintervorräthen zu versehen. Sie quälte sich ab mit Arbeiten mancherlei Art, um sich und die Mutter zu erhalten. Zwar hatte Fritz ihr gesagt, daß sie in allen Nothfällen sich an seine Mutter wenden solle, deren Verhältnisse günstig waren. Dieß aber zu thun, war die junge thätige Frau, so lange sie sich gesund fühlte, zu stolz. So arbeitete sie denn rüstig fort; gab Unterricht in Musik

und weiblichen Arbeiten, stickte und nähte für Geld und that alles, um der Mutter wenigstens einige der Bequemlichkeiten zu schaffen, an welche die alte Frau gewohnt war.

Louise war dazu ganz und gar auf ihre eigene Kraft gewiesen; denn seit dem Ausbruche des Krieges zwischen Rußland und Frankreich hatten die Verwalter der Fürst Subow'schen Güter keinen Pfennig Pacht für das Grundeigenthum Herrn Wohlgemuths an dessen zurückgebliebene Familie gezahlt. Seit die französische Herrschaft in Preußen gebrochen, hatte Louise nun schon mehrere Mal an die Verwaltung, an den Herrn Fürsten direct und an die Personen geschrieben, die von den Freunden der Familie in Rybullen zurückgeblieben waren, ohne irgend einen günstigen Bescheid, geschweige denn die Hoffnung auf eine Zahlung zu erhalten. Es war dabei nicht das Geringste zu machen, als eben sich mit Geduld ins Unabänderliche zu fügen und auf geregelte Zeitverhältnisse zu warten, in welchen man durch die Vermittlung der Gerichte von dem verlorenen Eigenthum so viel als möglich retten konnte.

Mutter Wohlgemuth, die trotz aller Anstrengungen ihrer liebevollen Tochter, seit die russischen Zahlungen ausblieben, sich doch sehr einschränken



mußte, konnte sich unter diesen Verhältnissen nicht enthalten recht herzlich zu schelten auf diejenigen, die einer armen Frau das Ihrige vorenthielten, und ihr Loos zu beklagen, das sie im Gatten des Beschützers und Ernährers beraubt hatte.

Freilich sah sie, daß auch ihre Schwägerin wie eine arme Witwe leben mußte, aber die wußte doch wenigstens wie Louise, wo ihr Mann sei; sie wußte von dem ihrigen gar nichts und auch dieser Umstand war für sie ein Grund zu schmerzlichen Klagen.

Der Herbst war rauh und unangenehm. Louise mußte täglich Vormittags ausgehen, um in einer Töchterschule Stunden zu geben. Die Mutter sah dann nach der Bereitung des einfachen Mahles, räumte die beiden Stübchen auf und setzte sich dann nieder und stickte Westen und Arbeitsbeutel auf rothem, blauem und grünem Grunde mit weißem Knötchenstich.

Madame Wohlgemuth war immer eine schwache einfältige Frau gewesen. So lange ihr Leben seinen gewohnten bequemen Gang ging, konnte sie sich in dasselbe finden; seit die großen Weltbegebenheiten verwirrend in dasselbe eingegriffen, fühlte sie selbst sich verwirrt und gottlos und nur neben ihrer

Tochter und von dieser beschützt und geleitet fand sie sich zurecht, indem sie that, was diese anordnete.

Auf der armen jugendlichen schutzlosen Louise lagen somit die Sorgen, Arbeiten, das Nachdenken für beide, aber sie fühlte, daß Gott die Last nach der Kraft abmißt und daß die ihrige sich vermehrte bei den vermehrten Anforderungen des Geschickes.

Die Arbeit für das tägliche Brod ließ ihr nicht Zeit über dem Bangen nach dem abwesenden Gatten zu brüten, und der Gedanke an die Beschwerden und Gefahren, die dieser in Mitten des wilden Krieges zu dulden haben mochte, ließ ihr die eigenen Beschwerden als Kleinigkeiten erscheinen.

Nach jeder Schlacht, nach jedem Gefecht hatte sie von Fritz Nachricht bekommen, oft nichts weiter als eine einzige Zeile, mit Bleistift auf ein Blatt aus seinem Taschenbuch geschrieben und nichts enthaltend als: „Ich lebe, bin unverwundet und denke Dein!“ aber solch eine Zeile war auch genügend zu ihrer Beruhigung.

Am Abend des einundzwanzigsten Octobers hatte sie noch einen Geschäftsgang zu machen und eilte im Zwielicht eiligst durch die Straßen nach dem Markenthore zu, als ein ungewöhnlicher Auflauf ihre Achtsamkeit in Anspruch nahm. Hunderte, ja Tausende

von Menschen waren in einem Momente zusammen gekommen und drängten sich um einen Courier, der beschmutzt und ermüdet, aber mit lautem Jubel die Straße hinaufritt nach dem Grübnau'schen Hause, wo zur Zeit der Magistrat seine Sitzungen hielt.

„Was ist geschehen? was für Nachrichten bringt er?" fragte man in dem Schwarm und die Antwort ertönte: „Gute, sehr gute, eine ungeheuere Schlacht ist geliefert und Napoleon vollständig überwunden."

Louisens Herz klopfte heftig! eine ungeheuere Schlacht! — Tausende lagen nun wieder blutend, sterbend auf dem Leichenfelde, tausende! ob auch Er darunter sei, wußte nur Gott, zu dem sie in diesem Augenblick ein heißes Gebet schickte um Kraft, zu ertragen, was sein Wille ihr auferlegt haben mochte.

Sie eilte rasch und aufgeregt nach Hause und trat bei der Mutter ein, die schon von der Siegesnachricht gehört hatte und sie ihr mit lautem Jubel verkündete.

Wenige Minuten später schmetterten Trompetenklänge durch die Straßen, die in einem Nu durch Lichter erhellt waren, welche an allen Fenstern strahlten.

Sechszehn Postillone in Staatsuniform zu Pferde mit wehenden Federbüschen bliesen schmetternde

Fanfaren und an allen Straßenecken haltend verkündete einer von ihnen mit lauter Stimme den Sieg der deutschen Waffen in der dreitägigen Völkerschlacht auf den Ebenen von Leipzig.

In einem Augenblick war die Stadt illuminirt. Selbst die Fenster des ärmlichsten Häuschens glänzten von Licht und zeigten sich mit Blumen, Kränzen, Bildern und Statuen geschmückt.

Vor dem Rathhause, vor dem Postgebäude und vor den bessern Wohnungen reicher Privatleute brannten Pechpfannen, Theertonnen wurden vor den Thoren angezündet, die Kirchen beleuchteten sich von innen und außen und die Gemeinde strömte in ihre Gotteshäuser, ihren Dank dem Herrn der Schlachten darzubringen und für ihre fernen Lieben zu beten.

Louise eilte mit ihrer Mutter nach der Marienkirche, deren gothische Bogenfenster ihr schon im hellen Lichterglanz entgegen flimmerten.

Der Orgel mächtige Töne schallten ihr entgegen.

Das Gotteshaus war gepreßt voll und während die Frauen noch den Weg zu ihrem Sitze suchten, erbrauste die Musik des Te Deum mit Orgel, Pauken- und Posaunen-Begleitung und die versammelte Menge lag demüthig auf den Knien, dem Herrn zu danken, den weit und breit der Weltkreis verehrt.



Louise und ihre Mutter knieten nieder, wo sie standen, nahe dem Altare, der von Lichtern strahlend, mit den letzten Herbstblumen geschmückt, zu ihnen herüber schimmerte.

Noch hatte Louise ihre Gedanken nicht ganz zum Gebete gesammelt. Ihr Busen pochte noch vom raschen Gehen und der Aufregung, welche die Siegesnachricht ihr verursacht. Sie mußte den Kopf erheben, um freier zu athmen, da fiel ihr Auge auf eine Gestalt, die, am Altar knieend, ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Der Kopf, ein wenig vorn übergebeugt, von Silberlocken umkräuselt, überragte selbst in dieser Stellung alle ihn umgebenden Personen. Louise konnte das Gesicht nur im Profil sehen, aber das war völlig ausreichend, um sie erkennen zu lassen, daß sie sich in der Nähe eines ihrer ältesten, theuersten Freunde befände.

Ja! das war die edle Stirn, das war die schön geschnittene Nase des Schäfers Gottfried, ein Irrthum konnte hier schwerlich obwalten, das Gesicht existirte wohl nicht zwei Mal auf Erden in gleichem Zeitraum.

Louisens Aufmerksamkeit war von dem Anblick so völlig und ganz in Anspruch genommen, daß sie

selbst die ernste und heilige Feierlichkeit nicht von der Frage ablenken konnte, welche Verhältnisse den Alten zu dieser Zeit hierher geführt?

In die tiefste Andacht versunken, sah er sie gar nicht, obgleich ihr Standpunkt dem seinigen nicht allzufern war. Bisweilen erhob er seine Augen mit einem andächtigen Blicke emporschauend, dann senkte er sie wieder zu Boden und Louise glaubte, Thränen an den Wimpern blitzen zu sehen.

Als das: Herr Gott Dich loben wir! beendet war und die knieende Gemeinde sich erhob, um während der Predigt in den Kirchenstühlen Platz zu nehmen, sah Louise, daß Gottfried seine alte ihm gewohnte Tracht den blauen Tuchmantel mit rundem Kragen, trug. Des Greises Züge waren wenig verändert, selbst seine Haltung war noch so aufrecht und wacker als vor Jahren, die Zeit schien spurlos über seinem Silberhaar hinweg geeilt zu sein.

Als der Gottesdienst geendet war, hatte Louise die Absicht, ihren alten Freund wo möglich unter der Menschenmenge aufzusuchen, vergebens aber strengte sie ihre Augen an, die hohe Gestalt des Greises war spurlos verschwunden und sie mußte nach Hause, ohne ein Wort von dem Zweck seiner plötzlichen Erscheinung zu erfahren.



Es mochte Abends neun Uhr sein. Die Straßen waren hell beleuchtet und von Menschenschaaren belebt, obschon ein kältender Regen niederrieselte.

Louise eilte, ohne viel um sich zu sehen, mit ihrer Mutter hindurch, ihr Herz war voll und schwer und in der Stille der Heimath konnte sie am ersten hoffen, mit sich selbst fertig zu werden.

Indem sie in den hohen Flur trat, dessen Wände durch den Schein der an den Fenstern brennenden Lichter erhellt waren, sah sie, daß eine Frauengestalt in ärmlicher Kleidung, den Kopf in ein Tuch verhüllt, an dem Geländer der Treppe lehnte, die zu dem Beischlage vor ihrer Thür führte. Es waren so viele Menschen auf der Straße, so viele arme Weiber standen hier oder dort, bald einsam bald in Gruppen, an diesem belebten Abende, daß sie sich selbst darüber wunderte, wie diese Erscheinung einen so eigenen, erschreckenden Eindruck auf ihre Seele machen konnte; aber die ganze Gestalt, die Haltung des Kopfes, die Art, wie sie sich einen Augenblick vorbeugte, um nach einem entfernten Gegenstande zu blicken, alles dieß weckte in Louisens Seele eine Erinnerung an vergangene Zeiten, an — sie mochte es sich selbst nicht sagen an wen, und doch, als sie sich in ihrem Stübchen beim Ablegen der feuchten

Oberkleider diese Gestalt vergegenwärtigte, konnte sie sich nicht enthalten, noch einmal hinaus zu treten in den eisigen Octoberregen und sich nach derselben umzusehen, aber sie war verschwunden und Louise sagte sich mit Beben, daß es nur wieder und wieder eine Täuschung gewesen, was ihr Herz so lebhaft bewegt hatte.

Indem sie aber ins Haus zurückkehrte, sah sie, daß jemand im Flur wartete, jemand, in dessen Gestalt und Zügen sie sich nicht geirrt hatte: der alte wackere Schäfer, ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Lebensretter!

Ja, es war der alte Gottfried, der in seinem blauen Mantel, den Hut in der Hand haltend, vor ihr stand und sie liebevoll anblickte, während große Thränen über sein Gesicht rollten.

„Ein gesegneter Tag, an dem ich Sie wiedersehe, Mamsell Louischen, ein schöner großer Tag!" sagte der Alte und trocknete mit seinem blauen Taschentuch die Stirn und die Augen. „O ich danke Gott, dem Herrn, daß er ihn mich auch noch hat erleben lassen."

Ehe der Greis indeß geendet, lag Louise freudig an seiner Brust und ließ sich von dem Freunde ihrer Kindheit küssen und segnen. Sie fragte nicht, woher

er gekommen, nicht, was ihn hierher geführt; sie konnte nichts denken vor innigster Freude über dieß Wiedersehen und so führte sie mit einem wahren Herzensjubel den Alten in die Stube der Mutter, die eben ihr Nachtzeug anlegen wollte, um in Frieden zu Bette zu gehen.

Madame Wohlgemuth erkannte den Alten nicht, das war sehr natürlich, für sie war er nichts andres gewesen, als jeder andere gemiethete Diener in der großen Wirthschaft ihres Gatten, und sie war ein wenig ärgerlich, daß Louise noch so spät einen Gast und noch dazu einen von so wenig reputirlichem Stande einführte.

Der Alte mochte etwas ähnliches erwartet haben, denn er entschuldigte sich mit vieler natürlicher Höflichkeit wegen der späten Störung und meinte, er würde sich keineswegs unterstanden haben, noch so bei Nachtzeit seine ehemalige Herrschaft zu beschweren, wenn es nicht wegen einer wichtigen Angelegenheit geschähe und, „ich glaube auch," setzte er mit einem sanften Blicke hinzu, „daß der Ueberbringer guter Nachricht selbst bei Nachtzeit willkommen ist."

„Gewiß! gewiß!" entgegnete Madame Wohlgemuth. „Er ist auch herzlich willkommen, Schäfer, und meine Tochter soll Ihm im Flur eine Streu

machen, damit er schlafen kann; wir haben's hier enger wie in Kybullen," fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu — „und was bringt Er mir denn für gute Nachricht von dort?"

„Nicht gerade von dort, liebe Madame," sagte der Greis sich abermals die Stirn trocknend, „meine guten Nachrichten kommen weiter her, von recht weit, aus Rußland, und wenn Sie's erlauben und Sich etwas Zeit nehmen wollten, mir zuzuhören, so möchte ich Ihnen alles erzählen.' Mamsell Louischen wird auch Freude haben an der Geschichte, wenngleich recht traurige Stellen darin vorkommen."

„Meine jüngste Tochter ist auch schon verheirathet," sagte Madame Wohlgemuth mit einigem Stolze, „sie heißt Frau von Treufeldt und ihren Mann, den kennt Er, Gottfried; er ist aber nicht mehr Fähnrich, sondern Rittmeister, er ist's auf dem Schlachtfelde bei Dennewitz geworden, und ich denke, er kann's noch weit bringen, wenn Gott ihn beschützt."

„Für mich wird die junge Dame immer die schöne liebe Louise bleiben," entgegnete der Alte freundlich. „Sie kann in meinen Augen nichts mehr und vornehmeres werden, möchte ihr Gemahl auch ein Fürst sein; denn ich kenne sie von ihrer Kindheit an als einen Engel Gottes. Lassen sie den alten Schä-



ser nur in seiner Weise reden, liebe Madame Wohlgemuth, es thut meiner Liebe und Ehrerbietung für meine gute Herrschaft keinen Abbruch, daß ich mit den Titeln und dergleichen nicht umzuspringen weiß, ich bin eben nur ein schlichter Schäfer."

„So bringt Er mir vielleicht Nachricht vom Herrn Fürsten Subow und daß ich zu meinem Gelde kommen werde? —"

Der Alte nickte. „Auch das, Madame, auch davon will ich mit Ihnen und Louischen ein Wort reden; vorher aber erlauben Sie mir, Ihnen etwas zu erzählen, das Sie sehr nahe angeht.

„Als die französische Armee geschlagen, vernichtet von Moskau auszog, that auch der Winter sein Aeußerstes nach Gottes Rathschluß, um die zu besiegen, die die halbe Welt besiegt hatten, Hunger und Frost halfen die große Armee aufreiben, und ihren Weg durch die weite Schneewüste bezeichneten viel Tausend und wieder Tausend Hügelchen. Die Wölfe, die Nachts Rudelweise heulend daher kamen, kratzten mit ihren haarigen Pfoten den Schnee davon weg und dann lag still und bleich ein todter Soldat darunter, der sich nicht mehr wehrte gegen die hungrigen Räuber, wenn auch das Gewehr noch in seinem Arm war.

„Hunger und Frost tödteten die tapfern Schaaren, diese grimmigen Feinde, denen nichts Lebendes widerstehen kann. Vor allem der Hunger. Ueberall, wo die flüchtende Armee durchzog, fand sie die wenigen Dörfer und Herrensitze zerstört. Die Pferde fielen, weil kein Körnchen Futter für sie aufzutreiben war und wenn man für jedes ein Goldstück gegeben hätte, die armen Soldaten fristeten mit ihrem Fleisch das Stückchen Leben, was der Frost ihnen gelassen und so zogen sie vorwärts immer nach Westen, wo in weiter Ferne das schöne Frankreich liegt, dessen sonnige Felder so wenige von ihnen noch wiedersehen sollten.

„Auf einem weiten Blachfelde, das unabsehbar erschien in der Oede rings umher, standen die Ueberreste eines Bauernhauses, das jetzt dachlos und ohne Thüren und Fenster war, aber trotz dem ein Schutz gegen den wilden Sturm. Der innere Raum des Häuschens war durch ein Paar Wände abgetheilt. Einst mochte es mehr als ein gewöhnliches Bauernhaus gewesen sein, aber, von den Bequemlichkeiten, die vor nicht all zu langer Zeit den friedlichen Bewohnern gedient, hatte der grimmige Krieg auch die kleinste Spur zerstört.

„Daß ich's kurz mache, was zu erzählen gar

traurig ist: im hintersten Zimmer, das man durch eine andere Thür von außen zuerst erreichte, lagen drei Leichen von Menschen und ein todtes Pferd.

„Ja, liebe Madame, das war ein erschrecklicher Anblick, so ein Anblick, bei dem jedes Haar sich sträubt und den das Herz nie, niemals wieder vergißt.

„Das Pferd war ein edles Thier gewesen und es hatte noch lebendig die Schwelle überschritten, obgleich zum Tode verwundet durch eine Kugel in die Brust.

„Im Häuschen war es umgesunken, da lag es, und sein Leichnam mochte wohl den Menschen eine kurze Zeit zur Nahrung gedient haben. Neben dem Pferde und den Kopf auf den Sattel gestützt, lag am Boden die Leiche eines schönen stattlichen französischen Officiers. Um die bleiche Stirn hatte er ein feines Batisttuch gebunden, unter dem einzelne Blutstropfen hervorgerieselt waren, die jetzt als starre braunrothe Flecke auf seiner Wange und Schläfe fest standen. Der rechte Arm, durch einen Pistolenschuß zerschmettert, hing an dem Körper nieder, und in der linken starren Hand hielt er einen Haufen glänzender Goldstücke ganz neu geprägt. Die blauen Lippen zeigten blendend weiße Zähne, die Kleider waren fein aber zerfetzt, und ein großer kostbarer

„Hunger und Frost tödteten die tapfern Schaaren, diese grimmigen Feinde, denen nichts Lebendes widerstehen kann. Vor allem der Hunger. Ueberall, wo die flüchtende Armee durchzog, fand sie die wenigen Dörfer und Herrensitze zerstört. Die Pferde fielen, weil kein Körnchen Futter für sie aufzutreiben war und wenn man für jedes ein Goldstück gegeben hätte, die armen Soldaten fristeten mit ihrem Fleisch das Stückchen Leben, was der Frost ihnen gelassen und so zogen sie vorwärts immer nach Westen, wo in weiter Ferne das schöne Frankreich liegt, dessen sonnige Felder so wenige von ihnen noch wiedersehen sollten.

„Auf einem weiten Blachfelde, das unabsehbar erschien in der Oede rings umher, standen die Ueberreste eines Bauernhauses, das jetzt dachlos und ohne Thüren und Fenster war, aber trotz dem ein Schutz gegen den wilden Sturm. Der innere Raum des Häuschens war durch ein Paar Wände abgetheilt. Einst mochte es mehr als ein gewöhnliches Bauernhaus gewesen sein, aber, von den Bequemlichkeiten, die vor nicht all zu langer Zeit den friedlichen Bewohnern gedient, hatte der grimmige Krieg auch die kleinste Spur zerstört.

„Daß ich's kurz mache, was zu erzählen gar

traurig ist: im hintersten Zimmer, das man durch eine andere Thür von außen zuerst erreichte, lagen drei Leichen von Menschen und ein todtes Pferd.

„Ja, liebe Madame, das war ein erschrecklicher Anblick, so ein Anblick, bei dem jedes Haar sich sträubt und den das Herz nie, niemals wieder vergißt.

„Das Pferd war ein edles Thier gewesen und es hatte noch lebendig die Schwelle überschritten, obgleich zum Tode verwundet durch eine Kugel in die Brust.

„Im Häuschen war es umgesunken, da lag es, und sein Leichnam mochte wohl den Menschen eine kurze Zeit zur Nahrung gedient haben. Neben dem Pferde und den Kopf auf den Sattel gestützt, lag am Boden die Leiche eines schönen stattlichen französischen Officiers. Um die bleiche Stirn hatte er ein feines Batisttuch gebunden, unter dem einzelne Blutstropfen hervorgerieselt waren, die jetzt als starre braunrothe Flecke auf seiner Wange und Schläfe fest standen. Der rechte Arm, durch einen Pistolenschuß zerschmettert, hing an dem Körper nieder, und in der linken starren Hand hielt er einen Haufen glänzender Goldstücke ganz neu geprägt. Die blauen Lippen zeigten blendend weiße Zähne, die Kleider waren fein aber zerfetzt, und ein großer kostbarer

Damenmantel von Sammt und Hermelin war über ihn geworfen, so daß man seine Füße nicht sehen konnte.

„Ja! so lag er — aber nicht allein! mit dem Kopf auf seinem stillstehenden Herzen lag ein schönes junges Weib. Selbst der Tod, der schon die arme bleiche Schläfe zeichnete, hatte nicht vermocht, ihre Schönheit zu zerstören und sie für ein Auge unkenntlich zu machen, das sie auch nur einmal gesehen.

„Und der Retter, dessen Erzählung ich hier treu wiedergebe, hatte sie gesehen, vor Jahren hier in Elbing, wo er als einer der eifrigsten Tugendbündler gewirkt. Damals freilich strahlend in Jugend und Gesundheit und leidenschaftlich geliebt von dem Herzen, auf dem jetzt ihr sterbendes Haupt ruhte. Er kannte sie. Er kannte auch den verstorbenen Franzosen; 's war einer der Agenten der Bourbon'schen Prinzen in Napoleons Heer, mit dem er viel verkehrt hatte in früheren Zeiten. Ein kluger Mann, ein schöner Mann, ein falscher Mann, der Treue nicht kannte; und seine sterbende Gefährtin war die Tochter eines wackern Deutschen, der sich für seinen Fürsten geopfert hatte. Es war — Madame — liebe werthe Madame — geben Sie mir altem Manne Ihre Hand, und Louischen, meine Tochter, stütze den Kopf



Deiner Mutter, — die treue ausharrende Begleiterin des Colonel St. Albans, war nicht todt, wie sehr sie auch litt. Sie durfte nicht sterben, wie heiß sie auch damals und in vielen spätern Stunden den Tod herbei sehnte, denn sie war nicht allein mit der Leiche. Unter dem reichen warmen Pelze lag schlafend auf einer Schabracke ein kleines Kind, ein armes bleiches Knäbchen, und das hat sie auch hierher gebracht und möchte zu ihrer Mutter Füßen um Segen für den vaterlosen Enkel flehen."

Der Greis schwieg. Louise weinte heftig. Madame Wohlgemuth sah starr vor sich hin, sie schien nicht ganz verstanden zu haben, was der alte Schäfer erzählte, und schauderte zusammen, als Louise sich an ihre Brust warf und schluchzend ausrief: „Mutter! Mutter! Du zürnst ihr ja nicht, Du kannst ihr ja nicht zürnen, Deiner Lydia, unsrer Lydia, die heimgekehrt ist und nun wieder uns angehören will."

„Ihr Mann ist also todt? und sie hat das alles mit durchgemacht, diesen Rückzug, von dem wir hier erzählen hörten, 's war wie ein schreckliches Märchen und grausiger als alles, was Dichter erdenken können," sagte Madame Wohlgemuth langsam. „Meine Lydia! mein armes Kind!" und dann sprang sie plötzlich auf, rang die Hände und schrie: „aber das kann ja

alles nicht wahr sein, das ist ja nicht möglich, sonst würde ja Lydia zu mir kommen und bei ihrer Mutter und Schwester leben!“

„Sie ist gekommen,“ sagte der Schäfer. „Heute sind wir eingetroffen, ich habe sie hergebracht, die Tochter meiner wackern Herrschaft, die Schwester meines lieben Kindes. Die arme, schwer geprüfte Frau, die, Gott helfe mir altem Manne, wenn ich Unrechtes sage, aber 's ist mein Denken so, durch ihre heilige Treue und Ausdauer als Weib gut machte, was sie als Tochter verfehlte. Sie hatte nicht den Muth, mit mir zugleich vor die Augen der Mutter und Schwester zu treten, aber lange, lange hat sie hier unten gestanden, demüthig wartend, bis ich ihr sagen würde: Komm herein, arme Verirrte, die Herzen in der Heimath haben Dir ihre Liebe bewahrt.“

„Um Gottes willen, Gottfried! mein alter Freund,“ sagte Louise mit zitternder Stimme, „wo ist meine arme, meine theure Schwester?“

„Ich hole sie,“ entgegnete der Alte und ging nach der Thür.

Madame Wohlgemuth aber war ihm zuvorgeeilt. Mit fliegendem Fuß, mit bebendem Herzen war sie die Treppe hinab gelaufen und stand unten in dem großen Flur in ihrer leichten Nachtkleidung, als der



alte Schäfer ihr nachkam, und sagte zitternd: „Wo ist mein Kind? ich will zu meinem Kinde gehen! sie wartet auf mich, meine Lydia, meine arme Tochter.“

„Bleiben Sie hier, werthe Frau,“ entgegnete der Alte mit männlicher Autorität. „Nicht da wo sie jetzt ist, sondern hier im Elternhause, das sie verließ, müssen Sie ihre Tochter wiedersehen. Ich bringe sie Ihnen; beten Sie zum lieben Gott um Kraft und um Demuth, das Leiden zu tragen, das er Ihnen auferlegte. Gott züchtigt, die er liebt.“

Er ging. Louise führte die Mutter, die ihr willenlos folgte, hinauf in das warme trauliche Familienzimmer, und nach einer Viertelstunde lag Lydia, die einst so stolze Schönheit, jetzt eine bleiche geknickte Lilie, zu den Füßen ihrer Mutter, in den Armen ihrer Schwester, und ein kleines reizendes Knäbchen schlief lächelnd auf dem saubern Lager, das ihm Louisens Fürsorge bereitet hatte. —

Eilftes Capitel.

Die Liebe hat nicht Zweifel und nicht Noth,
Die Sünde kennt sie nicht und nicht den Tod.
Die Lieb' ist ewig! und darum allein,
Weil ich geliebt, werd' ich unsterblich sein.
Karoline Fidler.

Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlah'n
Wir sind gesinnt bei Einander zu stah'n
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Wird uns'rer Liebe Verknotigung sein!
Simon Dach.

Als der verlorene Sohn heimkehrte, schlachtete der vergebende Vater sein bestes Kalb und feierte ein Freudenfest ihm zu Ehren. So erzählt die heilige Schrift.

Von der Heimkehr einer verlorenen Tochter weiß sie nichts zu sagen. — Scheint es doch, als ob Himmel und Erde nicht Raum hätten für das unglückliche Weib, das der Leidenschaft folgend fehlte, wie schwer es auch den Fehltritt bereut und gebüßt haben mag.

Lydia Wohlgemuth kehrte nicht zur Mutter heim als Gräfin St. Albans, wie die arme schwache Frau sich's geträumt hatte, sondern als ein verlorenes

Mädchen, das mit einem französischen Officier durchgegangen war und nichts zurückbrachte, als die Erinnerung an einen kurzen Liebestraum und ein vaterloses Kind.

Der schwachen Mutter schien es undenkbar, unglaublich, daß ihre schöne Lydia, ihre Rose, der Stolz ihres Mutterherzens, so tief herabgestürzt.

Sie mußte St. Albans Gattin sein, sie, die zu so hohen Ansprüchen Berechtigte, es war ja nicht anders möglich! meinte die arme vor dem Verhängniß erschreckende Frau; aber Lydia widersprach dann mit Festigkeit.

„Nein Mutter! nein!“ sagte sie, während ihre bleiche Stirn sich in Scham und Aufregung röthete, „lerne mich besser kennen, lerne fassen, daß ich einmal in meinem Leben auch aufopfernd geliebt habe; ich bin nicht die Gattin meines geliebten Verstorbenen. St. Albans, einer der vornehmsten Familien Frankreichs angehörend, hätte nie dem armen Bürgerkinde die Stellung seiner Gemahlin geben können. Ich wollte auch nicht Gräfin St. Albans werden, wollte nichts, nichts auf der Welt, als den Platz an seinem Herzen. Ich wollte ihn glücklich machen durch meine Liebe, durch jedes denkbare Opfer, das ein Weib bringen kann, und das ist mir gelungen.

Er ist gestorben, mich segnend, gestorben, nicht als ein vornehmer reicher Jüngling, sondern als ein armer Krieger, getödtet von Hunger und Frost an der Seite seiner treuen liebevollen Gefährtin. O Mutter, liebe Mutter, auf dieser Flucht, bei diesem furchtbaren Elende gab mir Gott die Gelegenheit, dem geliebten Mann zu zeigen und mir selbst es zu bethätigen, daß meine Liebe echt sei, und gern und freudig wäre ich neben seiner Leiche gestorben, wenn nicht mein Kind neben mir gewesen. Ich hatte nicht den Muth es zu tödten. Als ich die Wölfe um die versengten Mauern heulen hörte in der ersten Nacht nach dem Verscheiden meines Geliebten, da dachte ich wohl, daß es mütterlicher gehandelt wäre, es an meinem Busen zu ersticken, als es, wenn ich selbst dem Hunger und Froste erlegen, eine Beute der blutgierigen Ungeheuer werden zu lassen; aber meine Hand versagte mir den Dienst zu dieser Handlung verzweifelnder Mutterliebe; und bald hatte ich Grund Gott dafür zu denken, denn die Rettung kam — freilich zu spät, um mir das Glück des Lebens, aber zeitig genug, um mich meinen Mutterpflichten zu erhalten. Mein Leben hat nur noch Werth in Bezug auf mein Kind. Dieß zu erziehen, ihm das Andenken des Vaters zu erhalten und es mit seiner zweideutigen

Stellung zu versöhnen, ist alles, was mir auf Erden zu thun übrig bleibt."

Madame Wohlgemuth hörte solchen Worten mit einer an Entsetzen streifenden Verwunderung zu.

Das ganze Wesen ihrer ältesten Tochter war ihr ein vollständiges Räthsel. In ihren Augen war Lydia ehrlos und hätte mit ihrem Kinde sich in den Boden verkriechen müssen, da St. Albans sie nicht geheirathet hatte. Sie selbst verwünschte den falschen Franzosen und sein schmähliches Tod schien ihr eine nur ausreichende Strafe dafür, daß er ihrer Tochter nicht die Würde seiner Gattin gegeben, und vergebens würde Lydia sich bemüht haben, ihrer Mutter einen Einblick in die Welt ihres Herzens zu schaffen.

Für gewisse Leiden und Gefühle hat die Sprache keine erklärenden Worte, nur indem wir den Keim zu denselben in der eigenen Seele erkennen, sind wir fähig, ihre Entwickelung in der eines Andern zu begreifen.

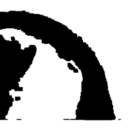
Louise und Lydia verstanden sich seit der Heimkehr der älteren Schwester vollkommen, und ehe Lydia noch eine Woche unter den Ihrigen zugebracht, hatte sie ihr thränenschweres Herz schon in den Busen der Schwester ergossen und Trost und Erquickung in ihrer Liebe und Achtung gefunden.

besonders in der letzteren. Auch die Mutter liebte von ganzem Herzen ihr leidendes Kind und bemitleidete die unglückliche Tochter, obgleich sie sie verurtheilte. Louise aber verstand und faßte die Größe von Lydia's Liebe und beurtheilte den Werth der Schwester nicht nach dem Jammergeschick, in das die Verhältnisse sie durch die Schuld ihrer Leidenschaft geworfen, sondern nach den Opfern, die sie freiwillig und mit Bewußtsein der Liebe ihres Herzens gebracht.

Wohl war Lydia's Geschick ein schreckliches. Nicht nur wegen ihrer Verlassenheit, wegen des Verlustes ihrer Stellung und bürgerlichen Ehre, nicht nur wegen der namenlosen Leiden, die sie im kurzen Zusammenleben mit St. Albans und besonders während des russischen Feldzuges ertragen, sondern auch noch besonders wegen des Zeitgeistes, der eben in jenen Tagen ein Weib, das einen Franzosen liebte, gewissermaßen in die Stellung einer Aussätzigen des Alterthums brachte.

Der allgemeine Haß, die allgemeine Verachtung warfen Steine auf die Unglückliche und glaubten ihren Patriotismus zu beweisen, wenn sie im pharisäischen Stolz das: „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie diese!“ recht laut aussprachen.

Nur Louise blieb der Schwester treue liebevolle



Freundin. Ihre Vaterlandsliebe bestand nicht im Haß gegen den einzelnen Feind und im jämmerlichen Triumph über das Elend von Millionen, wie ihre weibliche Tugend nicht in dem heuchlerischen Abschen vor der Gefallenen bestand.

Mit voller Deutlichkeit fühlte sie, daß Lydia, die unverheirathete Mutter, aber die unaussprechlich liebevolle Gefährtin eines Mannes, der ihr nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, ein unendlich besseres, edleres Weib sei, als es einst Lydia, das coquettirende, eitle, unthätige Mädchen gewesen. Sie stand schüzzend, tröstend, lehrend und immer freundlich und muthig neben der armen Schwester, aber sie fühlte auch, daß etwas geschehen müsse, um die Stellung derselben etwas erträglicher, etwas weniger demüthigend zu machen, wenn sie nicht alle zu Grunde gehen sollten.

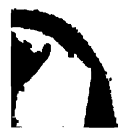
Von Fritz hatte sie bald nach der Schlacht von Leipzig tröstliche Nachricht erhalten, auch Onkel Wohlgemuth hatte geschrieben; beide waren unverwundet.

Der Schäfer Gottfried hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß Fürst Subow jetzt wieder auf seinen Gütern weile und daß der Maler Teufeldt bei ihm sei.

„Diese Russen, Verwalter und Inspectoren und

alles miteinander, sind unehrlich und ein keinnütziges Pack," sagte der Alte, „man muß sie sich so in der Nähe besehen haben wie ich, um das zu wissen. Der Herr Fürst ist ein vornehmer Mann, vor seine Augen kommt nur was seine Untergebenen wollen, aber der Maler ist ein Deutscher, ist Ihr Verwandter jetzt; an den schreibe, Louischen, und ich selbst werde den Brief abgeben, denn ich muß schon zurück nach Kybullen. Ich werde den Brief mitnehmen und recht bestellen, und ich meine, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn der Herr Fürst nicht einen Theil der Pachtgelder schickte."

Seit der Abreise des Greises waren nun schon Wochen verflossen und Louise begann die Hoffnung, irgend etwas vom Eigenthum ihrer Familie gegenwärtig zu erlangen, schon aufzugeben, als an einem Februar-Sonntage plötzlich und ganz unerwartet sich Mister Maidstone, der englische Oberstallmeister des Fürsten, bei Madame Wohlgemuth melden ließ. Mister Maidstone, schon früher der Familie Wohlgemuth befreundet, erschien als Abgeordneter des Fürsten, dem durch Gottfrieds und des Malers Vermittlung es nun endlich bekannt geworden, daß die Familie des deutschen Grundbesitzers, mit dem er



früher einen freundlichen Verkehr gehabt, durch seine Beamten aufs Schmählichste betrogen worden sei.

Die Pachtsumme ward von Neuem festgestellt, Maidstone machte ansehnliche Abschlagszahlungen, und die Zeit der bittern Sorge, des schweren mühseligen Arbeitens fürs Brod, war nun für Louise vorüber.

Als der Engländer die Familie verlassen hatte, sah Louise sich in den Stand gesetzt, Tante Sophiens Lage zu erleichtern und einen Schritt zu thun, den sie nicht bloß zu ihrer Freude, sondern jetzt auch Lydia's wegen schon lange gern gethan hätte. Sie entschloß sich mit ihrer Mutter und Schwester Elbing zu verlassen und an einen Ort zu gehen, wo aufrichtige Liebe sie und die ihrigen erwartete.

Zwar lag der Winter kalt und rauh über der Erde, zwar wüthete der Krieg in der Welt, aber Louise wußte ein Plätzchen, wo dem Februar zum Trotze blaue Veilchen duftend blühten, wo der Friede wohnte und die Liebe: das kleine Weinbergsgut, wo ihr Fritz als Knabe gespielt, wo seine Mutter der jungfräulichen Gattin ihres Sohnes die Arme entgegen breitete. Dort konnte sie hoffen, daß Lydia's herbes Geschick unbekannt geblieben sei, und so rüsteten die drei Frauen sich denn mit hoffnungsvollem Eifer zur Reise, deren Ziel sie nach einigen Tagen

erreichten, und bald lag Louise in den Armen einer Mutter, die in jeder Beziehung die Kraft und den Willen hatte, der Gattin ihres Sohnes alles das Glück zu bereiten, was mütterliche Liebe und Weisheit einer Tochter geben kann.

Damals sah sie zuerst das kleine hölzerne Weinbergshaus mit den vielen vielen Ecken und Erkern. Der Schnee lag blendend weiß auf seinem grauen Schieferdache. Die alten Ulmen, Eschen und Ahornbäume streckten ihre kahlen Aeste dem Himmel entgegen. Den Spiegel des Oberstromes bedeckte noch das Eis, aber aus den Schornsteinen des kleinen Hauses winkte gastlich die kräuselnde Rauchsäule, Hyazinthen, Tulpen und neckische Crocus blühten hinter den Doppelfenstern und ein Mutterherz voll Liebe bewillkommnete die Eintretenden auf der gastlichen Schwelle.

Die Mutter des geliebten Mannes ist für ein echtes Frauenherz ein Gegenstand innigster Liebe und Ehrfurcht.

Louise betrachtete die noch jugendlich liebliche Mutter ihres fernen Gatten mit einer Art von Andacht. Aus diesen Händen hatte der spielende Knabe die Freuden seines Daseins erhalten, auf diesem Schooße hatte das lächelnde Kind das Leben begrüßt,

diese freundlichen Lippen hatten den in die Welt ziehenden Jüngling gesegnet. O und diese Mutteraugen, die jetzt thränenfeucht an der Geliebten des abwesenden Sohnes hingen, hatten sein erstes Lächeln belauscht, seinen Schlummer bewacht und immer und immer nur liebend auf den Theuren geblickt.

Ein Band der innigsten Zuneigung umschlang bald die Herzen der beiden, einen Namen führenden Frauen.

Lydia's Geschick war der älteren Frau Treufeldt bekannt. Sie war weise genug, um den Fehltritt des unglücklichen Mädchens zu beklagen, ohne die Fehlende zu verdammen, und sie war auch weiblich genug, um in der tiefen Liebe der Unglücklichen die Sühne ihrer Schuld zu erblicken.

Lydia konnte ihrer Erziehung nach den stillen Frieden, den Fleiß und Gottvertrauen im Herzen ihrer Schwester erwachsen ließen, nie ganz begreifen, noch weniger sich ihn aneignen, in der Erziehung ihres Kindes aber fand sie einen Lebensberuf, und indem sie sich bemühte, ihren Knaben zu lehren und zu leiten, lernte sie die Mängel und Auswüchse ihres eigenen Charakters kennen und bemühte sich mit treuem Fleiße sie zu verbessern. Lehrend lernte sie, und bildete unter Schmerz und Leid in sich und

ihrem Kinde zugleich den Engel, der, in jeder Menschenbrust schlummernd, hier auf Erden lernen soll die Fittige regen, um sich später aufzuschwingen in die Regionen des ewigen Lichtes. —

Doch wir wollen dem Schluße dieser einfachen Erzählung nicht vorgreifen.

Louisens Zukunft, fest geknüpft durch ihre Liebe an das Geschick des Kriegers, schwebte noch lange auf zweifelhafter Wage.

Bei Laon am 9. März 1814 ward ihr Gatte schwer verwundet. Die Nachricht davon empfing Louise durch ihren Vater. Es war der erste Brief, der seit jenem Schreiben, das Fritz gebracht, in die Hände seiner Familie gelangte. Er enthielt der hochwichtigen Nachrichten gar viele.

Der alte Graf St. Albans betrauerte den Verlust seines Neffen und Erben mit tiefem Schmerze. Er hatte so wenig als Herr Wohlgemuth eine Ahnung davon, welchen Einfluß dieser auf die Familie Wohlgemuths gehabt, welches bittre Leid er ihr zugefügt.

Fritz Treufeldt hatte auf einem der Schlösser des reichen Grundherrn Aufnahme gefunden und ward dort aufs freundlichste und sorgfältigste gepflegt.

Als dieser Brief in die Hände der Familie kam, war

der Frühling bereits angebrochen. Die Heere der Verbündeten standen in Paris und die Welt hoffte auf die Segnungen eines nahen Friedens.

Für Louise war er ein Wendepunkt des Lebens, denn fest stand es in ihrem Herzen, daß sie hineilen und den leidenden Gatten durch ihre Nähe erfreuen und mit Aufbietung all ihrer Kräfte pflegen müsse.

Madame Wohlgemuth fand das zwar sehr seltsam, sehr abenteuerlich, konnte jedoch nicht wohl etwas dagegen einwenden; denn die Frau hat nicht nur das Recht, sondern auch wohl die Pflicht, ihrem Gatten zu folgen.

So reiste Louise denn, eine einzelne junge kaum zweiundzwanzigjährige Frau. Ihr natürlicher Muth, ihre Thatkraft, Ausdauer und Anspruchslosigkeit erleichterten ihr eine Reise, die mit großen Anstrengungen verknüpft und nicht ohne Gefahr war.

Am 28. Mai, zwei Tage vor dem Abschluß des ersten Pariser Friedens langte die junge Frau auf dem reizend gelegenen Jagdschlößchen la ville forestière an, das, wenige Meilen von Laon entfernt, seit seiner Verwundung der Aufenthalt des jugendlichen Majors von Treufeldt war.

Tief im Walde gelegen, in Mitten uralter Eichen, Buchen und Erlen, schien das nicht große aber aus-

ihrem Kinde zugleich den Engel, der, in jeder Menschenbrust schlummernd, hier auf Erden lernen soll die Fittige regen, um sich später aufzuschwingen in die Regionen des ewigen Lichtes. —

Doch wir wollen dem Schluße dieser einfachen Erzählung nicht vorgreifen.

Louisens Zukunft, fest geknüpft durch ihre Liebe an das Geschick des Kriegers, schwebte noch lange auf zweifelhafter Wage.

Bei Laon am 9. März 1814 ward ihr Gatte schwer verwundet. Die Nachricht davon empfing Louise durch ihren Vater. Es war der erste Brief, der seit jenem Schreiben, das Fritz gebracht, in die Hände seiner Familie gelangte. Er enthielt der hochwichtigen Nachrichten gar viele.

Der alte Graf St. Albans betrauerte den Verlust seines Neffen und Erben mit tiefem Schmerze. Er hatte so wenig als Herr Wohlgemuth eine Ahnung davon, welchen Einfluß dieser auf die Familie Wohlgemuths gehabt, welches bittre Leid er ihr zugefügt.

Fritz Treufeldt hatte auf einem der Schlösser des reichen Grundherrn Aufnahme gefunden und ward dort aufs freundlichste und sorgfältigste gepflegt.

Als dieser Brief in die Hände der Familie kam, war

der Frühling bereits angebrochen. Die Heere der Verbündeten standen in Paris und die Welt hoffte auf die Segnungen eines nahen Friedens.

Für Louise war er ein Wendepunkt des Lebens, denn fest stand es in ihrem Herzen, daß sie hineilen und den leidenden Gatten durch ihre Nähe erfreuen und mit Aufbietung all ihrer Kräfte pflegen müsse. – Madame Wohlgemuth fand das zwar sehr seltsam, sehr abenteuerlich, konnte jedoch nicht wohl etwas dagegen einwenden; denn die Frau hat nicht nur das Recht, sondern auch wohl die Pflicht, ihrem Gatten zu folgen.

So reiste Louise denn, eine einzelne junge kaum zweiundzwanzigjährige Frau. Ihr natürlicher Muth, ihre Thatkraft, Ausdauer und Anspruchslosigkeit erleichterten ihr eine Reise, die mit großen Anstrengungen verknüpft und nicht ohne Gefahr war.

Am 28. Mai, zwei Tage vor dem Abschluß des ersten Pariser Friedens langte die junge Frau auf dem reizend gelegenen Jagdschlößchen la ville forestière an, das, wenige Meilen von Laon entfernt, seit seiner Verwundung der Aufenthalt des jugendlichen Majors von Treufeldt war.

Tief im Walde gelegen, in Mitten uralter Eichen, Buchen und Erlen, schien das nicht große aber aus-

nehmend schöne Gebäude ein Tempel, dem Genius der Waldeinsamkeit gewidmet.

Der alte Freund Louisens, der sich seit einiger Zeit auch dort aufhielt, empfing die junge Frau mit einem Erstaunen, das sich in Entzücken verwandelte, als sie den wackern lieben Tanzmeister wiederkennend, sich ihm weinend in die Arme warf.

Er sprach besser deutsch und Louise besser französisch als zur Zeit, da er seinen Ring versetzt hatte, um in seine Heimath zurück zu kehren. Immer aber war er noch der saubere freundliche, ritterlich höfliche alte Herr und immer noch bewahrte er dankbar das Andenken an Louisens Freundlichkeit und vergalt die kleinen Wohlthaten, die das Kind ihm erwiesen, durch überschwengliche, die er ihrem Vater, ihrem Gatten und ihr selbst erzeigte.

Herr Wohlgemuth war in Paris. Durch des Grafen Vermittlung war er dorthin gegangen, um durch des Königs Majestät seine endliche Befreiung zu vermitteln.

Nur ungern und mit Schmerz hatte er den leidenden Gatten seiner Tochter verlassen, doch wußte er ihn von der Sorgfalt seines trefflichen Freundes und Wohlthäters beschützt, und die Sehnsucht nach Befreiung, die es ihm möglich machte, in den Schooß



seiner Familie zurück zu kehren, überwog den Schmerz der Trennung von seinem jungen, fast immer bewußtlosen Freunde.

Ein barmherziger Bruder, frère Benedict, aus dem nahen Kloster vertrat die Stelle des Arztes, der nur alle Woche einmal den Kranken besuchen konnte, aber es konnte keinen tüchtigern Chirurgen und keinen aufmerksameren Wärter geben, als den silberhaarigen, in Werken der christlichen Liebe alt gewordenen Mönch.

Mit welcher Herzensbeklemmung erwartete Louise, jetzt am Ziele ihrer langen und beschwerlichen Reise, die Erlaubniß, ihr Amt als Pflegerin am Bette ihres Gatten antreten zu dürfen, und als endlich frère Benedict ihr erklärte, daß sie nun den Leidenden sehen könne, da schritt sie über die Schwelle, mit bebendem Herzen, mit versagendem Fuß und stand, ein weinender Engel, das schönste Bild mitleidender Liebe, über das Schmerzenslager gebeugt, in dem Derjenige ruhte, mit dem ihr Leben vereint war.

Gott! da lag er, Fritz Treufeldt, der einst so blühende Jüngling, bleich, zum Skelett abgemagert, die dunkeln Augen bald im bewußtlosen Halbschlummer geschlossen, bald rollend in wilder Fieberglut.

Einen Moment lang überkam ihr Herz ein Ge-

fühl des Elends und der Muthlosigkeit. Der Tod, der Tod hatte mit seinem schwarzen Fittige bereits das Gesicht beschattet, das sie so unendlich geliebt. Sie war nur gekommen, um ihrem Gatten die brechenden Augen zu schließen.

O des herben, namenlosen Wehes, das kälter ihre Brust durchzuckte, o der Verzweiflung, die wie eine Bleilast sich auf ihre Seele legte.

Aber nur auf einen Augenblick, im nächsten kehrte ihre Fassung zurück.

Selbst seine letzte Stunde zu versüßen war eine Seligkeit und eine heilige Pflicht für sie.

Hatte doch Lydia, die weich gewohnte, den letzten Blick ihres Gatten mit einem Blick der Liebe erwiedert. Hatte sie doch den Muth gehabt, ihn sterben zu sehen, ohne Pflege, ohne Nahrung, ohne ein schützendes Obdach.

Louise trat ans Fenster und schaute hinaus in das frische saftige Grün des nahen Waldes, und segnete in leisem Gebet das gastliche Dach, das den sterbenden Geliebten schützte, und ging dann zu ihm und drückte einen heißen Kuß auf das feine Linnen seines Bettes und strich mit zitternder Hand das Kissen glatt, das sein bleiches schmerzensmüdes Haupt stützte.



Sie war glücklich, denn sie war bei ihm, und ehe noch zwei Tage vergangen, hatte sie nach der Anleitung des frère Benedict alle Handgriffe erlernt, um dem Leidenden Linderung zu verschaffen.

Major Treufeldt hatte eine Schußwunde durch den Leib bekommen, die Kugel war rechts unter den Rippen ein- und neben dem Rückgrat herausgegangen, eine Verwundung, die unter hundert Fällen gewiß neunundneunzigmal augenblicklich tödtet.

Er aber hatte den Transport überlebt und lebte jetzt schon zehn Wochen und darüber nach seiner Verwundung, und frère Benedict sowohl als der Arzt hielten die Genesung des riesenstarken Mannes jetzt für möglich, ja sogar für wahrscheinlich.

Louise verlebte einen Sommer voll namenloser Herzensaufregungen am Bette ihres Gatten. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft erkannte er sie und nannte leise flüsternd mit seligem Lächeln ihren Namen, und von da ab bedurfte es nur eines Lautes ihrer Stimme, um den Leidenden zu beruhigen und ihn sanft und gehorsam selbst bei den schmerzlichsten Operationen zu erhalten.

„Wenn er gesund wird,“ sagte frère Benedict, als Louise vier Wochen lang mit ausdauerndster Treue am Bette ihres Fritz gewirkt hatte, „so ist

das Ihr Verdienst, Madame, und das Werk der großen Liebe, die er für Sie hat. Wäre er unruhig, minder geduldig und nicht von einer so eisenfesten Constitution, so wäre er längst nicht mehr unter den Lebenden; heute glaube ich Ihnen die feste Versicherung geben zu können, daß er Ihnen erhalten wird."

Am Tage, da Louise diese tröstliche Nachricht erhalten, kehrte auch Herr Wohlgemuth zu seinem Freunde St. Albans zurück, um vor seiner Heimkehr ins Vaterland Abschied von ihm zu nehmen, und nach Jahre langer Trennung lag Louise zum Erstenmal wieder in den Vaterarmen.

Louisens Vater war es gewesen, der kurz nach der Schlacht von Laon den jungen preußischen Offizier im Lazareth gesehen, erkannt und dem Schutze und der Pflege seines gütigen Freundes übergeben hatte. Damals wußte der verbannte Vater noch nicht, daß Treufeldt bereits der Gatte seiner Tochter sei, er erfuhr es erst aus Louisens Munde.

Eine neue Zeit war nun angebrochen, unter Blut und Thränen zwar, aber dennoch hoffensreich und glückverheißend.

Mit gemischten Gefühlen empfing Herr Wohlgemuth aus dem Munde seiner Tochter Nachricht von den Seinen, auch Lydia's Geschick konnte ihm

nicht verborgen bleiben, doch beharrte er fest auf dem Entschluße, seinem Freunde und Wohlthäter zu verschweigen, welch Leid der Sohn seines Bruders über seine Familie gebracht.

Da Treufeldts Besserung rüstig vorwärts schritt, so entschloß sich der Vater in Frankreich zu bleiben, bis der genesene Sohn und die geliebte Tochter die Reise mit ihm machen konnten. Unterdeß flogen fleißig Briefe hinüber und herüber zwischen dem kleinen Weinbergshäuschen am Ufer der Oder und dem stattlichen Jagdschloß la ville forestière.

Einer derselben von Lydia an Louise muß hier seinen Platz finden, er lautete:

„Meine Schwester!

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon nicht mehr an dem Orte, wo sie geschrieben, ich folge meinem Geschick; ich kann nicht anders handeln, als ich es zum Besten meines Kindes jetzt thue.

„Vielleicht erinnerst Du Dich des Mister Maidstone, der ein großes Interesse für mich zeigte, als ich noch ein kleines Kind war. Er ist vierzig Jahre älter als ich und ein stattlicher Greis, und hat mir jetzt, nachdem er mich wieder gesehen und mein Schicksal kennen gelernt, seine Hand angeboten.

„Es ist eine Handlung uneigennützigster Groß-

muth, die ihn meiner tiefen Dankbarkeit werth macht. Er adoptirt meinen Knaben, macht ihn zum Erben seines nicht unbeträchtlichen Vermögens und sichert meine ganze Zukunft vor der Verachtung, die ohne ihn mich und mein Kind überall hinbegleiten würde, der ich nur im Grabe oder an seiner Seite entgehen kann. Ich nehme mehr noch für mein Kind als für mich das großmüthige Geschenk seines Namens und seiner Hand an, und werde versuchen, ihm durch Erfüllung all seiner Wünsche meine Dankbarkeit zu zeigen. In acht Tagen werden wir in tiefer Stille getraut und ich begleite ihn dann in unsere frühere Heimath, wo er erst seine Angelegenheiten ordnen und mich dann nach dem Elsaß führen wird, wo er Besitzungen zu kaufen beabsichtigt. Mein Knabe, der seinen Namen führen soll, wird dort als sein rechter Sohn gelten.

„Gott weiß am besten, theuerste Schwester, daß dieser Schritt mir schwer, sehr schwer wird, aber schon um unsrer Mutter willen muß ich ihn thun, denn sie, die ich so schwer gekränkt, scheint völlig beseligt durch den Gedanken, mich als eine reiche Frau und meinen armen Knaben als ein legitimes Kind zu sehen. Ich will ihr gern noch eine Freude machen, wer weiß denn, wie lange ich überhaupt

noch lebe, und sterbe ich früh, so hinterlasse ich meinem Knaben in Mister Maidstone einen treuen und weisen Vater.

„Louise, Du allein auf der weiten Welt kannst vielleicht verstehen, welches Opfer ich bringe. Es gilt meinen Eltern und meinem Kinde, nur indem ich so das Andenken meiner heiligen großen Liebe verläugne, kann ich das Ehrgefühl meiner armen Mutter beruhigen und meinem Kinde einen Namen und einen Vater geben; daß ich nicht lange lebe, fühle ich zuversichtlich, und darin liegt mein einziger Trost.

„Gott erhalte Dir den Mann, für dessen Leben und Aufkommen Du jetzt betest. O, ich könnte Dich beneiden, Du Glückliche, Du sitzest in stillen friedlichen Nächten am Bette Deines Gatten, rückst seine weichen Kissen zurecht und wehrst jedem rauhen Luftzuge den Zugang zu dem leidenden Geliebten. Jede Bequemlichkeit, jede Stärkung, jede Pflege, die er bedarf oder wünscht, kannst Du herbeischaffen und Du freuest Dich der Mittel, ihm in seinen vorübergehenden Leiden Linderung zu verschaffen. Ich, Louise, saß auch einst vier grausige Nächte lang neben dem verwundeten Geliebten. Das Kissen seines fiebernden Hauptes war der Rücken seines schönen treuen Pferdes,

das sterbend mich und ihn und unser Kind bis zu der Ruine getragen, deren rauchgeschwärzte Mauern die einzige Schutzwehr zwischen uns und den Wölfen bildeten, die heulend die öde Steppe durchzogen.

„Er konnte gerettet werden, sein Fuß war zerschmettert, und die Nähe eines Arztes, ein wenig Pflege, ein warmes reines Lager, hätten St. Albans am Leben erhalten. O Louise, ich sah ihn verschmachten, sah ihn zollweise sterben, drei lange und furchtbare Tage, drei Winternächte hindurch, deren Grauen kein menschliches Hirn zu fassen fähig ist. Und doch, meine Schwester, doch sind sie mir eine theure Erinnerung, doch segne ich das Schicksal, das mich wenigstens nicht von dem Geliebten trennte. Seine letzten Seufzer und Gebete verklangen nicht in der leeren Luft, sie fielen in das Herz, das ihn liebte. Selbst der Trunk Wasser aus Schnee, den die Wärme meiner Hand schmolz, war eine Erquickung, die ich ihm reichen konnte, und er starb mich segnend und mir dankend.

„O Louise, Louise, meine Schwester, überall, wo die Liebe wirkt, ist sie ein Bote des Himmels und das liebende Herz besiegt sicherlich auch „die Schrecknisse der Hölle.

„Du liebst Deinen Gatten, wohl Dir, er lebe



oder sterbe, die Liebe ist ewig, der Tod des Geliebten nur ihre höchste Verklärung.

„Gott segne Dich und gedenke gern Deiner Schwester Lydia."

Dieser Brief erregte in Louisen ganz eigene Gefühle. Es war ihr wie ein Schmerz, wie eine Demüthigung, daß Lydia ein Eheband knüpfte. Ihr schien es, als ob das stete Festhalten am Andenken des Dahingeschiedenen den Fehltritt der Schwester hätte heiligen können, während die Abschließung einer Ehe mit einem andern Mann ihn erst ganz und gar zu einer Verirrung stempele. Sie verschwieg indeß diese Gedanken gegen den Vater, der sich herzlich zu freuen schien, und Fritz war noch nicht in dem Zustande, lange Gespräche führen zu können. Zwar besserte sich seine Gesundheit zusehends, seine Wunde begann zu heilen, sein Bewußtsein war völlig zurückgekehrt, aber die Schwäche seiner Nerven war so groß, daß Louise alles vermeiden mußte, was ihn nur irgend aufregen konnte.

Der höchste Wunsch der drei Deutschen, die den Winter von vierzehn bis fünfzehn in la ville forestière zubrachten, war, in ihre Heimath zurückkehren zu können, und ihr alter wackerer Gastfreund fand densel-

den natürlich und that alles, um ihn in Erfüllung zu bringen.

An Geldmitteln fehlte es nicht. Fritz von Treufeldt bezog ein ansehnliches Einkommen als Major, Herr Wohlgemuth empfing durch Mister Maidstone's Vermittlung die sämmtlichen rückständigen Pachtgelder, so weit sie nicht an seine Gattin schon gezahlt waren, und die Kasse ihres Gastfreundes hätte ihnen jedenfalls auch offen gestanden. Sie bedurften seiner Aushilfe indeß nicht. Herr Wohlgemuth besorgte aus Paris einen bequemen Wagen, in dessen weichen Kissen der Genesende sitzen und liegen konnte, wie es sein Zustand forderte. St. Albans beschenkte sie mit zwei trefflichen ausdauernden Pferden von normännischer Zucht und gab ihnen einen tüchtigen Mann als Kutscher bis Straßburg mit, wohin sie zuerst gingen, um bei Lydia, die noch vor ihnen mit ihrem Gatten dort eintreffen sollte, eine Zeitlang zu ruhen.

Der würdige alte Graf begleitete seine Gäste noch zwei Tage und man trennte sich unter gegenseitigen Segenswünschen.

„Leben Sie wohl," sagte St. Albans, indem er mit ritterlicher Galanterie Louisens Hand küßte, „Leben Sie wohl, meine schöne, süße, jugendliche



Freundin. Ich verdanke Ihre erste Bekanntschaft meiner Verbannung, das Glück des Wiedersehens der Verwundung Ihres Gatten, dennoch erlauben Sie mir, daß ich die Unglücksfälle segne, die mir das Glück schafften Sie meine Freundin zu nennen. Ist mir's doch ergangen, wie dem Manne, der, in die Eisspalte eines Gletschers versinkend, eine Crystallgrotte entdeckte, schön wie ein Feenpalast. Gestatten Sie mir in der Prosa meines Alltagslebens von der Herrlichkeit zu träumen, die ich freilich nur in angstvollen Augenblicken sah, die mir aber durch diese nicht zu theuer erkauft scheint.“ —

Straßburg ward von den Reisenden zu einer Zeit erreicht, in der die Welt wieder zu gähren begann. Die Nachricht, daß Napoleon von Elba entflohen und am ersten März in Cannes gelandet sei, war früher dort angelangt als unsere Freunde. Lydia, jetzt eine bleiche, ernste, sehr schöne Frau, empfing die Ihrigen an der Seite ihres Gatten und Herr Wohlgemuth segnete mit zitternden Lippen seinen ersten Enkel und dessen weinende Mutter.

Es war ein schönes Kind, der kleine Alban Maidstone, und als Louise ihn lächelnd ihrem Manne zeigte, ahnte sie nicht, daß dieser Knabe einst ihr Sohn als Gatte ihrer Tochter werden sollte.

In langsamen Tagereisen und oft unterbrochen durch Ruhetage ward dann die Reise bis zum Weinbergshäuschen zurückgelegt.

Fritz hatte sich während derselben merklich erholt und konnte, als der Wagen unten auf dem breiten Landwege hielt, die Strecke bis zu dem kleinen Hause rüstig und ohne den stützenden Arm seiner Louise zurücklegen.

Es war Mai geworden — Mai 1815 — und obgleich die Kriegsfackel von neuem in wilden Flammen brannte, so wohnte doch dort unter dem grauen Schieferdach Friede, Liebe und Treue.

Als Treufeldt gänzlich und völlig von seiner Wunde genesen, war der zweite Pariser Friede längst geschlossen. Es konnte ihm also auch keinen großen Kummer machen, daß er zum Militärdienst unfähig geworden.

Er erhielt seinen Abschied als Obrist-Lieutenant, lebte als Landmann auf dem Weinbergsgute, das unter seiner und Louisens Hand mehr und mehr ein kleines Paradies wurde.

Im Jahre 1820 gebar Louise ihren ältesten Sohn, ein Glück, auf das schon niemand von der Familie mehr zu hoffen gewagt hatte.

Lydia sah noch ihren Knaben heranwachsen,

sie starb nicht jung wie sie es gehofft hatte; denn das menschliche Herz ist so eingerichtet, daß der Schmerz es nicht zerbricht, sondern nur beugt, und wohl dem Herzen, das sich, wie das ihrige, durch den Schmerz in die rechte Richtung bringen ließ. Sie war ihrem Kind eine wackere treue Mutter und ihrem Gatten eine dankbare liebevolle Frau.

Schluß.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt' ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

Nur bis dahin hatte Frau Treufeldt ihre Erinnerungen für fähig gehalten, dem Publikum mitgetheilt zu werden.

Sie glaubte, daß dieselben nur in so weit von allgemeinem Interesse sein könnten, als sie mit dem

Geschick der Welt in einem gewissen deutlich erkennbaren Zusammenhang standen.

Uns, ihren aufmerksamen und theilnehmenden Freunden, pflegte sie freilich auch bisweilen einzelne Begebenheiten aus ihrem glücklichen Stillleben als Hausfrau, Mutter und Großmutter mitzutheilen. Genrebildchen, die eigentlich einen Kranz um das größere Bild ihres Lebens bilden, aber sie pflegte dann lächelnd zu sagen: „Das Glück ist in der Schilderung so einförmig wie ein Aehrenfeld oder eine Wiese, obgleich es wie diese aus lauter einzelnen verschiedenartigen, für sich schönen und vollkommenen Blumen und Aehren besteht.“

So will auch ich denn hier die Erinnerungen einer Großmutter schließen. Sollten aber einige Leser für die übrigen Personen dieser kleinen Geschichte einiges Interesse fühlen, so erlaube ich mir diesen noch mitzutheilen, daß der Bankdirector Wohlgemuth nach beendetem Kriege eine Stelle im Ministerium erhielt und als geachteter Mann noch viele Jahre an der Seite seiner Gattin lebte.

Der Kantor Wohlgemuth war nach einer sehr verständigen und zweckmäßigen Behandlung ziemlich genesen und hatte den Feldzug im Jahre 1815 als Landwehrmann mitgemacht, er avancirte dabei zum

Unterofficier, war sehr stolz auf diese Würde und lebte nach dem Frieden wieder im Hause seines Vetters, dem er einst so sehr geschadet.

Madame Wohlgemuth gebrauchte ihn zu hundert kleineren und größeren Dienstleistungen und hatte an ihm stets einen aufmerksamen Zuhörer, wenn sie von ihren Töchtern und Enkeln erzählte.

Der Maler Treufeldt, einer der berühmtesten Künstler seiner Zeit, war oft und gern in dem ländlichen Hause seines Vetters, und die Zeit ging leise über den Häuptern aller hin und legte, wie das nicht anders sein kann, eins nach dem andern zur Ruhe ins stille Grab.

Zuerst den Schäfer Gottfried. Seine Söhne und Enkel sind jetzt geachtete Grundbesitzer in jener entlegenen Gegend des Vaterlandes. Fürst Subow steht schon lange, lange vor dem ewigen Richter. Eine nach der andern von den Personen, deren Wesen und Art die lebhafte und liebenswürdige Frau Treufeldt so wohl zu schildern wußte, ist gestorben, Fürsten und Könige, Krieger und schöne Damen. Die freundliche Erzählerin, die wackere liebe Großmutter, war eine der letzten — auch sie ist nun zu einem bessern Leben eingegangen, eine andere Zeit ist gekommen, andere Menschen leben — uns, unsern Zeit-

genossen gehört der gegenwärtige Augenblick bis — auch wir, einer neueren Generation Platz machend, ins Grab sinken werden. Einer früher, die andern später! Jedem von uns aber wünsche ich, daß am Abend seines Lebens alle seine Erinnerungen so ungetrübt von schwerer Schuld, so durchweht von heiligem Gottvertrauen, so sicher einer ewigen Zukunft sein mögen, als die, welche ich meinen freundlichen Lesern hier mit einem herzlichen Lebewohl übergebe.

Ende.

Im gleichen Verlage erschien:

Bilder aus dem Honvédleben.

Von C. W. M******. Zweite Ausgabe. 8. eleg. broschirt, 1 Thlr. = 1 fl. 30 kr. CM.

Die hamburger „Jahreszeiten" sprechen sich über dieses Memoirenbuch also aus: „Die zweite Auflage der ansprechenden „Bilder aus dem Honvédleben" wird dem deutschen Publikum willkommen sein. Wer interessirt sich nicht für die wirklichen und sogenannten Helden im jüngsten Ungarkriege! Wer verlangte es nicht, jetzt noch etwas zu erfahren über das frühere Leben und Treiben Kossuth's oder des geistig so begabten früheren Professors Arthur Görgey! Der Herr Verfasser dieser Honvédbilder ward im Jahre 1848 durch die Verhältnisse gezwungen, eigentlich wider seinen Willen, an dem sogenannten ungarischen Freiheitskriege persönlich Theil zu nehmen und fand dadurch Gelegenheit, mit einer Reihe ihm schon früher genau bekannter, später aber historisch gewordener Namen in enge Berührung zu kommen. Herr M...... schildert das Erlebte mit einer Frische und Lebendigkeit, daß der Leser sich unwiderstehlich gefesselt fühlt, dabei ist die Sprache des Verfassers durchweg fein, ja gewählt zu nennen, wenn auch hin und wieder echt soldatische Ausdrücke oder wenn man will, Ausdrücke, an die sich der gebildetste Officier im längeren Feldlager gewöhnen muß, vorkommen. Diese Redensarten aber durften nicht wegfallen, um dem ganzen Bilde seine Einheit und seine Treue in der Durchführung zu bewahren. Wenn wir die Ueberschrift der vier Abtheilungen, in welche die Honvédbilder zerfallen, angeben und dann noch hinzufügen, daß dieselben auf den Leser den Eindruck ungekünstelter Wahrheit machen, so glauben wir diese höchst anziehende Lectüre hinlänglich empfohlen zu haben. 1. Acht Tage auf der Insel Csepel. 2. Preßburg im Herbste 1848. 3. Im Salon der Präsidentin. (Frau von Kossuth!). 4. Courierfahrt nach Peterwardein. —

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Julie Burow.

Versuch einer Selbstbiographie.

II. Prämie zu „Kober's“ Album 1857.

Prag & Leipzig.
Verlag von I. L. Kober.
1857.

Im gleichen Verlage erschien:

Bilder aus dem Honvédleben.

Von C. W. M******. Zweite Ausgabe. 8. eleg. broschirt, 1 Thlr. = 1 fl. 30 kr. CM.

Die hamburger „Jahreszeiten" sprechen sich über dieses Memoirenbuch also aus: „Die zweite Auflage der ansprechenden „Bilder aus dem Honvédleben" wird dem deutschen Publikum willkommen sein. Wer interessirt sich nicht für die wirklichen und sogenannten Helden im jüngsten Ungarkriege! Wer verlangte es nicht, jetzt noch etwas zu erfahren über das frühere Leben und Treiben Kossuth's oder des geistig so begabten früheren Professors Arthur Görgey! Der Herr Verfasser dieser Honvédbilder ward im Jahre 1848 durch die Verhältnisse gezwungen, eigentlich wider seinen Willen, an dem sogenannten ungarischen Freiheitskriege persönlich Theil zu nehmen und fand dadurch Gelegenheit, mit einer Reihe ihm schon früher genau bekannter, später aber historisch gewordener Namen in enge Berührung zu kommen. Herr M...... schildert das Erlebte mit einer Frische und Lebendigkeit, daß der Leser sich unwiderstehlich gefesselt fühlt, dabei ist die Sprache des Verfassers durchweg fein, ja gewählt zu nennen, wenn auch hin und wieder echt soldatische Ausdrücke oder wenn man will, Ausdrücke, an die sich der gebildetste Officier im längeren Feldlager gewöhnen muß, vorkommen. Diese Redensarten aber durften nicht wegfallen, um dem ganzen Bilde seine Einheit und seine Treue in der Durchführung zu bewahren. Wenn wir die Ueberschrift der vier Abtheilungen, in welche die Honvédbilder zerfallen, angeben und dann noch hinzufügen, daß dieselben auf den Leser den Eindruck ungekünstelter Wahrheit machen, so glauben wir diese höchst anziehende Lectüre hinlänglich empfohlen zu haben. 1. Acht Tage auf der Insel Csepel. 2. Preßburg im Herbste 1848. 3. Im Salon der Präsidentin. (Frau von Kossuth!). 4. Courierfahrt nach Peterwardein. —

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.



Julie Burow.

Versuch einer Selbstbiographie.

II. Prämie zu „Kober's" Album 1857.

Prag & Leipzig.
Verlag von J. L. Kober.
1857.

Julie Burow.

Versuch einer Selbstbiographie.

Prag & Leipzig.
Verlag von J. L. Kober.
1857.

An meinen Verleger Herrn Kober.

Sie wünschen meine Biographie für die Leser Ihres Albums, und weil Sie es wünschen, Sie, dem ich so viele frohe Stunden verdanke, den ich so herzlich schätze und gegen den ich so mannigfache Verpflichtungen habe, will ich versuchen, das Unmögliche möglich zu machen.

Lächeln Sie nicht, mein Freund! eine Frauenbiographie zu schreiben, ist wahrlich fast unmöglich, wenn dieselbe nämlich sich nicht in Memoirenform der Zeitgeschichte anschließen, sondern die eigene Geistesentwickelung dem Leser vorführen soll.

Frauen können Memoiren schreiben, Biographien nicht, das beweist selbst George Sand, diese Frau von hohem Talent und ungewöhnlicher Seelenkraft.

Die Geschichte der geistigen Entwickelung einer Frau ist die Geschichte ihres Herzens; denn nur unter dem Einfluße des Herzens reift der Geist des Weibes, aber einzig das Auge

des Allliebenden soll, darf und kann in die Tiefen des Herzens schauen; sie verschließen sich beim Weibe wie die Schale der Perlmuschel mit krampfhafter Festigkeit bei jeder Berührung von außen. Ja! und sie haben mit der Perlmuschel noch eines gemeinschaftlich. Die Perlen des Genies in einer weiblichen Seele sind wie die in der Muschel Früchte des Leidens. Es sind nach innen geweinte Thränen.

Daß ich dem Publikum die Geschichte meines Herzens erzählen soll, würden Sie nicht fordern; doch wäre dieß das Einzige, was wahrhaftes Interesse erwecken könnte, denn die innerliche Ausbildung jedes Menschenherzens ist wichtig und interessant. Ich möchte Ihnen und Ihren Lesern nun aber doch gern etwas besseres geben als jene Lebensgeschichte, die Gellert erzählt:

„Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib und starb."

So will ich denn versuchen, die Erinnerung an die Gefühle und Gedanken, an das Glück und die Leiden meiner Vergangenheit, soweit sie erzählbar sind, zu sammeln und Ihnen hier zu übergeben, vielleicht findet ein oder das andere junge Herz sein eigenes Ich in dem Spiegel dieser Erinnerungen wieder. Eine nun 50jährige eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man genau diejenige Summe echten innern Glückes besitzt, die man durch echtes aufrichtiges Streben nach dem Guten und Wahren erwirbt; denn Glück ist nicht Befriedigung unserer Wünsche — in tausend Fällen wäre diese sogar unser höchstes Unglück — Glück ist die Gesundheit der Seele, die uns wie die Gesundheit des Leibes fähig macht, alles, was das Geschick über uns verhängt, in uns selbst so zu verarbeiten, daß es zur Erkräftigung, Verschönerung, mit einem Worte, zur Ausbildung unseres Ichs beitrage.

Doch ich will mich nicht in Reflexionen ergehen, sondern

erzählen, und zwar so wahr und zwanglos, als wären Sie, mein werther Freund, mein einziger Zuhörer. Ihnen erzähle ich in Wahrheit auch, was eine Frau von dem eigenen Leben erzählen kann, und wenn Sie es dem Publikum zu übergeben für gut finden, sehen Sie auch zu, wie es damit zufrieden ist.

Erinn'rung! trage mich auf Schwanenflügel
In meiner Kindheit Heiligthum zurück!
Zeig' lächelnd mir in Deinem Demantspiegel
Ihr längstvergang'nes, unschuldvolles Glück!
Die Blüten, die gereift des Lebens Gluten,
Laß sie mich einmal noch als Knospen schau'n,
Laß mich' des Daseins trügerischen Fluten
Noch einmal voll und ganz und froh vertrau'n!
Laß mich aus Deinem heil'gen Becher trinken
Den kühlen Trank vergang'ner Seligkeit!
Doch — mag in Lethe tief und still versinken,
Was ich gefehlt, gelitten und bereut.

Ein hellerleuchtetes, niedriges Zimmer, ein gedeckter Tisch, darauf ein Kuchen mit Wachslichtchen und eine Blumenkrone darüber, an welcher lange hochrothe Bänder herabflattern; viele freundliche Menschen, die mich anlachen, herzen und küssen: das ist meine erste, deutliche Erinnerung.

Ihr folgt ein Bild sehr entgegengesetzter Art. Ein breiter, mit Eisschollen bedeckter Strom, eine Fähre, in welcher ich mich mit meinen Eltern, mit meiner Großmutter und drei bis vier Bootsleuten befinde, die mit langen Haken das zischende und klirrende Eis von den Seiten des Fahrzeugs wegschieben; über dem allen ein dunkler winterlicher Himmel und in meinem kindischen Herzen ein ungeheueres Wehgefühl.

Beide Bilder gehören zusammen.

Mein dritter Geburtstag war von den Freunden meiner Eltern zugleich als Abschiedschmaus gefeiert worden; denn mein Vater, früher Salzinspektor in Kydullen im ehemaligen Neu-Ostpreußen, und seit dem unglücklichen Frieden von 1807 brotlos, hatte eine Anstellung in Elbing erhalten.

Meinen Geburtstag feierte man den 24. Februar; den 1. März schon langten wir nach einer äußerst beschwerlichen Reise in dem neuen Wohnorte meiner Familie an.

Das dreijährige kleine Mädchen saß auf einem Bettsacke und verlangte unter tausend bittern Thränen nach Hause. Vergebens versuchte die selbst weinende Mutter mich zu trösten, vergebens versicherte die Großmutter, sonst die höchste Autorität meines kindischen Herzens, daß wir hier zuhause wären.

Ich will mein Stühlchen, mein Bettchen, meinen kleinen Tisch, wenn wir hier zuhause sind! entgegnete ich jammernd und mein Schmerz dabei war sehr tief und sehr echt. Ich erinnere mich deutlich desselben; hat er sich doch oft noch in meinem späteren Leben wiederholt. Fremdsein an einem Ort ist heute noch für mich das bitterste aller Gefühle. Ich bin eine Natur, die sich mit tausend Wurzeln und Ranken an das Gewohnte, Bekannte schmiegt. Ich liebe nicht bloß Personen, sondern auch Gegenden und Gegenstände, mit denen mich Erinnerungen verbinden, und muß ich sie verlassen, so leide ich, wie die Pflanze leiden mag, wenn man ihre Wurzelfäden aus der gewohnten Erde hebt.

Aber dieß Leiden ist nur ein vorübergehendes, vielleicht nur ein scheinbares. Das frische Leben sendet in den neuen Boden neue Wurzeln und erstarkt bald wieder und wächst fröhlich fort.

So auch ich. Das kleine freundliche Städtchen, in dem auch mein Vater seine Jugend einst verlebt hatte, war bald

meine liebe liebe Heimat, und jedes Plätzchen dort ist für mich angefüllt mit theuern Erinnerungen. Schon vor dem ersten Jahre unseres Aufenthalts in Elbing, erhielt ich das schönste, was einem Kinde zutheil werden kann, ja vielleicht das schönste, was die Natur dem Menschen hier auf Erden gibt — einen Bruder.

Er ist kaum vier Jahre jünger als ich, und sehr wohl erinnere ich mich der unruhigen Nacht, da er geboren ward. Die Großmamma lief eifrig aus einem Zimmer ins andere, Thüren wurden zugeschlagen, fremde Personen spukten in den nächtlichen Zimmern. Ich konnte nicht schlafen vor all dem Geräusch und saß aufrecht in meinem Bette und las in einem Bilderbuch von Glatz, das mir ein Hausfreund unlängst geschenkt hatte.

Ja, ja! ich las! Wie ich lesen gelernt, weiß ich durchaus nicht mehr, ich weiß nur, daß ich's konnte und daß es mein größtes Vergnügen war. Ich weiß dagegen sehr gut, wie ich stricken gelernt habe und erinnere mich der verschiedenen Denkzettel, die ich dabei von der Hand einer unverheirateten Tante empfing, mit bewundernswürdiger Genauigkeit. O welch eine Marter war das Strickzeug dem kleinen, überlebhaften Mädchen!

Schon Nachts, wenn ich zufällig erwachte, fürchtete ich die Stunden, die ich stillsitzend am Strickzeug zubringen mußte. Ich erlernte das Stricken zwar, ich würde aber trotz aller Ohrfeigen es schwerlich jemals ordentlich geübt haben — obgleich meine Tante mich an die Stuhllehne mit einer Serviette festband, damit ich meinen Martersitz nicht verlassen konnte — wenn nicht meine Großmutter das rechte Mittel gefunden hätte, mich daran zu gewöhnen, indem sie es mir zu einer Gewissenssache machte, täglich mein Pensum zu stricken.



Wie danke ich der wackern Matrone in der Erde dafür! Die Uebung in den kleinlichen mühsamen Handarbeiten ist ein so wesentliches hauptsächliches Erziehungsmittel für das Weib, und je lebhafter ein kleines Mädchen ist, desto ernster muß sie zu derselben angehalten werden.

Wir sind von der Natur und durch die bürgerliche Gesellschaft bestimmt, uns mit dem Kleinlichen zu beschäftigen und aus dem Kleinlichen das Große, ja das Schönste zu erbauen, was es auf Erden gibt, das Glück des Familienlebens. Nie früh genug, nie fest genug kann dem Weibe die Achtung für die kleinen Pflichten eingeprägt werden; ihre ganze Menschenwürde beruht ja gerade auf ihnen.

Ich war gewiß sehr schwer zu erziehen. So ein rechter Obenaus und Nirgendan! nicht gerade wild und jungenhaft, aber quecksilbern, ohne Ausdauer und mit einem ganz tollen Verlangen nach geistiger Nahrung.

Wehe dem Unglücklichen, der sich zu tief mit dem kleinen, munteren, harmlos scheinenden Dinge einließ: er verfiel rettungslos meinen Fragen.

Ich wollte von allen Dingen die Ursache wissen und fragte ebenso eifrig, warum der Hund belle und die Katze miaue, als warum der Mond heute schmalbäckig und ein andermal rund sei?

Zum Glück hatte ich in meinem Vater einen ziemlich unermüdlichen Beantworter meiner tausend Fragen, und war er in günstiger Stimmung, so pflegte er mich äußerst freundlich und für meine Verstandeskräfte passend zu belehren.

Mein Vater! Friede seiner Asche! — Kinder sind die strengsten und nachsichtigsten Richter ihrer Eltern und mögen die Meinigen meine Fehler einst ebenso aufrichtig vergeben, als ich nun schon seit vielen Jahren die meines Vaters vergeben habe!

Als kleines Kind liebte ich meinen Vater mit tiefster Innigkeit. Die Belehrungen, die er mir zutheil werden ließ, sein freundliches Spielen mit uns Kindern, die Märchen, die er uns erzählte, und mehr als alles dieß ein gewisses Etwas, das mich fühlen ließ, er sei nicht glücklich, erfüllte meine junge Seele mit einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit für ihn.

Man sagt, ich gleiche ihm im äußern sehr; meine Gemüths= und Geistesanlagen sind unzweifelhaft die seinigen, und wenn ich, glücklicher als er, mir Liebe und ein zufriedenes Alter errang, so habe ich wohl doppelten Grund, dem Himmel zu danken, der mir in meiner Mutter und Großmutter ein doppeltes Gegengewicht gegen meine fehlerhaften Neigungen, gegen meine rasch ins maßlose überschweifenden Phantasien und Gefühle gab. Armer Vater! auch er zählte zu jenen Naturen, die „vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust fordern; auch seine tiefbewegte Brust befriedigte nichts, was Nähe und Ferne ihm geben konnten,“ aber Gott hatte es nicht gewollt, daß verzeihende Liebe neben ihm stehen und ihn an ihrer sanften Hand durch alle Irrwege seines Daseins zu den heiligen Höhen der Menschheit führen sollte! —

Die Ehe meiner Eltern war eine sehr unglückliche. Unfriede und Armuth hatten ihre schlimmsten Schlangennester in der Familie erbaut, in der ich glühendes, phantasiereiches Kind zum Leben und Bewußtsein erwachte.

Sonderbar aber — ich weiß so genau jede Stunde kindlichen Glücks, jede Stunde, da der Vater mich in sanfter Stimmung liebevoll belehrte, ich weiß, wie er mir in der Mühle am Pulvergrunde das Getriebe zeigte, wie er mir erzählte, wie viel Menschenkraft und Fleiß dazu gehöre, bis das tägliche Brot auf den Tisch kommt. Ich weiß, wie er

die Buchdruckerei mit mir besuchte, die Walk- und die Sägemühlen; ich weiß, wie er mich auf den Knieen hielt und mir Bürger's Leonore vordeklamirte, und „Knapp', sattle mir mein Dänenroß," und das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel. Ich höre noch die Töne seiner meisterhaftgespielten Geige und sehe das Abendroth still und goldigklar in das Fenster schauen, an dem er mit mir stand und mir von der Größe der Schöpfung sprach. Von den Stunden seiner Aufregungen, von den heftigen Szenen des Streites, von allem Elend eines Kindes in einer Ehe ohne Friede und Liebe habe ich dagegen nur allgemeine, dumpfschmerzliche Erinnerungen. —

Meine Mutter war ein sehr schönes und gutes Wesen. Wie sehr ich auch darüber nachgrüble, ich wüßte keinen einzigen Fehler an ihr zu finden, ich müßte es ihr denn als Fehler anrechnen, daß sie Gatten und Kind nicht liebte, es mindestens nicht zeigte.

Ich kann mir wohl denken, daß ich keine Tochter nach ihrem Herzen war. Sie, so schön, so frisch und zart, so zierlich, geschickt und gewandt, so stets sich gleichbleibend in unveränderter Lieblichkeit: ich, braun wie ein Zigeunerkind, mit den wunderlich hellen Augen und der ungeheuren Stirn! — Diese große Stirn, so unverhältnißmäßig zu dem übrigen kleinen Gesichtchen, war ihr stets ein besonderer Anstoß. Sie kämmte meine Haare über dieselbe und flocht sie an der einen Schläfe zusammen, gleichsam eine Binde über die Unform legend; sie schnitt einen abgescheitelten Haarstreifen so kurz, daß die Haare lose wie eine Gardine bis in die Hälfte der monströsen Stirn, ja sogar bis an die Augenbrauen flatterten; sie erfand die verschiedensten Arten von Kopfputz für mich, eine immer garstiger als die andere, bloß um das abscheuliche Ungeheuer von Stirn zu verdecken.

Daß sie mich dadurch im mindesten verschönerte, glaube ich nun eben nicht; zum Glück gab es dazumal nichts, das mir gleichgiltiger gewesen wäre, als meine eigene Schönheit oder Häßlichkeit; ich dachte, wenn ich überhaupt daran dachte, es sei nun einmal meine Natur, häßlich zu sein; hätte ich meiner Mutter nur meine Stirn recht machen können, so wäre ich mit meiner Häßlichkeit vollkommen zufrieden gewesen.

Mein Brüderchen, ja das war hübsch! ach und artig war es auch, und wie liebten wir uns, wie schön spielten wir miteinander, selbst während das Scharlachfieber uns in zwei kleinen Bettchen hinter einer dunkeln spanischen Wand fesselte!

Mutter und Großmutter — es war die Mutter meines Vaters — bewachten und pflegten uns mit höchster Sorgfalt. Vater brachte uns Zuckersyrup und eingemachte Früchte und saß nicht selten stundenlang und las uns vor. Wie horchte ich mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort! — Er las Gedichte von Schiller, von Mathisson, von Langbein und Bürger. Die meisten blieben von einmaligem Vorlesen in meinem eisernen Gedächtniß fest, besonders solche, deren Sinn ich gewissermaßen verstand oder mir doch nach meiner Weise erklärte.

Die gellert'schen Fabeln und unzählige Gesangbuchlieder, die meine Großmamma, zwischen meinem und August's Bettchen sitzend, Abends zu singen pflegte, bis wir Kinder einschliefen, kannte ich alle auswendig und außer diesem allen war neben einer Menge bunt zusammengewürfelter Naturkenntnisse, die ich den Belehrungen meines Vaters dankte, noch ein ganzer Raritäten-Laden von Märchen in meinem kindischen Gehirn zusammengestapelt, die ich auflas, wo sie nur irgend zu finden waren: in Büchern, in den Erzählungen alter Muhmen, der Nähterin oder des Dienstmädchens.

Ich glaube gewiß, ich kenne alle Märchen auf der Welt und noch einige darüber, denn die, welche schon damals und

noch viele Jahre hindurch mein eigenes kindisches Hirn auszuhecken liebte, gehören doch auch dazu!?

Ich genas vom Scharlach in den damals für das Uebel festgesetzten sechs Quarantän-Wochen; mein armes Brüderchen aber bekam einen geschwollenen Fuß und lag noch lange, der treuen Pflege unserer jugendlichen Mutter übergeben, deren unendlicher Aufmerksamkeit er es wohl allein zu danken hatte, daß er nicht, wie mehrere andere, mit ihm zugleich am nämlichen Uebel leidende Knaben, für die Zeit seines Lebens lahm wurde.

Ja, sie war eine treue, ausdauernde Krankenwärterin, diese junge, schöne Mutter!

Sie hatte sich mit fünfzehn Jahren verheiratet und war kaum siebzehn Jahre älter als ich, und nur zwanzig Jahre älter als mein Bruder, der ihr jüngstes Kind blieb.

Wer möchte es dieser Frau verdenken, daß sie gern in Gesellschaft war? Wo sie hinkam, gefiel sie, man schätzte und liebte sie in der ganzen Welt und nur ein Mensch war oft hart bis zur Grausamkeit gegen sie — ihr eigener Gatte!

Damals glaubte ich — war ich doch ein Kind! — daß dieser Gatte, von dem mein Herz sich auch allmälig abwandte, sie hasse und verfolge: ach, eine spätere Zeit hat es mir nur zu klar zur Einsicht gebracht, daß er sie innigst, leidenschaftlich liebte! Gott helfe uns armen Menschen auf Erden! die Hälfte all' unserer bittersten Leiden beruht nur auf Mißverständnissen! — Ich selbst fing um diese Zeit an, meine Mutter mit tiefster Innigkeit, mit einer Art von Vergötterung zu lieben.

Ich ging in die Schule! — Wie lebhaft tritt diese Zeit jetzt vor meine Seele! Ich saß in der untersten Klasse, die letzte aller Schülerinnen, ein bleiches, braunes, zigeunerhaftes Kind von neun Jahren, schlank wie eine Rübe, lebhaft wie

eine junge Ziege und so voll von Durst nach Belehrung, als nur je ein junger, strebsamer Menschengeist; aber ach! die Schule gab mir das nicht, was ich verlangte! Man belehrte mich keineswegs über das, was ich augenblicklich zu erfassen wünschte, sondern ich sollte lernen, was man mir nach Gebrauch und Herkommen bot. Hätte ich auch nur die mindeste Neigung zu eitler Selbstüberhebung gehabt, so würde ich damals, mit neun Jahren schon, mich als nicht auf meinem passenden Platze stehend gehalten haben. Ich würde der Meinung gewesen sein, mehr zu wissen, als alle meine Mitschülerinnen und einige meiner Lehrer; denn in der That war dieß in gewissem Sinne der Fall.

Ich besaß eine Menge losezusammengeraffter Kenntnisse, die wohl niemand bei einem Kinde meines Alters gesucht hätte; ich konnte nicht bloß lesen und ziemlich orthographisch schreiben, ich hatte auch sehr häufig Verständniß von dem, was ich las, oder strebte doch danach, und da ich wirklich d a c h t e, so verstand ich auch meine Gedanken zu Papier zu bringen. Rechnen hatte ich nie gelernt, doch lernte ich die Spezies im Fluge und mit großem Vergnügen und ebenso gern die uns gebotenen Anfangsgründe der Lehre von den Flächen. Alles, wobei ich nachdenken konnte, war mir so angenehm, wie etwa die körperliche Bewegung des Turnens oder Tanzens; schrecklich dagegen jeder Unterricht, der sich nur auf die Erwerbung mechanischer Fertigkeiten bezog.

O ihr meine guten Schreibbücher voll Dintenkleckse und dreieckiger, viereckiger und vieleckiger, großer O's, A's und G's, wie lebhaft steht ihr in aller eurer Garstigkeit mir vor Augen! Gott im Himmel! und die Handarbeitstunden, in denen Mamsell Tormin, meine vielgeplagte Lehrerin, mich die Geheimnisse einer Steppnaht und des Zeichenstichs lehrte! Wozu das alles nur nöthig war? wozu ich mich quälen

mußte mit Dingen, die höchstens dazu dienen konnten, ein Kleid zu machen oder ein Hemd und ähnliche sehr gleichgiltige und mir unwichtigscheinende Dinge?

Hätte ich wirklich guten, meine Naturgaben kräftigentwickelnden wissenschaftlichen Unterricht bekommen, ich glaube, daß ich mir nicht nur mit Leichtigkeit, sondern mit großer Freude viele männliche Kenntnisse angeeignet hätte! Eine gewöhnliche Mädchenschule ist aber zum Glück oder Unglück nicht der Ort für solche Extravaganzen. Ich lernte soviel, als mir geboten wurde, und das war sehr wenig: ein Bißchen alte Geschichte, ein Bißchen Geographie, deutsche und französische Grammatik. Sehr unsystematisch und unzusammenhängend, recht eigentlich nur der Schaum von dem, was zu wissen und zu erkennen meine junge Seele verlangte, war das, was ich empfing; immer aber war es etwas, und ich suchte und fand in allen Lebenslagen Gelegenheit, dieß wenige zu vermehren, vor allem aber, zu vertiefen. Ich fand es entsetzlich unrecht in jener frühen Zeit meines Lebens, daß man auf den Unterricht der Knaben soviel mehr Achtsamkeit verwendete, als auf den der Mädchen, und beneidete nicht selten den Bruder, der so vieles lernen durfte, wovon ich kaum den Namen wußte.

Ich war eben ein Kind und der zufällige Umstand, daß ich die nichtschöne Tochter einer schönen Mutter war, hatte die Entwickelung jenes ersten weiblichen Charakterzuges verhindert, der im Wissen nicht einen Besitz, sondern einen Schmuck sieht.

Doch die Natur ist immer zur rechten Zeit geschäftig in der geistigen wie in der Körperwelt, und so erwachte auch in mir die so echtweibliche Sehnsucht, geliebt und gelobt zu werden, und überwucherte den Wunsch, zu wissen, zu erkennen. — Ich fühlte mit einem Schmerz, der oft zur Pein

ward, daß meine Mutter mich weit weniger als den Bruder liebe, und in diesem Schmerz entwickelte sich mehr und mehr meine Mädchenhaftigkeit.

Ich dachte nach, wie ich sein, was ich thun müßte, um die Liebe meiner Mutter zu erringen, und da ward ich inne, daß ich ja ein wahrer, echter Ungeschick sei, zu nichts brauchbar und mit nichts gern beschäftigt, als mit Fragen und wieder Fragen, die zu beantworten wohl lästig sein mochte.

Es war unter den zahlreichen Freundinnen meiner Mutter eine, von allen geliebt und geschätzt, die vielleicht ebensowenig hübsch aussah, wie ich. Sie war unverheiratet und die Stütze und Freude ihrer Mutter. Sie mochte auch so gern, wie ich, alles lernen, erkennen und einsehen, und sie hatte eine freundliche Vorliebe für das wißbegierige und wenig liebenswürdige Kind. Wenigstens glaubte ich das und war in meinem Herzen stolz darauf. Sie lud mich bisweilen zu sich ein, um mir schöne Kupferstiche von Pflanzen und Thieren zu zeigen, die sich in ihres Bruders Bibliothek befanden. Dieser Bruder war mit dem Titel Professor-Oberlehrer am elbinger Gymnasium und einer der früheren Schulgefährten meines Vaters. Es war derselbe, der mir einstens Glatz's Lesebuch geschenkt hatte. Seine Schwester will ich bei ihrem Vornamen: Minchen nennen.

Minchen's kleines sauberes Stübchen war für mich ein Paradies. — Es war ein Entresol, Hangelstube nennt man diese Art Zimmer in meiner lieben altmodischen Vaterstadt.

Da stand zwischen den beiden Fenstern, die nach dem ungeheuren Flur hinaussahen, ein Tisch, ganz angefüllt mit Büchern, Kupfern und Karten. An dem großen Straßenfenster, das vom Fußboden bis zur Decke über die ganze Breite des Zimmers ging, blühten und dufteten Goldlack, Heliotrop und Reseda alle Tage im Jahr, der Sommersonnenschein mochte

glühend in den staubigen Straßen schlafen, oder dichtes Schneegewölk am Winterhimmel stehen. Zwischen diesen Blumen aber, und recht wie in einer Laube, war der Sitz meiner freundlichen Gönnerin. Ein kleiner Nähtisch stand dort, angefüllt mit den Werkzeugen und dem Material zu allen möglichen, mir zum Theil ganz unbekannten Handarbeiten. Ich besah mir bisweilen neugierig diese Nadeln, Zangen, Scheeren, Brettchen und Gestelle mancherlei Art, fragte nach ihrem Gebrauch, und freundlich ward mir das alles auseinandergesetzt. Da gab es Nadeln zum Netzknüpfen und Filiren, Fransenbrettchen und Frivolitäten-Schiffchen, da gab es Strick-, Stopf-, Häckelnadeln, Mustertücher, Klöppelkissen und vor allem gab es dort ein Täschchen, ganz angefüllt mit den allerfeinsten Fädchen, Flor- und Seidenläppchen und schlanken Nadeln mit langen Oehren. Es war ein Apparat zu sehr feinen Ausbesserungen in allerlei Stoffen und Farben, und sehr oft sah ich Minchen eifrig und anhaltend beschäftigt, das schadhaftgewordene Seidenkleid oder die Spitzenhaube einer Freundin, oder eine verunglückte Damast-Serviette zu stopfen. Das war eine langsame mühselige Arbeit, die Geschick und Aufmerksamkeit erforderte. „Warum aber quälen Sie sich denn mit den Lumpen und Lappen all Ihrer Bekannten?“ fragte ich, als mir einst schon das Zusehen langweilig wurde.

„Glaubst Du denn nicht, liebes Kind,“ entgegnete sie mir, „daß ich meinen Freunden eine rechte Freude mache, wenn ich ihnen Sachen erhalte, die nicht bloß kostbar, sondern auch oft ihnen als Andenken lieb und theuer sind?“ —

Es gibt Worte, die, in die Seele eines Kindes fallend, völlig die Wirkung haben, wie die Oeffnung eines Fensterladens: sie gewähren ganz plötzlich den Blick in eine Gegend, die uns bisdahin verdeckt war.

Jene Antwort meiner Freundin gehörte zu denselben.

Die von mir so sehr verachteten Handarbeiten erschienen mir nun in einem neuen Lichte. Man konnte andere damit erfreuen, man konnte ihnen Dinge schaffen und erhalten, die ihnen lange lieb waren, ihnen auch vielleicht die Geberin oder Erhalterin lieb und theuer machten.

Von jenem Tage an war ein neuer Geist über mich gekommen. Jetzt lernte ich Handarbeiten und übte sie und — ich war nicht mehr ungeschickt; denn wenn ein Mensch sein Herz für etwas erwärmt, so verwendet er auch sein Nachdenken und seine Aufmerksamkeit darauf, und was man mit Aufmerksamkeit und Nachdenken macht, das macht man gut, sei es, was es sei. Ungeschicklichkeit in mechanischen Arbeiten ist nicht ein Fehler des Körpers, sondern des Geistes; nur wer nicht achtgibt auf das, was er thun will, wer flüchtig oder träumerisch oder gedankenlos eine mechanische Arbeit anfängt und fortsetzt, macht sie ungeschickt. Was man mit Liebe verrichtet, verrichtet man auch mit Geschick.

Minchen ahnte wohl nicht, welch einen bedeutenden Einfluß sie auf das Kind ausübte, von dessen innerem Leben sie sowenig als alle andern eben viel Notiz nahm. Ich aber danke ihr heute noch und gäbe etwas darum, es ihr jetzt am Abende meines eigenen Lebens sagen zu können, wie günstig sie auf dessen Morgen gewirkt hat. — Ja ja! das Gute ist wie die Erdbeere nicht nur ein blühendes und früchtetragendes, sondern auch ein rankendes Kraut: es sendet seine zarten Ausläufer in Nachbars Garten, und dort erfreut und erquickt die Silberblüte und die Rubinfrucht, ob sie auch nicht gesäet wurden. —

Je älter man wird, desto rascher rollt uns die Zeit hinweg; aber die Sommerwochen der Kindheit liegen in meiner Erinnerung wie eine Ewigkeit voll Sonnengold, untermischt mit rollenden Gewittern und dem süßen frischen Duft, der

der Erde entquillt, wenn ein sanfter Regen ihren glühenden Schooß erfrischte.

Welch einen Himmel voll Seligkeit enthielten für mich die Sonnabendnachmittage, wo die Schule geschlossen war?! Straße auf, Straße ab sprengten die Dienstmädchen klare Wassertropfen, die wie Diamanten in der Sonne blitzten, auf die Steine und jede fegte fleißig vor der eigenen Thür. Wenn die Großmamma ihren Kaffee getrunken hatte, pflegte sie wohl zu mir zu sagen: „Nun lege nur Deine Arbeit weg, aber laß ja nichts herumliegen, wir wollen einen Spaziergang machen." August an der Hand führend, während ich neben ihr hersprang, ging sie dann mit ziemlich langsamen Schritten über den alten Markt und durch das königsberger Thor nach der Bleiche oder nach dem Kirchhofe, wo ihre Eltern begraben lagen Es waren stille, einsame Plätzchen, wohin die wackere Matrone uns Kinder führte, und sinnige Worte sprach sie da zu uns, die noch heute in meiner Seele wiederklingen und den Keim zu manchem guten Gedanken in mir legten Am liebsten hörte ich zu, wenn sie von der eigenen Kindheit, von ihren Eltern und Geschwistern, oder auch von ihrem Gatten und ihren Kindern erzählte.

Es war mir eine große Freude, meinen Vater als Kind zu sehen, mit gepudertem Haar, in hellgrünen Staatshöschen mit der rothen Schärpe geschmückt, „was alles dazumal Mode war," wie Großmamma sagte. Denn was sie mir erzählte, sah ich wirklich mit einer Deutlichkeit, daß ich es selbst hätte schildern und darauf schwören können, es sei eben so und nicht anders gewesen. Wunderlich verwirrte sich in meinem kleinen, lebhaften Kopfe erlebtes, gehörtes und geträumtes untereinander. Ich konnte mit allem Ernst und allem Eifer von Gegenden, Personen und Geschöpfen sprechen, die ich durchaus nur in Träumen gesehen, und meine Kinderträume

hatten die Lebhaftigkeit von Visionen. Ich sah wundervolle Gärten mit prächtigen Blumen und Vögeln, mit handgroßen, blauen Schmetterlingen; schöne Engel und Prinzessinnen belebten diese Zauberlandschaften, silberhelle Ströme durchflossen sie und ich spielte dort und war glücklich. Es waren keine Lügen, die ich meinen verwunderten Spielgefährtinnen, meinem gernhorchenden Brüderchen mittheilte, sondern meine lichtgoldenen Kinderträume, und ich selbst hätte nicht sagen können, wo Traum und Wirklichkeit sich schieden. — Das rothe Blatt einer Päonie, das am Boden lag, war in meinen Augen ein zurückgebliebenes Zipfelchen der Abendröthe, und im Regenbogenglanz, den ein Sonnenstrahl in meinem Trinkglase bildete, sah ich ganz genau das prächtige Kleid einer schönen Prinzessin.

Im Winter hatte ich mit meinem Brüderchen ein ganz eigenes wundervolles Spiel. Die großen Blumentöpfe an unsern Fenstern waren Inseln; auf jeder derselben lebte ein besonderes Völkchen, das in Krieg und Frieden mit dem benachbarten verkehrte. — Ich sah das alles mit den Augen, die mir inwendig angeboren sind, mit der rosiggoldenen Feenbrille der Phantasie; aber August mußte es doch auch sehen und so schnitt ich denn von Papier Püppchen aus, kaum nadelhoch, dutzend- und mandelweise und diese Persönchen waren die Akteurs in den Feenmärchen, die ich zu meinem eigenen und meines Bruders Nutzen und Frommen aufführte.

Die Blumentöpfe von denen ich eben sprach, stammten von einem wunderlichen Kauz, einem Verwandten meiner Großmamma, Vetter Endersch in der Familie genannt, der als Kunstgärtner und Mechaniker in Elbing lebte.

In meiner Erzählung: „Aus dem Leben eines Glücklichen“ habe ich versucht, diesen nicht bloß seltsamen, sondern

wahrhaft seltenen Menschen zu schildern. „Vetter Wald“ mit all seinen Tugenden und Sonderbarkeiten ist das Bild meines lieben alten Lehrers und Freundes, dem ich soviel von meiner Ausbildung, soviel von dem Glücke meiner Kindheit danke. Mein Interesse für die Natur und für alle Naturwissenschaften hat dieser Mann gepflegt und so mir für mein ganzes Leben eine unversiegliche Quelle von Glück eröffnet. Möge die Erde ihm leicht sein, und möge seine harmlose, wissensdurstige Seele, befreit von den Banden des Körpers, Befriedigung trinken an der Quelle ewigen Glücks, wo ich ihn nun bald wohl wiederzufinden hoffen kann!

Wie liebte mich der Alte! wie viel Glück floß aus seinem Munde in meine junge Seele, wenn er mir von der Unermeßlichkeit des Weltalls, von der Pracht, Regel- und Gesetzmäßigkeit der Schöpfung erzählte!

O ich war ein glückliches Kind! glücklich trotz des Unfriedens im Hause, trotz der überhandnehmenden Armuth, trotz vielem, vielem Leid und Elend, das oft in eiskalten Strömen über mein Herz flutete!

Die Außenwelt konnte mir wenig anhaben; das Glück lag in mir, goldigklar und hell; in meinem Wissensdurste, in meiner Liebesfähigkeit, in meinem frohen Genügen mit dem Vorhandenen, das die Zauberin Phantasie so leicht in ein Wunderschönes verwandelte.

Wie grenzenlos, wie innig liebte ich die Meinen! Mein kleines reizendes Brüderchen, meine schöne Mutter, den klugen, geistvollen Vater, der in den Zeitepochen, wo er sich liebevoll mit uns Kindern beschäftigte, mir der Inbegriff aller Weisheit schien! Wie liebte ich die fromme, gütige Großmamma, den lieben alten Vetter und vor allem — wie liebte ich Gott, der Himmel und Erde gemacht, den ich im Thautropfen und

im Sonnenstrahle, in jeder bunten Blume, in jeder reifen Frucht suchte und fand!!

Diese Gottesliebe, schon damals, lange bevor ich zum bewußten Erkennen meiner eigenen Gedankenwelt kam, eins und dasselbe mit meiner Naturliebe, war und ist der höchste Schatz, das eigentliche Glück meines ganzen Lebens. — Die Natur war für mich nie etwas todtes. Es war mir gegeben, von Ihm, der alle guten und vollkommenen Gaben gibt, in der Natur den Geist der Ordnung, Schönheit, Gesetzmäßigkeit, der vorsorgenden Liebe, mit einem Worte: Gott zu erkennen, und diese frühe, nie gestörte Erkenntniß verdanke ich — der Poesie! wenigstens ihr weit mehr, als der Unterweisung irgendeines Menschen. Zwar meine wackere Großmutter hielt mich zum Beten an, aber die auswendiggelernten Gebetformeln verstand ich nicht, sie waren auch bei mir wie bei allen Kindern nur: „eine feine äußerliche Zucht.“ Auch mein Vater war aufrichtigfromm, und meinen alten Vetter Endersch hörte ich mehr als einmal sagen, daß ein echter Naturfreund den heiligen Namen Gottes gewiß nie ohne Ehrfurcht nennen könne; aber es war doch die Poesie, die mein Herz für die stete Erkenntniß und treue Liebe Gottes erschloß.

Ich weiß nicht, von wem das liebe Gedicht ist, das heute noch mein altes Herz in sanften Schauern erbeben läßt, wie einst in Tagen, die längst entflohen sind, das junge Herz erbebte; aber ich will es hersetzen:

Auf dem frischen Rasensitze
Hier am kleinen Wasserfall,
Hör' ich von des Thurmes Spitze
Frommes Glöckchen, deinen Schall!

Tönst o Glöcklein, nennst Ihn lauter,
Dem mein Herz entgegenbebt,
Hier, wo freundlicher, vertrauter,
Er im Grünen mich umschwebt.

Schalle, Glöckchen! ach, was bliebe
Jenem Himmel, diesem Grün,
Ach, kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude, sonder Ihn!

Morgens, wenn auf Busch und Pflanze
Kühler Thau die Perlen sä't,
Stimmen froh im Sonnenglanze
Vöglein mit in mein Gebet.

Und am Abend, wenn es dunkelt,
Seh' ich Seinen milden Schein:
Wo das Heer der Sterne funkelt
Wacht Er über Flur und Hain.

Leuchtet mir auf meinen Wegen,
Nährt die Wiese, labt das Feld,
Spricht den väterlichen Segen
Ueber die entschlaf'ne Welt.

Dieß einfache Gedicht, das ich auf meinem Lieblings-spaziergange in dem Thälchen, das man in Elbing Pulvergrund nennt, einst — ich glaube, ich war noch kaum sieben Jahre alt — las, hat nie aufgehört, in meinem Herzen zu wirken. — Ich habe manche Wechsel in meinen Ansichten erfahren, ich habe mein Urtheil über Menschen und Dinge verändert: meine Liebe zu Gott, der sich meinem Herzen am

deutlichsten in der Natur offenbart, ist während der Dauer meines Lebens erhöht, geläutert — so hoffe ich wenigstens — aber sie ist nie, nie, in keinem Leiden, nicht im Bewußtsein eigener Schuld und Schwäche, nicht bei den herbsten Kränkungen, die ich erlitten, erschüttert oder wankend geworden.

Schon in den Tagen der frühesten Kindheit war es der höchste meiner Wünsche, Gott zu finden. Wie ich Ihn gesucht habe mit kindischem Sinn, das hab' ich an andern Orten wohl schon lächelnd erzählt; gefunden habe ich Ihn in seinen Werken! Lächelnd kann ich alte ungelehrte Frau die Schriften der Naturforscher unserer Tage lesen; mir ist ihr sogenannter Materialismus kein Anstoß, und es kommt mir so vor, als stritten die Herren nur um Worte.

Auch der eingefleischteste Materialist kann ja wohl nicht leugnen, daß Gesetzmäßigkeit, hohe Ordnung, Schönheit, ebenso zart als imposant, daß besonders vorsorgende Liebe für jedes Geschöpf und eine stete Aufforderung zur Freude für jeden denkenden Geist das Wesen der Natur ausmachen. Wer mir aber dieses einräumt, der räumt die Existenz Gottes ein, die wir, wie die Existenz unseres eigenen Ichs, auch nur an den Wirkungen erkennen können, die sie hervorbringt. Mir offenbart sich Gott am besten und deutlichsten in der Natur; aber ich schelte und beklage diejenigen nicht, die andere Offenbarungen für deutlicher halten. Jeder nach seiner Weise! ich achte den gläubigen Christen, der den Versöhnungstod des Heilandes als das höchste Zeichen göttlicher Liebe ansieht, aber meinem Herzen, das zum Zürnen und Rächen von Natur nicht geneigt ist, spricht sich die Liebe Gottes deutlicher aus in dem Gefühl des Trostes, der Beruhigung, der Glückseligkeit, das der Anblick seiner Werke mir gibt. — Ich verurtheile niemanden um seiner religiösen Ansichten willen, selbst den Atheisten nicht — wofern es einen solchen wirklich

gibt — ich könnte ihn höchstens bedauern, wenn nämlich sein Atheismus das bei ihm wäre, was er bei mir sein müßte: der Verlust aller Freude an Welt und Leben. Solche Atheisten gibt es aber wohl nicht; das Gottläugnen gewisser gelehrter und guter Männer unserer Zeit ist, scheint mir's, nur eine Uebung ihres eigenen Witzes, so ein equilibristisches Kunststückchen, bei dem ihr Ich auf der äußersten Spitze einer nadelscharfen Stange balanzirt, aber diese Stange ruht auf einer Unterlage und diese doch endlich auf der festen, mütterlichen Erde. Wer das eigene Sein nicht läugnen kann, der muß ja doch wohl eine Grundursache alles Seins zugeben, möge er diese nun Jehova, Brama, Gott Vater, oder die ewige Materie nennen, und diese Grundursache muß ihm ja wohl erhaben und auch liebreich erscheinen, da das, was sie wirkte und wirkt, Leben und Glück ist. —

Ich setze dieß mein Glaubensbekenntniß hieher. Es gehört wesentlich zu meiner Biographie, obgleich es eine Abschweifung von derselben scheinen mag. — Was ich wurde und bin in meinem äußerlich so stillen, innerlich so tiefbewegten Leben, das wurde und bin ich durch meine frohe, feste Gottesliebe. Sie war die Quelle meines Glücks in den beschränktesten Verhältnissen, die Quelle meines Trostes bei schweren Leiden, die Ursache meines Muthes selbst in den bittersten Stunden meines Lebens. Wo der Glaube an mich selbst schwankte, erhielt mich aufrecht die Gewißheit der Liebe Gottes.

Das Bewußtsein der Liebe Gottes, der Schirm und Schild, die Schutzwaffe, die ich allen Pfeilen eigener und fremder Thorheiten im Leben entgegenhalte, war in meiner Kindheit ein kindliches, es ist heute nur ein weibliches. Ich kann für meine seligste Ueberzeugung keine gelehrten Beweise führen, und werde mich nicht in Dispute einlassen mit den

Weisen und Klugen; ich verlange nicht danach, Proselyten zu machen: jeder muß seinen eigenen Weg gehen zur Erkenntniß! meine Erkenntniß aber, wie sie ist, ist mein Glück, und daß mir dieß nicht so leicht geraubt werden kann, dazu ward in früher Kindheit der Grund gelegt.

Stürme und Unwetter befestigen die Wurzeln des jungen Baumes: die Wurzeln unserer Ueberzeugungen befestigen die Angriffe und Widersprüche unserer Umgebungen. Es war dafür gesorgt, daß auch meine Ueberzeugungen ihre Festigkeit erhielten.

Ein Bruder meines verstorbenen Großvaters war mit seiner Familie nach Elbing gezogen. Diese bestand aus einer trefflichen Gattin und einem einzigen Sohn, welcher — ein Vetter meines Vaters, aber um mehrere Jahre jünger als er — halb mein Spielgefährte und halb mein Lehrer wurde.

Den armen Onkel Wilhelm hatte das Unglück getroffen, in seinem dritten Jahre an den Pocken zu erblinden und mein kindisches Herz schwoll über von unsäglichem Mitleid mit seinen Leiden und Entbehrungen.

Vetter Wilhelm war klug, geistreich, witzig. Er war ein gelehrter Musiker. Mit einem unglaublichen Gedächtniß begabt, kannte er alle philosophischen Schriften der Zeit, war ein eifriger Kritiker jedes neuauftauchenden Buches, kurz er war ein Genie, aber ein verfinstertes. Sein schweres, unverschuldetes Gebrechen hatte eine tiefe Bitterkeit in seine Seele gegossen. Vetter Wilhelm war wirklich so etwas von einem Atheisten, und ich, ein zur Zeit etwa eilfjähriges Mädchen, war aus aufrichtiger, mitleidsvoller Liebe in jeder meiner freien Stunden seine treue Führerin.

Ich denke jetzt darüber nach, welch eine unpassende, ja gefährliche Gesellschaft der blinde junge Mann für ein heranwachsendes, sich ungewöhnlich früh auch körperlichentwickeln-

des Mädchen gewesen. Ich war mit eilf Jahren dem Körper nach gar kein Kind mehr, sondern ein schlankes Mädchen, dem bei dem Wege nach der Schule schon hin und wieder ein Jünglingsauge nachblickte. Zudem war ich bereits Schülerin der ersten Klasse; alle meine Genossinnen waren um drei, ja fünf Jahre älter und hatten schon Gedanken und Gespräche von Ball, Tanz und Liebschaften.

Ich freilich wußte von dergleichen nichts. Das Treibhaus meines alten Vetters Enders̆ch, das Vaterhaus mit seinen Sorgen und Mängeln, denen ich so gern abgeholfen hätte, meine Blumen, mein Hund, der aus dem Neste an der Kirchenmauer gefallene junge Falke, den ich mit meinem Brüderchen gemeinschaftlich aufgefüttert und gezähmt, das war meine Welt!

Vetter Wilhelm aber betrug sich ziemlich liebhabermäßig, und wenn mein heißer, glühender Wunsch, den armen Blinden zu meinem beglückenden Gottvertrauen zu bekehren, mich wieder und wieder zu ihm führte, so ging er zwar auf meine Argumente mit spottenden Erwiederungen ein, aber er versuchte die Unterhaltung stets auf sehr andere Dinge zu bringen. Damals verstand ich seine Reden und Anspielungen sehr oft nicht und erst in einer viel späteren Lebensepoche ward mir klar, an welch einem schrecklichen Abgrunde mein Kinderfuß mich ahnungslos vorübergetragen.

Mein elterliches Haus war zu jener Zeit ein Aufenthalt des Elends und die bittere Noth lastete auf demselben.

Warum mich auf Erörterungen einlassen, die mehr oder weniger doch den Charakter von Anklagen haben müßten? zur Geschichte meiner Ausbildung gehört nur die Thatsache, daß meine Kindheit sehr frühe mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen hatte. Damals schon, als eilfjähriges, die Schule besuchendes Mädchen, mußte ich den schweren Versuch ma-

chen, mir meine Kleidung, meine Schulbücher selbst zu erwerben, und ich besaß, als ich zwölf Jahre zählte, ein Staatskleidchen von veilchenfarbigem Wollstoff, das ich der Arbeit meiner Hand verdankte; das heißt wohlverstanden: ich hatte mir die kleine Summe, die es kostete, durch das Nähen mehrerer feiner Oberhemden erworben. Nun, das war allerdings recht schwer und mühselig, besonders bei meiner Lebendigkeit und zügellosen Lernlust, aber — jede Lebensmühe hat ihr Aequivalent, und die Freuden und Genüsse des Lebens sind weit gleichmäßiger vertheilt, als der oberflächliche Beobachter wähnt. Wenn jenes Kleidchen mir viel Mühe gemacht, so war es auch ein Besitzthum, dessen ganzen Werth nur derjenige ermessen kann, der mit ähnlicher Mühe sich ein ähnliches errungen.

Daß ich den Muth und die Liebe hatte, dieß mein theures Staatskleid und mein einziges kleines Schmuckstück, einen silbernen Strickring hinzugeben, um den Vater, der uns allen damals wenig freundliches erwies, aus einer dringenden Verlegenheit zu retten: das halte ich für einen sichern Beweis meiner natürlichen Herzensgüte. Ich that es, that es, obgleich ich das volle Bewußtsein hatte, daß Fehler von Seiten meines Vaters dieß Opfer nothwendig gemacht hatten, freudig. Es war das letzte Opfer, das ich, wenigstens für einige Zeit, dem ödegewordenen Vaterhause brachte.

Großmamma, die liebe, treue, war zu ihrer Tochter gezogen, die sich und sie durch Musikunterricht erhielt. Sie versprach Sorge zu tragen für das Brüderchen, das wir zurücklassen mußten beim Vater, und die Mutter packte unter tausend Thränen ihre wenigen Habseligkeiten und meine Kleiderchen; ich nahm, noch lange nicht dreizehn Jahre alt, Abschied von der Schule, in welcher ich eben einen Preis erhal-

ten, und wir reisten über Königsberg nach Tilsit, zu den Verwandten meiner Mutter. —

Das armseligste Vaterhaus ist besser für das Herz, als eine glänzende Fremde. — Bald, o wie bald lernte ich dieß einsehen, als ich, eine geduldete arme Verwandte, ein unerzogenes Kind noch, unter Personen lebte, die gegen mich keine andere Verpflichtung hatten, als welche die allgemeine Menschenliebe ihnen auflegte.

Meine Mutter, meine vielgeprüfte arme Mutter, wie viel mag sie gelitten haben, so einsam, schutz- und stützenlos in der Welt mit einem Kinde, das noch wenig oder nichts leisten konnte, um seine Existenz andern Menschen nützlich und dadurch angenehm zu machen!

Ich weiß nicht, ob ich hübsch und liebenswürdig gewesen bin; meine Mutter war beides in hohem Grade; neben ihrer graziösen blühenden Lieblichkeit stand ich armes, halbentwickeltes Kind wie eine braune Raupenpuppe im Kelch einer Rose. Sie besaß zudem ein ungewöhnliches Geschick für alle Handarbeiten und konnte sich folglich, wo sie nur hintrat, nützlich und angenehm machen.

Es spricht ungemein für die Herzensgüte meiner Verwandten und besonders meiner lieben Tante, daß ich mit Freundlichkeit behandelt wurde.

Diese Tante, eine jüngere, sehr hübsche Schwester meiner Mutter, war an einen Arzt in Tilsit verheiratet und lebte zur Zeit in ziemlich angenehmen Verhältnissen. Mir schien ihr wohleingerichtetes Hauswesen geradezu prächtig; die schönen Mahagonimöbel, die Stutzuhr, die Sophas mit eingelegter Arbeit und die hübschen Teppiche davor machten auf meine immer geschäftige Phantasie den Eindruck höchster Eleganz, und eine Campanula, die ihre hohen, mit blauen Glöckchen bedeckten Blütenstengel zwischen zwei dunkelgrü-

nen Lorberbäumen emportrieb, erschien mir wie ein Feengarten! An dem Fenster, wo diese Blumen standen, hatte ich meinen Sitz gewählt; ein Stieglitz, der, mit einem Kettchen an ein Stängelchen gefesselt, sich sein Futter und Wasser aufzog, war hier mein Gefährte und bald mein intimer Freund. Ich habe vergessen zu erzählen, oder ich habe es vielmehr nur flüchtig angedeutet, daß ich mich schon in der ersten Kindheit mit dem Zähmen von Vögeln beschäftigte. Ein junger Mauerfalke, der aus seinem Nest im Kirchendach gefallen und den mein Brüderchen auf dem Kirchhofe gefunden, war die erste Veranlassung dazu. Wir fütterten das Thierchen mit kleingehackten Fleischbrocken, die wir ihm mit einer Federpose in den Schnabel brachten, und das anfangs sehr häßliche Geschöpf bekam Federn und ward ein stattlicher Vogel mit feurigen Augen, die aus goldgelben Ringeln hervorblitzten, mit bräunlichgrauem Gefieder, gewaltigen Klauen, die tüchtig zupacken konnten, und einem Schnabel, scharf, hart und krumm, wie ein Türkensäbel.

Mein Gott! wie liebte ich das Thier, das mir aus der Hand fraß, auf meiner Schulter stundenlang schlief und mir wie ein Hund folgte! Mein Bruder und ich hatten von ihm auch nichts zu besorgen; wehe aber dem Fremden, der ihn oder uns zu necken versuchte. Azrael, so hatten wir ihn genannt, sträubte seine Federn, blies sich auf und — hackte mit seinem krummen Schnabel wüthig in die Hand, die ihn beleidigte, und ein Biß von diesem Schnabel gab eine garstige Wunde.

Nach Azrael, der leider getödtet werden mußte, weil er zu vielen Schaden anrichtete, hatte ich zuhause noch mehrere andere Vögel harmloserer Natur gezähmt und besonders mein Vergnügen daran gehabt, im Winter die Spatzen und die Krähen an unserm Fenster zu füttern. In acht Tagen

gewöhnlich kannten sie ihren Futterplatz, kamen täglich zur bestimmten Stunde und machten durch ihre Zutraulichkeit mir unsägliche Freude. Auch der gefangene Stieglitz ward bald mein Freund und antwortete auf jeden Ruf von mir durch einen Laut seiner kleinen Kehle. Heimlich zerschnitt ich jetzt das feine Lederriemchen, das über seine arme Brust ging und die Federchen auf derselben schon ganz abgescheuert hatte. Er war nun von der Kette befreit und konnte im Zimmer umherfliegen, immer aber kehrte er, wenn er Durst oder Hunger hatte, auf sein Stängelchen zurück, um sich sein Futter und Wasser mühsam aufzuziehen, obgleich es ihm ein Leichtes gewesen, sich auf den Näpfen unten an der Stange zu sättigen.

Das Vögelchen war mein lieber Vertrauter, denn trotz der Güte meiner Tante, trotz des verhältnißmäßigen Ueberflusses, in dem ich lebte, fühlte ich doch das tiefste Bangen nach der armen Heimat und vor allem nach dem fernen geliebten Bruder.

Den Jahren und den Kenntnissen nach hätte man mich vor allen Dingen noch in eine gute Schule schicken sollen; meiner äußerlichen Erscheinung nach ward dieß aber für unthunlich gehalten und nur zweierlei Unterricht ward mir zu Theil: Religions- und Tanzunterricht.

Ich ging zu dem ersten anfangs mit weit größerer erwartungsvoller Freude, als zu dem letzteren. Was versprach ich mir nicht alles von ihm! — Die Konfirmanden versammelten sich, um das Wesen der christlichen Religion kennen zu lernen, wöchentlich zweimal in der Kirche und saßen dort auf Bänken um den Hauptaltar. Der uns lehrende Geistliche kam gewöhnlich etwas spät, früher aber als wir befanden sich schon auf den vorderen Plätzen der Emporkirche tagtäglich verschiedene Dragoneroffiziere, fast die ganze Prima

des nahen Gymnasiums und andere junge Männer, deren Zeit nicht übermäßig von Geschäften in Anspruch genommen.

Daß diese Anwesenden die Aufmerksamkeit der jungen Mädchen auf die Vorträge des lehrenden Geistlichen sehr verstärkt hätten, könnte ich eben nicht behaupten. Für mich waren dieselben aber auch — abgesehen von jener Zerstreuung — nicht fesselnd und belehrend.

Ich muß mir selbst das Zeugniß geben, daß ich, von der Heiligkeit dessen, was ich zu empfangen kam, tief durchdrungen, den besten, reinsten Willen zum Konfirmations-Unterricht mitbrachte, jeden Tag aber verließ ich denselben mehr und mehr unbefriedigt.

Religionsunterricht muß zur Herzensangelegenheit der Jugend gemacht werden, da derselbe seiner innersten Natur nach nicht Verstandessache sein kann. In der Christuslehre kann nichts, gar nichts dem Verstande bewiesen werden, sie besteht von Anfang bis zu Ende aus Grundsätzen und Folgerungen, die dem Verstande vollständig unfaßbar, ja widersprechend sind. Nur indem der Lehrer das Herz seiner Schüler erwärmt und erweicht, kann er ihnen den eigentlichen Sinn des Christenthums erschließen. Das Wesen des Christenthums ist L i e b e, diese aber liegt im Herzen, das Herz muß sie empfangen, wenn sie lebendig wachsen und blühen soll.

Mein Religionslehrer war aber wohl kaum der Mann, einen solchen fruchtbringenden Unterricht zu ertheilen. Wir lernten die Religionslehren auswendig als gegebene Thatsachen, hielten uns dabei leider aber mit sehr unerquicklichen Erklärungen auf, und waren, als der Konfirmationstag herannahte, genau ebenso klug und in uns selbst sicher, als bei der ersten Unterrichtsstunde. — Für mich war diese ganze

Angelegenheit schmerzlich, denn sie erweckte in meiner jungen Seele einen peinlichen Zwiespalt.

Gewisse Lehren des Christenthums, besonders die von dem zürnenden Gott, der, um versöhnt zu werden, eines schuldlosen Opfers bedarf, hielt ich der erhabenen Vorstellung, die ich mir von dem allgütigen, allmächtigen und höchst gerechten, ewigen Weltgeiste machte. unangemessen, und doch wagte ich nicht, sie muthig von allen Seiten mit meinem Verstande zu beleuchten, weil ich zu hohe Ehrfurcht vor dem hatte, was mir als heilige Wahrheit vorgelegt wurde.

Mein Konfirmationstag war am 8. Oktober. Ein klarer schöner Spätherbsttag.

Am frühen Morgen erhielt ich von unbekannter Hand eine prächtige, eben erblühende Zentifolie.

So dachte doch also jemand freundlich des vaterlosen Mädchens! Heute noch danke ich in der Tiefe meiner Seele dem Spender jener Freude, dessen Namen ich nie erfuhr; möge Gott ihm für jedes Blättchen meiner Rose einen glücklichen Tag an seinem Leben zulegen!

Meinen Einsegnungsanzug, bestehend aus einem schwarzen Taffetkleide und seidenen Schuhen, hatte ich mir durch Stickerei selbst verdient. Nur den leichten Shawl von schwarzen Spitzen bekam ich von einer wohlhabenden Freundin meiner Mutter geschenkt.

Mein Mütterchen half mir beim Ankleiden. Sie kämmte und flocht die schweren Massen meiner aschfarbigen Haare, die mir damals wie jener Gräfin von Nibda, zu einem Mantel hätten dienen können. Ach, die ungeheuere Stirn war immer noch ihr Aerger; mein Haar konnte ja nie so arrangirt werden, daß es diesen Mißstand verbarg.

Meine Großmamma (die Mutter meiner Mutter), meine

Mutter, meine liebe Tante und ihr Gatte fuhren mit mir zur Kirche und mit zitterndem Herzen trat ich vor den Altar.

Der Geistliche, welcher uns konfirmirte, hatte unter den schriftlichen Glaubensbekenntnissen, von denen jede Konfirmandin wenige Tage vorher eines ihm zur Prüfung vorgelegt, das meine ausgesucht — ich sollte es laut vor der ganzen Gemeinde aussprechen.

Ich erinnere mich, daß es ungefähr mit folgenden Worten begann:

Mit tiefgerührtem Herzen bekenne ich mich im Angesicht Gottes, und vor dieser andächtigversammelten Gemeinde zu der Lehre meines Heilandes Jesus Christus und schwöre, daß ich mich bemühen will, sie mein ganzes Leben hindurch zu halten in Worten und Werken, auch falls es sein müßte, meinen Glauben zu besiegeln durch den Tod.

Als ich sprechen sollte, forderte mein Lehrer mich auf, meine Hand in die seine zu legen; ich bemerkte im nämlichen Moment, daß meine Worte dadurch auch die äußere Form eines Eides erhielten und eine unsägliche Angst durchzuckte mein Ich, denn — ich fühlte, daß das nun folgende Glaubensbekenntniß nicht das meines innersten Herzens war.

Den ersten Theil: Ich glaube an Gott, der die herrliche Welt durch seinen Willen schuf, der liebevoll für jedes seiner Geschöpfe sorgt — konnte ich ohne Anstoß, ja freudig und laut hersagen; er schloß mit den Worten: Denn wie der Sonne Bild sich spiegelt im unermeßlichen Weltmeer und im perlenden Thautropfen, so zeigt sich des Schöpfers Macht und Weisheit gleich erhaben im größten und im kleinsten.

Bis dahin ging alles gut. Beim zweiten Theile aber begann meine Stimme zu zittern, zu stocken und der Prediger, der meine Angst für Mangel an Gedächtniß hielt, sprach

nun ruhig ein anderes Glaubensbekenntniß an meiner statt, um jede Möglichkeit einer Störung zu vermeiden.

Leider muß ich bekennen, daß ich an jenem Tage mich durchaus nicht zu der Stimmung emporschwingen konnte, die mir seiner würdig schien. Oft, bei Spaziergängen, bei meiner Handarbeit, ja sogar sehr am unrechten Ort z. B. einst in einem Gasthofszimmer, wo ich zufällig eine Bibel fand und die rührende Erzählung vom Zöllner Zachäus las, war meine Seele tief von Andacht hingerissen worden. An meinem Konfirmationstage, wo doch von rechtswegen Rührung und Andacht mein Herz hätten erfüllen sollen, war ich verkehrtes Kind mit allen meinen Sinnen, Gedanken und Gefühlen im irdischen befangen. Vergebens suchte ich mich zu sammeln, alle Erbärmlichkeiten zogen mich ab; ich sah, daß mein Schuhband die bösliche Absicht hatte aufzugehen, ich sah die riesige Schleife einer kleinen Landpomeranze, die nicht weit von mir stand, wie einen himmelblauen Kohlkopf in ihrem blonden Haar zittern. Ich sah meine Großmamma mit gerührtem Gesicht aus ihrer kleinen Agatdose ein zierliches Prischen nehmen. Herr Gott! ich sah alles, nur nicht den Himmel offen, den doch jene Stunde meinem jungen Herzen erschließen sollte.

Als der Gottesdienst längst vorüber war, als wir bei der Tante ein hübsches Mittagbrot gegessen hatten, als wohl bei allen andern die Rührung längst verklungen, stand ich einsam unter einer noch belaubten Akazie im kleinen Gärtchen bei Großmamma. Dort gedachte ich des abwesenden Vaters, des lieben lieben fernen Bruders, der Zukunft, die lang und sonnenlos vor mir lag; dort betete ich und faßte unter heißen Thränen gute Vorsätze. Auch an jenem Tage, der mich der Kirche einverleibte, sprach Gott nur zu mir durch die Natur. —

Vom Konfirmationsaltar in den hellen Raum eines Ballsaals ist ein Sprung, den im Leben ja die meisten jungen Mädchen sehr rasch machen; sei er mir daher hier auf dem Papiere auch erlaubt.

Der erste Ball ist eine Begebenheit im Leben eines jungen Mädchens!

Tante und Mamma hatten an mir zu putzen, und erstere, die freundliche Seele! vergaß in ihrem Eifer, mich recht schön zu machen, sich selbst die Filzsocken von den Atlasschuhen zu ziehen und würde, wenn ich dieß nicht bemerkt hätte, wahrscheinlich mit denselben in den hellerleuchteten Saal getreten sein. —

Ich rathe jeder Matrone, die Töchter oder Nichten zum Ball führt und ermüdet in die trübbrennenden Kerzen starrt, oder mit bebenden Nerven von der Musik nichts mehr hört, als den brummenden Grundton der großen Trommel, an den ersten eigenen Ball zurückzudenken! — O Jugend! Zeit, in der die eigene Phantasie die kalten, lärmenden, zweifelhaften Genüsse der Geselligkeit mit all dem Himmelszauber schmückt, den sie, und nur sie selbst ihnen verleiht, segne dich Gott! und möge stets das reife Alter neben Dir Dir dein natürliches Recht lassen, durch eigene Erfahrung die Freuden der Welt nach ihrem wahren Werthe schätzen zu lernen! — Tanzt Ihr jungen Mädchen nach mir so heiter, so viel, so leichtfüßig und gewandt, als ich zu meiner Zeit getanzt habe! auch Euch wird es nicht an Gelegenheit fehlen, mitten in der Lust die Wehmuth unbefriedigten Sehnens zu empfinden!

Bei mir trug das Sehnen, das mich gerade dann am leichtesten befiel, wenn ich ein Vergnügen genoß, die Gestalt und die Züge meines fernen Bruders.

Stand ich in einer Pause des Walzers in der Nähe der großen Bogenfenster und sah die Sterne durch die Scheiben

blitzen, so schienen sie mir Augen des Abwesenden, der nun vielleicht allein war, ohne ein Herz, das liebend für seine Freuden sorgte, und dann ward mir die Musik zum Klagegesang, dann beugten sich und zitterten meine Nerven in heißem schmerzlichen Weh. O hätte ich auf den Flügeln der Töne mich erheben können und hinwegziehen, weit, weit, durch die Winternacht bis zu dem Fenster des armen Häuschens, das ich zuletzt meine Heimat genannt hatte, um dort mich niederlassend meines Bruders rothe Lippe, meines Vaters schlanke Hand küßen zu können: wie gern, o wie gern hätte ich den glänzenden Ballsaal verlassen mögen für immer!

Mädchen von so lebhafter Phantasie und so frühe körperlich ausgebildet wie ich, pflegen in der Regel sich auch frühe zu verlieben. Das war bei mir nicht der Fall und ich verdanke das wahrscheinlich eben der stets regen Sehnsucht nach meinem abwesenden Bruder. Ich hatte einen Gegenstand, nach dem meine jugendliche Seele sich sehnen konnte und — bedurfte daher keines andern.

Beim herannahenden Sommer machte ich mit meiner Mutter und Großmamma nicht selten kleine Reisen zu befreundeten Familien, die mich bis zur russischen Grenze, ja bis über dieselbe nach meinem Geburtsort Kybullen, nach dem schönen Jelgodischken, nach Georgenburg und dem alten Schloß Kaimehlen führten. Meine Kenntniß der Gegenden und Zustände Ostpreußens, die ich oft und mit Vorliebe in meinen Schriften schildere, verdanke ich diesen Ausflügen; Jugendeindrücke erhalten sich lange im Herzen im rosigen Jugendlichte.

Hätte ich in Tilsit bei meiner guten Tante nicht die stets wache Sehnsucht nach dem Bruder gehabt, ich glaube, ich würde mich bald bei ihr vollständig heimisch gefunden haben.

Sie selbst und ihr Gatte — möge die Erde ihm leicht

sein — zeigten mir nicht, daß ich kein Anrecht auf ihren Schutz und ihre Stütze hatte.

Auch diese Familie hatte indeß Sorgen, obwohl der Gatte meiner Tante von Hausaus einiges Vermögen besaß. — Meine Mutter schneiderte und nähte für Geld, ich stickte so fleißig, als meine Natur, der stillesitzen so sehr entgegen ist, dieß nur immer erlaubte; meine Mutter erhielt manche Unterstützung von wohlhabenden Freunden und Verwandten, wir waren beide, Mutter und Tochter, jung und arbeitsfähig: aber Frauenarbeit wird sehr schlecht bezahlt, es lag wohl auf der Hand, daß ich, die jüngere, auf einen einträglicheren Erwerbszweig denken mußte.

Ein Freund meines Onkels, ein wackerer gebildeter Mann, rieth mir schon damals, meine Poesien zu sammeln und in Druck zu geben; denn ich muß es nur gestehen, daß ich, so lange ich denken kann, an derart geistiger Ueberfülle gelitten, die sich nur Luft macht, indem sie als Vers aufs Papier oder auf die Lippe tritt. Ich konnte tagelang, wenn ich bei Laune war, in Reimen sprechen, die man, ohne allzuviel Barmherzigkeit zu üben, auch allenfalls Verse hätte nennen können.

Jeder Schmerz, jede Freude, Sonnenschein und Schneegestöber, die Sehnsucht nach meinem Bruder, alles, alles ward bei mir zum Gedichte. Freilich wurden diese Gedichte nie jemandem gezeigt und wenn ein Zufall sie verrieth, so schämte ich mich gar sehr und weinte bitterliche Thränen.

Es ging mir, wie der Prinzessin im Märchen, die mit goldenen Haaren auf die Welt kam und stets eine schwarze Kappe darüber trug, weil sie nicht anders sein wollte wie andere Leute.

Jener Freund nun, Justizrath K., hatte ein goldenes Haarzipfelchen unter der Kappe hervorschimmern gesehen und nicht nachgelassen, bis ich ihm den ganzen Zopf zeigte.



Er fand ihn hübsch und sagte das und verlangte, daß ich ihn der ganzen Welt sichtbar machen solle. Hätte der wackere Mann mir gesagt: das ist Gold, liebes Kind, und wenn Du es verkaufst, kannst Du Nahrung und Kleidung für Dich und Deine Mutter und manche Freude für Deinen Bruder dafür anschaffen; gewiß! ich würde schon damals für meine Pflicht gehalten haben, was ich in weit späteren Jahren als eine solche erkannte; aber das sagte er nicht, sondern im Gegentheil er sagte, daß Poesien, so frisch, originell und natürlich. der Kosten werth seien, die man für Druck, Papier u. s. w. darauf verwende.

Mir waren sie soviel werth, wie meine Thränen und mein Lachen, sie waren die natürlichen Ausbrüche meines Gefühls, und da ich zu keiner Zeit mich für ein Wesen dem Dalai-Lama gleich gehalten, der seine Nägelabschnitzel seinen Gläubigen verehrt, so lachte ich über die Idee meines alten Freundes und fragte, wie viele Studien ich wohl noch machen müßte, um allenfalls eine kleine Schule zu begründen? denn das war der höchste meiner Träume und Wünsche. Immer unter Kindern sein, meine Gedanken und meine Zeit theilen zwischen Lernen und Lehren — im Himmel selbst hätte ich, wenn ich nicht im dumpfen Zimmer, sondern in der freien Natur bei dieser Beschäftigung sein durfte, mir keine höhere Glückseligkeit vorstellen können.

Ich war damals den Jahren nach noch kaum ein erwachsenes Mädchen, denn ich wurde vor dem vollendeten vierzehnten Jahre konfirmirt und ein Jahr nach meiner Einsegnung blieb ich nur noch in Tilsit. Hätte ich einige praktische Lebenserfahrungen, ein wenig Muth und Selbstvertrauen gehabt, es wäre mir sicherlich nicht sehr schwer geworden, mich bei einigem Fleiß zu einer tüchtigen Lehrerin auszubilden; aber ich war noch ein Kind und hatte niemanden, der

mir rathend und helfend zur Seite stand. Nicht auf dem leichten Wege durch Lehre und Unterricht, sondern auf dem weit schwereren durch Leben und Leiden sollte ich meine geistige Ausbildung erlangen, und fremd dazustehen, unter Fremden, war das hauptsächlichste Mittel, dessen das Geschick sich bediente, um aus mir einen Menschen zu machen.

Die Wurzeln meines Lebensbaumes sollten nie zu fest sich einranken in eine irdische Heimat, — damit, so glaube ich — die Krone desselben desto freier emporsteige in den ewigen Aether. —

Die jüngste Schwester meiner Mutter war die Gattin eines protestantischen Geistlichen in Rathangen. Sie, eine ganz junge, sehr hübsche Frau, erwartete ihre erste Entbindung und wünschte dabei die Gegenwart und Pflege ihrer älteren, durch keine Familienpflichten behinderten Schwester.

Freilich war ich dabei das fünfte Rad am Wagen, aber ein Kind ohne Vaterhaus ist dieß wohl eigentlich überall.

Meine Mutter nahm mich also mit nach Laggarben; wo sollte sie mich auch lassen? wußte sie doch am besten, daß ihrer liebevollen Schwester in Tilsit es nicht leicht geworden wäre, mich bei sich zu behalten.

Ein fünfzehnjähriges, blühendes Mädchen, das die Vergnügungen der Jugend bereits kennengelernt hatte, kam ich aufs Land.

Es war ein jäher Wechsel! einer Pflanze, die man aus dem warmen Frühbeet plötzlich in den harten kalten Boden versetzt, mag etwa so zumuthe sein, wie mir. —

Meine Mutter konnte und sollte in dem Hause ihrer Schwester sich nützlich machen, ich, ihr überflüssiges Anhängsel, hatte dazu weder Gelegenheit, noch Kraft. Ich konnte nicht einmal die Masse meiner überflüssigen Zeit durch Handarbeiten für Geld verwerthen und ich brauchte doch, ich Arme,



dort wie überall, Schuhe und Kleider, wenn auch die nothdürftige Nahrung mir von meinen Verwandten gegeben ward.

War Gesellschaft im Hause, so fühlte ich, daß selbst mein Platz bei Tische ein usurpirter sei; ich fühlte, daß man mich duldete aus Barmherzigkeit und daß, wenn ich in der nächsten Minute stürbe, in dem Menschenkreise, wo ich war, auch nicht die kleinste Lücke entstehen würde.

Es war ein herbes hartes Jahr, das ich dort verlebte! Fuhr die Familie aus, so war in dem kleinen offenen Wagen kein Platz für mich, und ich lernte die Kunst, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und freundlich zu versichern, daß ich recht gern alleinbliebe.

Anfangs war dieß freilich nur eine Redensart, die ich armes sechszehnjähriges Kind hersagte, während in meinen jungen, lustig ins Leben ausschauenden Augen die klaren Thränen perlten.

Wenn ich aber allein war, war ich auch frei! Schien die Sonne, so eilte ich hinaus ins Feld oder in den nahen grünen lieben Buchen- und Eichenwald. Da wuchsen Blumen aller Art, da guckten unter dem welken Laube des vorigen Jahres zarte grüne Moospölsterchen, zierliche Elfenbettchen hervor. Am Raine reifte neben der silbernen Blüte der Sternblume die rubinrothe Erdbeere. Zierliche Winden, Schiffermützchen von den Kindern genannt, verhauchten den Mandelduft ihrer Blüte neben dem schlanken geraden Stengel der niedlichen Pflanze, die der Landmann „der heiligen Jungfrau Bettstroh“ heißt. Auf dem feuchten Sammtrasen im Erlenbusch, da wo man nach den Birken hinüberging, blühte die weiße Orchis, die erst Abends ihr Herz erschließt und der sternenhellen Nacht ihre Düfte spendet.

Ich war viele Stunden, ich war halbe Tage lang einsam im Walde, wie ein junges Reh von allen Blumen

naschend, an jedem grünenden Busche mich freuend und dem Abendroth und den Sternen mein Sehnen nach dem fernen Bruder und meine Grüße für ihn zusendend.

Anfangs begleitete mich auf diesen meinen Streifereien außer dem kleinen Stubenhündchen Dido nur mein Strickstrumpf; als ich aber allmälig im Hause bekannter wurde, entdeckte ich im Zimmer des Onkels einen ungeahnten Schatz: den kleinen unverschlossenen Bücherschrank.

Er enthielt außer einigen theologischen Schriften den ganzen Schiller, Herder, Göthe und Lessing, eine geschriebene Uebersetzung des Landpredigers von Wakefield, zwei Theile von Tristram Shandy, Engel's lieben alten Lorenz Stark und verschiedene Reisebeschreibungen.

Jetzt hatte ich die Gesellschaft, hatte die Freunde, nach denen mein Herz sich gesehnt.

Mit einem Buch in der Hand saß ich im Garten unter einem großen wilden Apfelbaum, vor mir im blühenden Klee summten die Bienen, mit denen ich gleich bei meiner Ankunft in Laggarden Freundschaft geschlossen hatte; um mich herum scharrten und gluchzten die Haushühner, die ich mich gewöhnt hatte zu füttern. Der große rothfedrige Hahn flog mir, wenn ich ihn eine Weile nicht beachtete, dreist auf den Schooß oder auf die Schulter, und das schwarze Hennchen mit der weißen Federhaube pickte mir geradezu in die Hand, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Eine weiße Taube, die ich vollständig gezähmt hatte, begleitete mich auf Schritt und Tritt, ja sogar Goldammerchen, Stieglitz und Meisen thaten bekannt mit mir und ließen sich die Körnchen und Krumchen schmecken, die ich ihnen hinstreute. —

Ich war nicht mehr fremd in meiner Einsamkeit. Mein Leben hatte neue Wurzeln der Liebe geschlagen in der neuen Heimat und wenn ich für die Thiere sorgte, die Hühner und

Enten fütterte, nach den lieben Bienen sah, den Waldvögelchen Krumen brachte, fühlte ich mich auch — ich lächle heute darüber, aber damals war mir es heiliger Ernst — gewissermaßen nützlich.

Ich denke an jene Zeit mit einem gewissen Mitleid gegen mich selbst zurück. Heute, als Mutter von vier Kindern, die mich aufrichtig lieben, als Großmamma eines kleinen reizenden Hänschens, das mich schon kennt und mir zulächelt, wenn es mich sieht, kommt mir das junge blauäugige Mädchen, das damals vor so und so viel Jahren unter dem Apfelbaum Lessing's Nathan mit entzückter Andacht las und die überquellende Liebe ihres Herzens den Vögeln unter dem Himmel, den Blumen auf dem Felde zuwandte, so arm vor!

Es war aber wohl nicht so schlimm mit mir, als jene längstentflohene Zeit Gegenwart war, wie es mir nun erscheint. Reichthum und Armuth, auch wo sie den höchsten Schatz des Erdenlebens, die Liebe betreffen, sind relative Begriffe. Wie erfreute und beglückte mich damals die Liebe meiner Taube; wie viel Künste versuchte ich, um den bösen schwarzen Hahn zutraulich zu machen, und welche Befriedigung empfand ich, als mir dieß endlich gelungen! Wie stolz war ich, weil die Bienen mich kannten und mir gestatteten, mit bloßer Hand in das Flugloch eines ihrer Stöcke zu greifen und die welken Blätter herauszuholen, die eine genäschige Maus sich dort hineingetragen. Ach, und welch ein Schatz von Wonne lag für mich vergraben in dem kleinen Bücherschrank des Onkels! Heute, als alte Frau, lese ich mit dem Verstande! Die Kritik, auch eine Matrone, aber mit einer mächtigen Brille auf der Nase, sieht mir über die Schulter und flüstert mir allerlei Tadel ins Ohr und verdirbt mir dadurch den reinen Genuß. Damals aber las ich mit dem Herzen, und wie ein voller klarer Strom ungetrübt durch den

Strudel der Reflexion flossen die Gedanken und Gefühle der Dichter in meine Seele.

Gewiß, ich las so manches, was ich zur Zeit nicht ganz verstand. Ich las z. B. den Faust mit einer Entzückung, die mir heute nur noch der Gesang der himmlischen Heerschaaren einflößen könnte, wenn ich ihn wirklich zu hören gewürdigt würde. — Wer aber sagt mir, daß ich in diesem Augenblicke jene Dichtung ganz verstehe? Es ist mit den Gedanken, die uns große Geister in ihren Schriften übergeben, wie mit der Erkenntniß Gottes — jeder von uns begreift nur den Gott, dem er gleicht, und jeder von uns liest aus den Schriften der erhabensten Menschen doch nur die Gedanken heraus, die er selbst zu fassen fähig ist.

Geschadet hat mir die unverstandene Lektüre sicherlich nicht. Viele Gedanken der großen Dichter blieben wie ungewechselte Goldstücke in dem Schrein meines Gedächtnisses liegen, bis Zeit, Erfahrung und fortschreitende Bildung mich sie verstehen und nützen lehrten. — In Laggarben las ich auch zum erstenmal des Pfarrers Tochter von Taubenhain. — Wenn ich auch nicht genau verstand, in welcher Weise der garstige Junker sich gegen jenes Dirnchen versündigte, wenn ich ebensowenig Faust's Unrecht gegen Gretchen ganz begriff, so sagte mir mein Mädchenherz doch, daß beide Männer das Heiligste, was es auf Erden gibt, die Liebe jener beiden weiblichen Seelen, mißbraucht hatten, und ein tiefes, unsägliches Mitleid mit Gretchen und Röschen breitete seine Schwanenflügel in mir aus.

Es war wohl natürlich, daß im Hause eines Geistlichen die Religion bisweilen Gegenstand des Gespräches war. Mein Onkel, ein aufrichtig frommer Mann und gläubiger Christ, lehrte, was ihm das eigene Herz erfüllte.

Außer ihm lernte ich hier noch einen echten, treugläubi-



gen Christen kennen in der Person des Konsistorialrathes Dinter. Gott segne ihn und lasse ihm die Erde leicht sein.

Sind meine religiösen Ansichten auch von denen dieser beiden Männer wesentlich verschieden, so habe ich ihnen doch für eine Ueberzeugung zu danken, die mir hochwichtig ist. Ich weiß durch sie, daß wahre und sehr bedeutende Geistesbildung sehr wohl zu vereinen ist mit einem ganz kindlichen Glauben.

Dieser Kinderglaube, der wie eine einfache Blume im Schutz und Schatten der Erkenntniß fortwächst, ist aber sicherlich wie die Bibel sagt nur eine Begnadigung der Auserwählten.

Ich gehöre nicht zu der Zahl derselben. Meine religiöse Ansicht ist die Blüte am Baum meiner eigenen Erkenntniß. Ich kann nicht glauben: ich kann nur erfassen, begreifen; was ich von Gott erfaßt und begriffen, das ist mein Stab, mein Glück, meine höchste Wonne. Wie wenig es auch ist, wie sehr noch in Nebel gehüllt, ist es dennoch hinreichend, um mir ein zitterndes, freudiges Hoffen für den Moment einzuflößen, den der Instinkt jede lebende Kreatur fürchten und meiden heißt — den Tod!

Aber ich ertappe mich schon wieder auf Reflexionen über Religion, während ich mir doch bewußt bin, daß der Zweck dieser Blätter nur der sein kann, Lesern, welche sich dafür freundlich interessiren, zu zeigen, durch welchen Zusammenfluß von Umständen sich in mir die Neigung und Fähigkeit entwickelte, Geschichten zu erzählen. Meine Religion ist aber so sehr Hauptheil meiner Seele, wie etwa mein Angesicht Haupttheil meines Körpers ist. Ich bin, was ich bin, buchstäblich und mir selbst genau erweislich, durch Gott, das heißt, durch mein Streben, Ihn, den Ewigen, zu erkennen in seinen Werken. Vielleicht, daß die Herzenseinsamkeit, in der

ich meine ganze Jugend zubrachte, mich eben dahinbrachte, mein Fühlen und Lieben dem Unendlichen, Allgegenwärtigen zuzulenken, der in allen Stunden stillen Sehnens, heißen Schmerzes bei mir war in seiner Schöpfung. Sein Auge, das ins Herz sieht, weiß es, daß meine Liebe für Vögel und Blumen, die mir durchs ganze Leben geblieben, nichts anderes ist, als Liebe zu ihm, der seine Weisheit, Fürsorge, Macht und Herrlichkeit der aufmerkenden Menschenseele deutlich offenbart in der harmlosen Schönheit, in der einfachen Freudigkeit dieser seiner lieblichen Geschöpfe.

Ich spreche so oft von meiner jugendlichen Herzenseinsamkeit und doch war bis zu der Epoche, zu der ich jetzt komme, meine Mutter fast ununterbrochen neben mir; meine Mutter, die ich mit tiefster Innigkeit liebte. Mein Hauptschmerz war aber wohl der stete Zweifel an der Liebe dieser Mutter.

Sie starb, lange lange nach der Zeit, von der ich jetzt spreche, mich segnend, in meinen Armen; sie hat mir vorher tausendmal unter heißen Thränen versichert, daß sie mich stets geliebt, und o wie gern und freudig habe ich dieser Versicherung geglaubt! Leider verstand sie es nur nicht, meinem schwellenden jungen Herzen ihre Liebe zu erkennen zu geben. Sie, gegen Jedermann so freundlich und nachsichtig, war nur gegen mich fast bis zur Rauhheit — ich kann nicht sagen — streng, ich würde Strenge als Liebe erkannt haben — ich fühlte nur beständig, daß ich der Mutter in ihrem einsamen haltlosen Leben — eine Last sei!

Nachdem wir etwa ein Jahr in Laggarben gewesen, entwickelte sich eine Krankheit, an der meine arme Mutter schon lange litt, mit ungeheuerer Schnelle. Es war ein furchtbar schmerzliches Gliederreißen, zu dem sich auch eine periodische Harthörigkeit gesellte, die manchmal zu vollständiger Taub-

heit ausartete. Der Onkel in Tilsit war Arzt — ich wußte, daß er schon lange die Absicht gehabt, mit der Mutter eine ernste Kur zu beginnen, aber ich wußte auch, daß die Verhältnisse ihm nicht erlaubten, zwei Personen in seinem Hause aufzunehmen und zu erhalten. Ich wußte, daß meine liebe Tante in Tilsit die Schwester gar gern umsichgehabt hätte — ich fühlte — mit welchem Schmerz, weiß nur Gott, — daß meine Anwesenheit die Vereinigung der Schwestern, die Kur meiner leidenden Mutter hinderte — — und ich nahm mein Herz in meine Hände und erklärte, daß ich beabsichtige, irgendwo als Lehrerin kleiner Kinder mein Brot zu suchen.

Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange aufsichwarten. — Eine Witwe auf dem Lande in der Gegend von Rastenburg wünschte ein junges Mädchen, die ihr und ihrer alten Mutter Gesellschaft leisten und zwei Kindern, einem Mädchen von sieben und einem Knaben von acht Jahren, den ersten Unterricht ertheilen sollte. —

Wir wurden einig und ich nahm nun Abschied von meiner Mutter, die kurz darauf nach Tilsit zu ihrer Schwester ging.

Es war ein Himmelfahrtsdonnerstag, als ich nach Pohiebels kam; solch ein grünangestrichener Wintertag, an dem der rauhe Wind die Birkenschleier zaust und dem knospenden Flieder ins Ohr heult, daß er unvorsichtig früh seinen Busen dem trügerischen Sonnenlicht erschlossen.

Das Wohnhaus in Pohiebels lag auf einer sandigen Höhe. Hügel, mit Kieferstämmen dünn bestanden, verschloßen überall die Aussicht. Große Ställe umgaben den Hof und machten ihn zu einem viereckigen Platz, angefüllt mit unergründlichem Kothe, über den man auf gelegten Brettern den gefährlichen Weg nach den verschiedenen Thüren machen mußte. Das Hausgesinde sprach fast gar kein Deutsch und

die Kinder, die ich erziehen helfen sollte, schienen mir der Erziehung in sehr hohem Grade bedürftig zu sein.

Ja! das waren schwere Stunden, wo ich fremd, o wie fremd! unter ein fremdes Dach trat, ein kaum sechszehnjähriges Mädchen. —

Ich fand meine Schlafstätte in einem kleinen Stübchen neben der allgemeinen Wohnstube. Die Herrin des Hauses, eine stattliche Frau von etwa fünfunddreißig Jahren war stets, außer bei Tische, in ihrem eigenen Zimmer, die alte Mutter schäfterte in den Wirthschaftsräumen umher.

Tagelang kam mir's vor, als ob die Sonne hier gar nicht schiene, als ob ich ausgestoßen sei aus der menschlichen Gesellschaft. —

Ich versuchte die Kinder an mich zu gewöhnen. Anfangs wollte mir das nicht gelingen, es waren junge wilde Geschöpfchen, die den Zaum und Zügel der Schule noch nie gekannt.

Indeß ich verzweifelte nicht, hatte ich doch Tauben, Falken, Spatzen und Hühner an mich gewöhnt — freilich, indem ich ihnen Futter hingestreut, mit dem diese stetsspeisenden Kinder wohl nicht zu kirren gewesen wären! — aber der Mensch lebt nicht von Brot allein! jedes junge Geschöpf liebt wohl auch die Nahrung der Phantasie — ich erzählte meinen beiden Schülern Märchen und hatte sie bald, weit früher sogar, als ich's selbst gehofft, am Bändel. —

Die Mutter schien sich dieses Erfolges recht sehr zu freuen. Als ich etwa vierzehn Tage in Pohiebels war, begann sie sich in Gespräche mit mir einzulassen und forderte mich endlich auf, den Abend in ihrem Zimmer zuzubringen und — mit ihr zu lesen.

Ja das war hübsch! Das Zimmer der gnädigen Frau war ein gar freundlicher Raum; an den Fenstern standen

hohe, stattliche Topfgewächse, wie ich sie seit dem Treibhause des Vetters Enderssch nicht mehr gesehen. Eine Astrallampe verbreitete ihr gemüthliches Licht über die zierliche Damastdecke des Tisches — die gnädige Frau saß auf dem Sopha, ich neben ihr auf einem hübschen altväterischen Lehnstuhl — wir lasen: Die Reisen des jungen Anacharsis von Barthelemy.

Da war ich denn mitten in Griechenland und verkehrte mit den Weisen des Alterthums.

Karamsin's Reisen nach Frankreich folgten diesem ersten Buche, denn wir lasen alle Abend und oft einen großen Theil des Nachmittages — und unterdessen breitete denn auch der Lenz seinen bunten Teppich draußen über die Sandhügel. Die Kiefern zeigten die schwefelgelbe Blüte und den maigrünen zarten Jahrwuchs, das Johanniskraut quoll in falben üppigen Büscheln aus dem Sande hervor, dunkelgrüne Quendelstauden schmückten sich mit der zartblauen Blüte und verhauchten ihren würzigen Athem in die laugewordene Luft.

„Wollen wir nicht einmal spazieren gehen, liebes Kind?" sagte die gnädige Frau eines sonnenhellen Nachmittags zu mir, und gern war ich dazu bereit. —

Die Kinder sprangen vor uns her; wir überstiegen den Sandhügel, wir schlugen den Weg durch ein grünes Roggenfeld ein, der ziemlich bergauf führte und standen endlich auf einer mit Laubwald gekrönten Anhöhe und zu unsern Füßen lag, wie ein blaues mildblickendes, mit dunkeln Wimpern umsäumtes Auge, der klare Spiegel eines waldumkränzten Landsees — diese eigenthümliche Herrlichkeit des armen Masurenlandes.

Gott ist überall! das war mein Gedanke, mein Gefühl

als ich, die Hände auf das Herz gedrückt, das in Jubel klopfte, auf dieser schönen Stelle stand.

Ja Gott ist überall! wer ihn zu suchen versteht, findet ihn in der Natur an jedem Fleck, sei es auf dem grünenden Boden, sei es am sternbesäeten Himmel oder in dem glänzenden Spiegel, den das Wasser, das liebe Wasser, diesem freundlich entgegenhält.

Ein Spaziergang nach dem See, ein Weg mit den Kindern durch den Laubwald, der ihn umkränzte, enthielt für mich von nun ab jedesmal eine reiche Fülle von Glück.

Die gnädige Frau war gütig gegen mich, sie war nicht bloß herzensgut, sie war auch eine Dame von ungewöhnlicher Bildung und Belesenheit und — was mir armem, sehr unerzogenem Dinge trefflich zugute kam — eine ausgezeichnete Hausfrau.

Lernen ist dem jungen Menschengeist — was sage ich — jedem Menschengeist Bedürfniß; ich lernte in Pohiebels so manches, unter andern, ein Gewebe aufsetzen, spulen, scheeren, Spulchen machen, kurz alles. was zur Leinweberei gehört. Hätte ich einen Landmann geheiratet, wozu mir damals die Gelegenheit geboten wurde, es wäre mir wohl zustatten gekommen; auf meiner jetzigen Lebensbahn nützte es mir nur zur allgemeinen Uebung meiner Handfertigkeit und zur Erweiterung meiner Kenntnisse.

Mein Tag in Pohiebels war mit Arbeit vollständig ausgefüllt. Der Unterricht der Kinder, die allmälig und zwar ziemlich rasch lesen, schreiben und ein wenig rechnen lernten, auch bei Spaziergängen sich eine ganz hübsche Kenntniß der Pflanzen ihrer Heimat erwarben, nahm viele Stunden in Anspruch. — Statt der Märchen, mit denen ich sie zu mir gezogen, fing ich nun an, ihnen abwechselnd einzelne Begebenheiten aus der Geschichte zu erzählen; das Leben des

Moses, und Cyrus, der trojanische Krieg, Miltiades und Themistokles, Epaminondas und Pelopides, Philipp und Alexander, Romulus und Remus, der Kampf der Horatier rc. traten an die Stelle von Schneewittchen, Rothkäppchen und Aschenbrödel, und da man eine Begebenheit gar nicht recht erzählen kann, ohne ihren Schauplatz ein wenig zu schildern, so fand sich der Unterricht in Geographie ganz von selbst.

Meine Kinder lernten und hatten große Freude daran, und ich, die jugendliche Lehrerin, nicht minder. Ich suchte in allen Winkeln meines Gedächtnisses nach mittheilbaren Kenntnissen, in allen Winkeln des Hauses nach Büchern, die mich selbst belehren konnten, und an beiden Plätzen fand ich so manches, weit mehr eigentlich, als ich zu hoffen gewagt hätte.

Waren meine Schulstunden beendet, so nähte und stickte ich für die gnädige Frau, besserte ihre alten Spitzen und Damast-Servietten aus, pflegte ihre Zimmerblumen, fütterte Hühner und Tauben, ging mit ihr spazieren oder las ihr vor.

So schwand die Zeit und der Winter kam und breitete seinen weißen Mantel ungewöhnlich früh über die Gegend.

Im Beginn desselben kam eine Verwandte der gnädigen Frau zu Besuch aus Königsberg. Die Frau Landräthin, eine kleine lebhafte Dame, brachte neue Lektüre für uns mit und am zweiten Abend ihrer Anwesenheit, setzten wir uns hin und lasen: Ivanhoe von Walter Scott. —

Großer Unbekannter! lieber herziger Sir Walter, könnte ich doch eine Blume pflanzen auf dein Grab, oder dir sonst auf irgendeine Weise ein Zeichen meiner tiefinnigen Dankbarkeit geben für die glücklichen Stunden, die Du meiner Jugend geschenkt!

Wenn das Bangen nach Eltern und Bruder mir das Herz zu zerdrücken drohte, wenn ich mich einsam fühlte auf

Erden mit meinem von Liebe überquellenden Herzen: in Deinen Schriften fand ich, was der Jugend so nothwendig ist, wie ein Trunk dem Wanderer in der Morgensonne — unschuldiges Vergnügen, harmlose Zerstreuung. —

Der Aufenthalt in Pohiebels hatte für mich allerdings seine anfänglichen Schrecken verloren. Meine Beschäftigung erfreute mich, ich liebte die Kinder und verehrte die Hausfrau und ihre alte Mutter; ich hatte auch Bekanntschaften in der Umgegend gemacht und Personen gefunden, die sich für das einsame Kind warm interessirten. Ich hätte glücklich sein können ohne das entsetzliche Bangen nach der Mutter, das von Woche zu Woche zuzunehmen schien und mir wie ein Krebs am Herzen nagte. Oft erwachte ich, weil mir war, als ob die Mutter oder der Bruder laut nach mir gerufen, und dann saß ich den Rest der Nacht aufrecht in meinem Bette und weinte so bitterlich, so heiß, wie mit sechszehn Jahren wohl nur eine Waise weinen kann.

Im Walde, bei meinen Handarbeiten im Zimmer überkam mich's plötzlich wie ein Krampf in der Brust, es war ein Gefühl, als ob etwas in mir zerrisse, und dann konnte ich tagelang keinen Bissen genießen und fühlte Glut und Schauerfrost abwechselnd durch meine Adern rinnen.

Ich war krank, recht sehr krank, das zeigte sich auch in meinem Gesichte; meine Augen fielen ein, ich ward bleich und meine Lippen fingen an aufzuspringen. —

Die gnädige Frau berief ihren Hausarzt und der freundliche Doktor erklärte: Das junge Mädchen hat ganz ausgebildet das Heimweh! sie muß in andere Umgebung, muß in ihre Heimat, wenn sie nicht an schneller Abzehrung sterben soll.

Der Rath war leichter gegeben als befolgt! Ich hatte ja keine Heimat! ich hatte nur in der Ferne Herzen, nach denen ich mich sehnte!

Die gnädige Frau hatte an meine Mutter geschrieben, auch ich hatte es gethan. Die Antwort meiner Mutter erfüllte mein Herz mit Jubel — sie hatte sich entschlossen zu meinem Vater zurückzukehren, da derselbe seit einiger Zeit nach Danzig versetzt war, wo meinem Bruder die Aufsicht und Pflege der in Elbing gebliebenen Großmutter nicht mehr zugutekommen konnte. —

Es war Frühling! ich war siebzehn Jahre alt und meine Seele so hoffnungsgrün und knospenfreudig, als die Wälder des alten Ostpreußens, durch die ich mit meiner Mutter in die Heimat reiste. —

Wie war sie so sanft und schön meine liebe, herzliebe Mutter; und wie tief und dankbar fühlte ich die Liebe, die sie zu ihren Kindern zurückführte.

Man reiste damals nicht wie heutzutage auf den Drachenflügeln des Wasserdampfes. Die Postwagen krebsten fein langsam durch dick und dünn von einem Städtchen zum andern, die Stunde und Minute ihrer Ankunft war ein Geheimniß, nur der göttlichen Vorsehung bekannt und von deren speziellstem Walten abhängig, denn ein Regenguß konnte in den Marschgegenden Preußens dieselbe leichtlich um vierundzwanzig Stunden verspäten.

Wir, meine Mutter und ich, hatten uns einen Wagen gemiethet, der uns ruhig dem Ziele meiner Sehnsucht entgegenkarrte. — Zuweilen verirrten wir uns auf den einsamen Waldwegen, besonders zwischen Heilsberg und Wormditt im Ermelande, wo dichte herrliche Laubwaldungen zur Zeit noch mit ihren grünen Kronen dem Himmel entgegenstrebten.

Wir stiegen dann aus und gingen weite Strecken auf dem weichen Waldrasen, sammelten zu unserm Nutzen und Vergnügen Erdbeeren, Pilze und Massen von Waldblumen,

bereiteten uns in den ländlichen Herbergen unsere einfache Mahlzeit eigenhändig, und fanden uns oft durch die Schönheit der Landschaft überrascht und erfreut.

Einmal begegnete uns im Walde ein Trupp polnischer Bauern, die mit Weib und Kind zur Ernte in das gesegnetere Nachbarland kamen. Ein weißbärtiger Alter ging voran und spielte einen Mazurek, nach dessen lustigem Takte die andern ihm nachmarschirten, bis auf ein marodes Bürschchen, das sich einen Dorn in die nackte Sohle getreten und das wir auf unserm Wagen bis zum nächsten Dorfe mitnahmen.

Ein andermal kam ein Zug Wallfahrer mit Fahnen und Kreuzen uns von einer nahen Kapelle entgegen.

Rehe und Häschen liefen über unsern Weg; wir sprachen mit dem Schäfer, der strickend in seinem blauen Mantel unter einem wilden Birnbaum am Wege stand und ließen uns von ihm gutes Wetter prophezeien.

Zigeuner lagerten mit ihren bedeckten Wagen auf den Brachfeldern und die größte schwarzäugige Dirne lief uns nach und prophezeite mir aus der Hand einen reichen Schatz und viele liebe schöne Kinderchen.

Es war eine schöne Reise; sie hätte nicht schöner sein können, wenn wir in Oberon's Schwanenwagen gefahren wären. Ihr Ziel war die Heimat, und meine Mutter war neben mir.

In Elbing erwartete uns die Großmutter. Ihr Haar war weißgeworden, seit ich sie nicht gesehen, und das feine Gesichtchen war von Runzeln durchzogen.

Mein Bruder kam uns bis Elbing entgegen. Mein lieber lieber August!

Er war ein stattlicher vierzehnjähriger Knabe, wohlbestallter Sekundaner des danziger Gymnasiums. Nun hatte

ich ihn wieder! wir Geschwister standen nebeneinander, wir gaben uns die Hände und konnten nicht müde werden, uns zu betrachten, und als wir uns endlich satt aneinander gesehen, liefen wir auf alle Plätze unserer gemeinsamen Kinderspiele und lachten und weinten in der Erinnerung an unsere kurze Vergangenheit, die uns damals schon — ach wie fern zu liegen schien.

Die Reise von Elbing nach Danzig in Gesellschaft meines Bruders liegt heute noch wie in einem Regenbogenglanz von sonnigem Glück und wehmüthigen Thränen in meiner Erinnerung.

Ich hatte ein Kind verlassen, ich fand einen fast zum Jüngling gereiften Knaben in dem geliebten Bruder wieder.

Mit ihm, wie mit sonst keinem Menschen auf Erden, konnte ich von allem reden, was mir das Herz bewegte. Von Blumen und Büchern, von der Größe Gottes im Weltall und von den allerliebsten Eierchen, die ich vor kurzem im Fliederbusch in einem Nestchen gesehen.

Eines bemerkte ich bald und mit unendlicher Freude — mein Bruder hatte viel mehr und viel geordnetere Kenntnisse als ich.

Jubelnd und freudig kamen wir nach Danzig, wo uns der Vater, im äußern und innern fast ganz unverändert, mit Freuden bewillkommte.

Unsere Wohnung war eben kein Palast. Sie bestand aus zwei Stübchen und zwei Kammern, zu denen ein großer Dachboden gehörte und hatte die Aussicht auf die grünen Wälle; aber es war eine Heimat, es war ja doch ein Vaterhaus und das Familienband umschlang die vier Menschenherzen, die sie theilten.

Ich muß noch einmal — so ungern ich es thue, — von den Fehlern meines armen Vaters sprechen. Einer davon,

sehr nahe verwandt mit einer der höchsten menschlichen Tugenden, war der, daß er kein Geld leiden konnte. Es fiel ihm sozusagen zwischen den Fingern durch und wenn er Geld hatte, so stand es zur Disposition jedes Bettlers, ja jedes Diebes; denn er pflegte sein ganzes Besitzthum unverschlossen an irgendeinen beliebigen Ort hinzulegen, und so lange davon zu nehmen, bis es zu Ende war.

Er war in Danzig expedirender Regierungssekretär mit einem Gehalte von 800 Rth., was zu jener Zeit, wo alle Lebensbedürfnisse kaum halb so theuer, als heutzutage, für eine so kleine Familie ganz gut hätte ausreichen können.

Noch waren wir aber kein halbes Jahr in Danzig, als die Noth, die eiserne grimmige Noth, in unserm armen Häuschen eingekehrt war.

Die Mutter war erkrankt, wir hatten weder Holz, noch Brot, noch Licht, es sollte und mußte zu allem diesem von uns Kindern Rath geschafft werden — und — gelobt sei Gott! es ward Rath, aber von jener herben Stunde an arbeitete ich wieder wie schon als Kind fleißig für Geld und erwarb mir, was ich brauchte; und mein Bruder gab Stunden und hatte dadurch mehr als ausreichend für seine persönlichen Bedürfnisse.

Freilich, wir mußten beide arbeiten, und saßen oft bis spät in die Nacht hinein: er bei seinen Schularbeiten, ich mit meiner Nähterei, aber aus dieser angestrengten Arbeit floßen für uns beide unzählige Vortheile und wahre reine Genüsse.

Fürs erste lernten wir unsere Zeit eintheilen und wurden uns unserer Kräfte bewußt; sodann hatten wir das süße Gefühl der Selbstständigkeit; wir konnten mit dem, was wir selbst erworben, auch nach eigenem Ermessen schalten und walten, wir kannten keine Langeweile, wir bedurften keiner Zerstreu-



ungen — ei, und wie süß war jede Ruhestunde, wie wonnevoll jeder Spaziergang in der schönen Umgebung Danzigs!

Niemand soll auch etwa denken, daß wir armen Kinder mit unserer Arbeit immer ans dumpfige Zimmer gefesselt waren. Noth ist die Mutter aller Erfindungen, und da uns freie Luft wirklich und wahrhaftig noththat, so improvisirten wir uns einen Garten und der war frei und luftig genug, wenn auch nicht eben übermäßig groß.

Die Häuser Danzig's kehren den Straßen ihre Giebelseiten zu und die Dächer bilden nebeneinander, Straße auf Straße ab, eine Art von Gebirge, über das man ohne zu große Unbequemlichkeit wegklettern kann; denn zwischen Dach und Dach ist auf der Brandmauer die Wasserrinne, die zu beiden Nachbarhäusern gehört. Eine Lucke im Dach führt vom Dachboden gewöhnlich auf diese Rinne.

Hier zog ich Sommers meine Blumen, Goldlack, Rosen, spanische Kresse, Myrthen und Geranien. Sie wuchsen und gediehen vor den rauhen Winden geschützt im Sonnenschein auf das beste. Hier komponirten wir vermittelst Brettstückchen, die wir zwischen die Dachziegel schoben, wahrhafte Feensitze, Lauben, um die sich meine Blumen gar lustig rankten, und hier saßen wir Geschwister manchen lieben Sonntagsabend und lasen aus ein und demselben Buche und weinten gemeinschaftliche Thränen bei dem edlen Opfertode der Meg Merilis und der würdigen Standhaftigkeit der Jenny Deans.

Die Stellung meiner Eltern und ihr beiderseitiger Bildungsgrad war von der Art, daß sie uns und ihnen den Eintritt in die bessere Gesellschaft öffneten. Mein Vater galt neben seinen allbekannten Schwächen für einen höchst geistreichen Mann und war es auch wirklich; hätte er Maß und Selbstbeherrschung gehabt, ihm wäre eine glänzende

Karriére gewiß gewesen. Meine Mutter war, wie ich schon oft gesagt, eine schöne liebenswürdige Frau. Wir Kinder waren fröhlich, fleißig und genoßen des besten Rufes. Den Primaner Burow zog man gern zu jeder Tanzgesellschaft und seine Schwester hatte der Freundinnen mehr, als sie zu besuchen Zeit finden konnte. Ja sogar in den engen Zimmerchen unseres Hauses fand sich sehr oft zahlreicher Besuch ein, Künstler und Musiker und nette Leute mancherlei Art. Mein Bruder gehörte zu einem Gesang-Quartett, das alle vierzehn Tage sich auch bei uns versammelte. — Ein Vetter meiner Mutter, der als Major in der Artillerie stand und eine Tante meines Vaters, die nahe bei Danzig ein kleines Landgut und zwei bildschöne Töchter besaß, vervollständigten unsern geselligen Kreis.

Meine Mutter war die liebenswürdigste Wirthin, und war mein Vater bei Laune, so stand er ihr würdig zur Seite.

Daß wir, mein Bruder und ich, angestrengt arbeiteten, um uns bei Ehren zu erhalten, schadete unserm jugendlichen Frohsinn nicht im mindesten. Mit voller Ueberzeugung sage ich es heute noch, wir hatten eine glückliche Jugend. —

Es ist nun auch wohl Zeit, daß ich von einem Punkte spreche, der in Romanen und Erzählungen gemeinhin der Hauptpunkt zu sein pflegt.

Ich verlobte mich, als ich zwanzig Jahre alt wurde. — Damals waren noch die märchenhaften Zeiten, wo auch Mädchen ohne Vermögen Freier hatten, und so hatte auch ich mir meinen Verlobten unter drei jungen Männern, die mein bescheidenes Persönchen fast zu gleicher Zeit mit ihren Anträgen beehrten, erwählt.

Da sitzt er jetzt vor mir, mein Alter! mit seinem weißen Haar und der Brille auf der Nase! ja, dazumal sah er an-

ders aus, als heute! Er war ein wilder Reiter, ein gewandter Tänzer, ein schmucker Patron im allgemeinen und im besondern Regierungsgeometer in Danzig und im Begriff, sein großes Examen in Berlin zu machen.

Meine beiden bildschönen Kusinen waren schon früher Bräute und heirateten, die eine einen Postbeamten, die andere einen Gutsbesitzer; mit meiner Hochzeit hatte es noch Zeit. —

Mein Verlobter mußte drei Jahre lang in Berlin seinen Studien obliegen — und drei Jahre sind lang, wenn man sie vor sich sieht. —

Während der Dauer derselben machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, das, obgleich um mehrere Jahre jünger als ich, auf mein ganzes späteres Leben einen bedeutenden, und wie ich wohl mit dankbarem Herzen sagen mag, sehr günstigen Einfluß übte.

Friedchen — bei diesem ihrem Vornamen will ich meine liebe Freundin nennen, hatte meinen Bruder kennen gelernt, der zur Zeit Primaner und ein blühendhübscher, prächtiger, geistvoller Junge war.

Die beiden jungen Menschen trafen sich in Familien, wo August Stunden gab, auf Bällen und in Gesellschaften, zu denen er gezogen wurde und hatten Gefallen an einander, das von meines Bruders Seite freilich nicht so ernst und tiefsinnig war, als im Herzen des nur um wenige Monate jüngeren Mädchens. — Er selbst zählte kaum achtzehn Jahre und die Möglichkeit, einen Hausstand zu gründen, lag für ihn in nebelhaftester Ferne.

Mit inniger Freundschaft schloß sich Friedchen, ein ebenso schönes, als innerlich tüchtiges Wesen, an mich an und diese Freundschaft erhielt sich, als in späteren Jahren die jugendliche Liebesneigung kein anderes Resultat hatte, als

daß sie beide Menschen ernster, tüchtiger, milder, mit einem Worte besser gemacht.

Eine dreijährige Brautzeit, in welcher der Verlobte ununterbrochen abwesend ist, kann wohl schwerlich eine sehr glückliche genannt werden. Auch die meinige war es nicht. Kein junges Mädchen sollte glauben, es sei im Leben wie in den Komödien; Verlobung und Heirat schließt dort das Stück und setzt allen Verwirrungen und Leiden ein gewünschtes Ziel. In der Wirklichkeit beginnen die Kämpfe und Verwirrungen im weiblichen Leben sehr häufig erst mit der Verlobung und Verheiratung.

Ostern 1830 ging mein Bruder mit 70 Thalern in der Tasche nach wohlbestandenem Abiturientenexamen nach Königsberg, um Medizin zu studiren, und mein Verlobter kehrte als Baumeister von Berlin zurück.

Meine Hochzeit war am 19. Januar 1831. Friedchen wand meinen Brautkranz und meine Mutter, bleich wie eine Leiche, bewirthete zitternd die kleine Zahl der Hochzeitgäste; denn sie war sehr krank und verbarg ihren Zustand vor den Augen der Tochter, die von ihr ging, das Feuer des eignen Herdes zu schüren.

In Neufahrwasser, dem eine Meile von Danzig gelegenen Hafenstädtchen hatte mein Gatte seine Arbeitsstation.

Einige Tage vor der Hochzeit hatte ich mit Friedchen die kleine Wohnung, die künftig meine Welt sein sollte, eingerichtet und aufgeputzt. Dorthin führte mich der Mann, dem ich meine Zukunft übergeben, als ich mit heißen Thränen von meiner leidenden Mutter Abschied genommen.

Es war eine Winternacht; das Firmament prangte in der Pracht unzähliger Sterne. Der Wind blies rauh über die weite Ebene, durch die der Schlitten uns pfeilschnell unserer künftigen Heimat zuführte

Welche Gedanken mein Herz bewegten, welche Thränen mein Auge erfüllten, dieß zu sagen wäre mir nicht möglich, auch wenn ich das höchste Darstellungstalent besäße. Dieß Eine nur will ich aussprechen: heilige, ernste Vorsätze erfüllten meine ganze Seele. Ich gelobte meinem Gott, ich gelobte mir selbst, jede meiner Pflichten mit Liebe und Treue zu erfüllen und dem Manne, der auf mich seine Lebenshoffnung setzte, alles Glück zu bereiten, das die Aufbietung all meiner Kräfte ihm geben konnte.

Am Morgen nach meiner Hochzeit lag meine Mutter schwererkrankt, während nach der thörichten und garstigen Mode unserer Gegend allerlei Bekannte mein kleines Haus überfluteten, um uns ihre Visite zu machen.

Im ersten Jahre meiner Ehe segnete mich Gott durch die Geburt einer Tochter. Ich war so glücklich, sie selbst stillen zu können.

Zwei Söhne folgten ihr in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren.

Ich war eine überglückliche Mutter! meine Kinderchen waren hübsch und blühend wie die Mairöschen: das kleine Mädchen, Luise, ein holdes Püppchen mit langen goldigen Locken; der älteste Knabe, Eduard, braun, dunkelhaarig, wild und tüchtig; der kleine Alex eben noch ein Säugling, aber im Mutterauge ja doch das Bild aller Holdseligkeit.

Ich war auch eine sehr stolze Mutter, ich will das ganz und gar nicht läugnen.

Meine dreijährige Luise war so ein zierliches kluges Kind; Eduard, der Bub, lief schon mit neun Monaten allein, und plauderte, als er dreizehn Monate zählte, ganz verständlich — wenigstens für mich — mit dem Schwesterchen.

Mein Mann war sehr beschäftigt und fast immer abwesend, mein Umgang in dem Oertchen bestand aus einigen

jungen Mädchen, die mich zuweilen besuchten; meine Kinder waren für mich die ganze Welt. Und welch eine reiche Welt!

Wie gedenke ich der Winterabende mit stiller Seligkeit, in denen mich die Dämmerung sah, auf jedem Knie einen meiner Knaben und vor mir auf dem Fußbänkchen die kleine verständige Luise.

Dann erzählte ich Märchen, während vor uns das Feuer im Ofen flammte und glühte: Bratäpfel zischten in der Röhre, draußen heulte der wilde Wind und das noch wildere Meer, und in meinem Arm entschlief lächelnd mein Säugling, während die klaren Augen der beiden älteren Kinder an meinen Lippen hingen.

Und wenn der Sommer kam, da hatten wir hinter dem Hause ein Gärtchen, wo zwei alte Platanen ein Stück Wiese beschatteten, groß genug, um die Wäsche von drei Kindern zu bleichen und ihnen zum Spielplatz zu dienen. Noch sehe ich sie im Grase vor mir, so frisch, rosig, aufgeweckt und folgsam! Jetzt sind es erwachsene Menschen, die auf verschiedenen Wegen ihrem verschiedenen Lebensberuf nachgehen: damals waren sie mein eigenstes Eigenthum, meine Schätze, mein Reichthum, meine ganze Glückseligkeit.

Drei kleine Kinder sind indeß ein Reichthum, der durch Arbeit geschützt, bewacht, versorgt sein muß. Daß ich eben überflüssig viel Zeit, oder sehr ruhige Nächte hatte, kann ich nicht sagen; daher ging ich auch, außer bisweilen nach Danzig zu meinen Eltern, fast in keines Menschen Haus. Zu mir kamen meist junge Mädchen, meine verheirateten Kusinen mit ihren Männern und Kindern; auch brachte mein Bruder aus Königsberg in den Ferien allerlei nette Leute zu uns. Es fehlte mir nicht an der nothwendigen geistigen Anregung und ich bin eine Natur, die, nach Belehrung strebend, diese sehr leicht und fast überall findet.



Ein Seehafen ist überhaupt ein Ort, in dem man, wie klein er auch sonst sein mag, mit der Welt in Verbindung bleibt und manches erlebt und sieht, wozu man anderwärts keine Gelegenheit fände.

In der Neufahrwasser gegenüberliegenden Festung Weichselmünde waren damals mehrere gefangene polnische Flüchtlinge; auch diese zum Theil hochgebildeten Männer kamen fleißig in unser kleines Haus.

Russische Kriegsschiffe lagen zeitweise auf der Rhede und die Offiziere hielten freundlichen Verkehr mit den Bewohnern des Hafenortes. Freilich den großen Ball, den der Admiral auf seinem Schiffe gab, besuchte ich nicht; ich konnte meinen Säugling und auch die übrigen Kinder nicht für eine ganze Nacht verlassen: aber ich war mit meinem Manne und dem Lootsenkommandeur mehr als einmal auf den prächtigen Schiffen; ich sah den Reichthum der Einrichtung auf dem großen Dampfer Herkules, der den Kaiser Nikolaus und seine Gemalin nach Neufahrwasser brachte; ich war auf der kleinen reizenden Ischora, in der, wie in einem Märchen der Scheherazade, alles nur von Gold und Damast ist.

Vor der Geburt meines kleinsten Jungen hatte ich meinen Mann zwei Monate nach der Halbinsel Hela begleitet, wo er die Reparatur des Leuchtthurmes übernommen.

Dort auf der vom Meer umrauschten Sanddüne wohnt die Einsamkeit und der Fichtenwald mit seinem würzigen Harzgeruch ist ihr dunkler Mantel.

Die Sonne geht im Meere auf und im Meere unter, die Wellen singen den Ermüdeten in den Schlaf und wecken ihn aus demselben. Kein bunter Schmetterling, kein lustig piepender Spätzchen verirrt sich auf den schmalen Sandstreifen, an dem das Meer von beiden Seiten nagt und leckt.

Wenn ich nicht schon von Natur, von Jugend an, die Neigung gehabt hätte, nach innen zu leben, hier hätte ich sie bekommen müssen. —

Auf dem Ufersande sitzend, meinen Knaben auf den Knieen, mein kleines Mädchen im Arm, horchte ich der Musik der Wellen, die leise, leise und regelmäßig wie ein Akkord ans Ufer schlugen und zerstäubend ein Lied sangen, ein süßes, inniges, schmerzliches Lied, ein Lied, das ich kannte seit den Tagen der Kindheit, das Lied der Sehnsucht!

Aber nicht nur hier erklang mir dieß wehmuthvolle Lied: mein Ohr hörte es heraus aus allen Stimmen der Natur. Im Garten rauschten meine Platanen es mir zu, die Blumen hauchten es mir in ihren Düften entgegen, auf den Flügeln der Wolken zog es an mir vorüber in die weite blaue Ferne, es erschütterte mein Herz im Rollen des Donners und winkte mir zu aus den Kronen der Bäume; es küßte Nachts als Mondstrahl meine bleiche Stirn und lächelte auf mich herab mit tausend Sternenaugen.

Sehnsucht, ein Suchen, ein Sehnen nach einem Glück, das in der Kindheit die Züge meiner Mutter oder die meines Bruders, zu andern Zeiten andere Züge befreundeter Wesen trug, war der Grundton meines Seins und Lebens. Das Glück der Mutterliebe befriedigte diese Sehnsucht nicht, und — kein Glück, das die Erde bieten kann, hätte sie je befriedigt.

Es ist nur eine menschliche Täuschung, die diese tiefe Sehnsucht an eine menschliche Gestalt knüpft.

Was das Herz ersehnt, was die Seele verlangt, ist nicht von dieser Welt und auf dieser Erde nicht zu finden. Jeder erfüllte Wunsch gebiert einen neuen, und die Sehnsucht, die nimmer stirbt, ist der sicherste Bürge unsrer eigenen Unsterblichkeit.

Diese Sehnsucht, die von keinem Glück der Wirklichkeit

Befriedigung findet, ist die Stimme Gottes in uns, der einzige vernehmbare Ruf aus einer höheren Welt. Wir wähnen, daß irdische Gestalten sie zum Schweigen bringen könnten, daß eine Liebe, die dieser Welt angehört, dem Herzen die Befriedigung geben könnte, nach welcher die immer wache Sehnsucht verlangt? Wir irren! Die Sehnsucht zieht uns empor, sie ruft uns zu, den Berg zu erklimmen, auf welchem wir goldene Feenschlösser im Sonnenlicht erglänzen sehen; je höher wir steigen, desto weiter rückt das Ziel in die Ferne. Wehe uns, wenn wir es in der Wirklichkeit erreichen, denn — es flattert auseinander und zeigt sich als Nebelwolke.

Nicht die geträumten Feenpaläste, nur die Höhe sollen wir erreichen, um von dort aus, wo wir die verschlungenen Wege des Erdenlebens übersehen, muthig die Schwingen ausbreiten zu können, die uns in den lichten Aether der Ewigkeit tragen. —

Einige Monate nach der Geburt meines jüngsten Knaben betrafen mich Leiden, deren nähere Détails hier nicht zu erörtern sind; infolge derselben verfiel ich in eine lebensgefährliche Krankheit.

Meine Mutter befand sich zur Zeit in Mainz, im Hause ihres wackern ältesten Bruders. Mein Gatte konnte unmöglich allein eine kranke Frau pflegen, drei kleine Kinder versorgen und seine nicht unbedeutenden Amtsgeschäfte verrichten. So schrieb denn mein verständiger Arzt an meine einzige nahe Freundin Friedchen.

Auch sie war ein armes Mädchen und erwarb sich ihr Brot als Gouvernante, und eine solche kann nicht so leicht aus ihrem Geschäft. Auch Friedchen konnte es nicht, und um ihrem Herzen zu genügen und mir in meiner Noth beizustehen, gab sie ihre Stellung auf und kam, die Schwester

desjenigen zu pflegen und zu trösten, den sie aufrichtig geliebt hatte, ohne ihm angehören zu können. —

Ihrer treuen Pflege, ihrer liebevollen Theilnahme verdanke ich die Rückkehr meiner Kraft. Sie sorgte, während ich kraftlos dalag, für mein Haus und meine Kinderchen, sie erheiterte und erfreute mich durch ihr herziges Gespräch, und als ich genas, da sah ich die Welt von neuem mit heitern Augen an- und folgte muthig meinem Gatten, der berufen war, den Bau des bischöflichen Palastes zu leiten, nach — Pelplin.

Friedchen begleitete uns, da wir mit Billigung meines Gatten beschlossen hatten, beisammen zu bleiben.

Der kleine Ort, an den mein Geschick mich führte, liegt mitten im Lande an einem Flüßchen, das zum Stromgebiete der Weichsel gehört.

Rings umgeben ihn Laubwälder und schließen einen Kranz von dunklem Grün um den prächtigen uralten Dom, die kleinere zweite Kirche, das zu einem Priesterseminär benutzte ehemalige Zisterzienserkloster, die Mühle und um die kleinen hellen Häuser der Domherren, aus denen der ganze Ort besteht.

Wir hatten unsere Wohnung in der Mühle und ein kleines Brückchen führte über die rauschende Ferse in den alten Klostergarten, der meines Mannes Baustätte, meiner Kinder Spielplatz und mein und Friedchens einziger Spaziergang wurde.

Unter unsern Fenstern schafften wir den mächtigen Düngerhaufen des Müllers in ein buntes lustiges Blumengärtchen um, das ein Zaun aus Birkenstämmchen von der einsamen Landstraße schied.

Jetzt zieht die Eisenbahn durch den damals so abgelegenen Ort; der Faden, an dem die Spinne Mensch sich mit

Leichtigkeit in alle Fernen schwingt, verknüpft auch dieß kleine Oertchen mit der belebten großen Welt.

Ein Bahnhof mit seinem Geräusch liegt nicht weit von der Stelle, auf der ich in der Jugend mit meiner Freundin zwei Jahre lang ein Leben klösterlicher Stille und Abgeschiedenheit führte.

Wir hatten beide gelitten, wir hingen in treuer Freundschaft aneinander; die ruhigen Arbeiten der Häuslichkeit, die Erziehung der Kinder, unser Gärtchen und eine gewählte Lektüre waren für uns ausreichend zu einem Glück, das eben durch die Stille und Ruhe um uns her auch in uns keimte und erwuchs.

Wenn ich sage Stille, so meine ich damit nicht positives Schweigen. Es war ziemliches Geräusch in unserer Nähe, aber solches, das wie die Naturlaute das Nachdenken eher fördert als stört.

Gegenüber dem Fenster meines Schlafstübchens stürzte sich der Bach, in tausend Silberperlen zerstäubend, auf die sausenden, brausenden Mühlräder. Morgens im Sonnenstrahl konnte ich durch die Zweige des Apfelbaumes, der wie ein Riesenbouquet dicht vor meinem Fenster stand, ihn glänzen und schimmern sehen. Jenseits des Flüßchens oben auf dem Klosterberge hämmerten, pochten, sägten und meißelten wohl 200 tüchtige Gesellen, Maurer, Zimmerer, Steinmetzen, Tischler, Schlosser rc., und allmälig stieg zwischen den alten Bäumen des Klostergartens, die mein Gatte soviel als möglich schonte, ein prächtiges Gebäude empor, an dem ich große Freude hatte. — Meine Kinderchen wurden täglich verständiger, und als Aler drei Jahre alt war, jubelten sie über die Geburt eines jüngsten Schwesterchens.

Es ist dieß mein Nesthäkchen Minchen! Dieß Kind, das ich in der schmerzlichsten Zeit meines Lebens zur Welt

brachte und mit schwerleidendem Körper stillte, trägt keine Spur meiner düstern Stimmung in seinem heitern Gemüthe. Es ist, als ob Gottes Güte all den Frohsinn, den ich von mir gewiesen, in das neuaufklopfende Herzchen gelegt hätte. Ja, es erscheint mir, seit Minchen erwachsen ist, oft, als ob sie selbst es sich zur überdachten Lebensaufgabe gestellt, Heiterkeit und Frohsinn im Hause recht eigentlich zu pflegen und zu warten. —

In Pelplin, mitten unter katholischen Geistlichen und an der Seite eines katholischen Gatten lebend, war es bei meinem damaligen Seelenzustande natürlich, daß ich mich religiösen Gedanken mit Eifer zuwendete.

Unter den dortigen Geistlichen fand sich überdieß Einer, der sich freundschaftlich an unsern Familienkreis anschloß und mit dem wir oft Abende lang nur über Glaubenswahrheiten sprachen. Er trug eifrig Sorge, uns mit einer Lektüre zu versehen, die besonders in mir den Funken des Glaubens zu heller Flamme anzufachen geschickt sei.

Ich las die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, das Leben der Fürstin Galitzin, Geschichten stigmatisirter Nonnen, die in ihrer überreizten Phantasie Zeugen des ganzen Leidens und Sterbens Christi zu sein geglaubt.

Ich las dieß alles mit hohem Interesse. Wie sehr aber auch mein Freund sich abmühte, wie sehr meine augenblickliche Stimmung seinen Mühen günstig war, ich las es doch in meiner eigenen Weise, und las aus all diesen Schriften nichts anderes heraus, als die Bestätigung meiner durch eigenes Nachdenken immer deutlicher gewordenen religiösen Ansichten.

Diese genau auseinanderzusetzen ist hier nicht Ort und Zeit. Ich versuche in diesen Blättern dem Publikum die Geschichte meiner geistigen Ausbildung, nicht die meines

Herzens zu geben, und meine Religion besteht fast nur aus einem Gefühl tiefster Liebe gegen Gott und Menschen, und ist daher ganz und gar Sache meines Herzens.

Mein geistlicher Freund hatte nicht die Freude, mich zu seinem Glauben zu bekehren und der Umgang mit ihm ward durch sein Scheiden von Pelplin geendet.

Bald darauf geschah es, daß der kleine Fersestrom zur Frühlingszeit ganz ungewöhnlich und ungebührlich zu schwellen anfing. Mein Gatte war auf einer Dienstreise abwesend, als das Wasser um uns dem Meere gleich schäumte und erbrauste. Die wilden trüben Fluten zerbrachen wie spielend das Mühlwehr, die kleine Brücke, das Bollwerk und verwandelten das Mühlenwohnhaus in eine Insel.

Es war eine fürchterliche Nacht. Die Kinderchen schliefen harmlos in der Oberstube, wir, Friedchen und ich, saßen unten mit dem Müller und einem tüchtigen Zimmergesellen um die rauchende Theemaschine und schauten mit Angst auf das Wachsen des zerstörenden Elementes.

Schon war die Hausthüre nicht mehr zu passiren, die Schwellentreppe ging mit dem Wasser ab, die Hausschwelle senkte sich und mit Gekrach stürzte ein Thürflügel aus den Angeln.

Der Hof war ein wogendes Meer und im Stalle ertrank lautheuleud der arme Haushund, den man mitzunehmen vergessen hatte, als man die Kühe geborgen.

Der Sturm heulte mit den Wogen in die Wette um das Dach; wüthende Regengüsse schlugen an die Fenster und machten uns von Zeit zu Zeit glauben, daß das Wasser des Flüßchens schon bis zu ihnen gestiegen.

Es war eine grimmige schauerliche Nacht und ein überaus unangenehmer Morgen folgte ihr. Bei der Rückkehr meines Gatten zeigte sich nach Verlauf der Gewässer unsere

Wohnung so zerstört, daß sie uns kein schützendes Obdach mehr bieten konnte. Eine andere war in dem Oertchen für Geld nicht aufzutreiben. Mein Mann hatte das Recht, in den fertigen Zimmern des Schlosses sein Domizil aufzuschlagen; auf seine Familie aber glaubte er dasselbe nicht ausdehnen zu dürfen, und so mußten wir denn, wohl oder übel, bis zur nahen Vollendung des Baues nach dem Städtchen Dirschau übersiedeln.

In einem Häuschen, klein wie ein Puppenhaus, aber mit einer unendlichen Aussicht über den majestätischen Weichselstrom und die grüne Fläche des Werder, wohnte ich nun ein Jahr mit Friedchen und meinen Kindern.

Bekanntschaften suchten wir natürlich keine, nur unser Arzt und die Besitzerinnen des Hauses, zwei würdige, nicht mehr junge Schwestern, waren unsere Freunde.

Sonntags gab es großen Jubel, weil Papa aus Pelplin kam, der dann auch bisweilen mich und eins der älteren Kinder auf ein paar Tage mitnahm.

Ich benutzte diese Zeit einer verhältnißmäßigen Ungebundenheit durch die Trennung von meinem Gatten zu mancherlei Arbeiten für mein Haus; schüttete Betten und ließ Matratzen stopfen, ließ mein Zinngeräth scheuern und putzte meine silbernen Löffel, kurz ich that nach aller Hausfrauen Weise; aber auch zu einem Besuch bei meinem Vater benützte ich meine Freiheit, ließ die Knaben und das kleine, bereits entwöhnte Minchen unter Friedchen's liebevollem Schutze und machte mit meiner verständigen Luise die vier Meilen weite Reise nach Danzig zum Großpapa, von den drei ältesten Kindern aus Gründen, die sie kannten, gewöhnlich Von Boner genannt! —

Der Von Boner führte seit längerer Zeit ein altes Junggesellenleben in zwei kleinen Stübchen. Er unterhielt sich

Morgens mit seinem Hunde Tamino während seines Frühstückes, streute nach demselben den Spatzen ihr Futter auf die Fensterbrüstung, ging dann spazieren und bezahlte dabei unter dem grünen Thore für einige Eckensteher das Mittagsbrot, das er selbst darauf in einer Restauration einnahm. Seinen Kaffee trank er unabänderlich in einem kleinen Wirthshause an der Lindenallee, promenirte dann nach dem Johannisberge oder Neufahrwasser und beschloß seinen Abend meistens im Theater, denn er hatte, nachdem er das Unglück gehabt, ein Bein zu brechen, seinen Posten quittirt und lebte von einer Pension, die für seine Bedürfnisse ausreichte.

Er war sehr froh über unsern Besuch und zog mit seiner kleinen hübschen Enkelin aus einer Konditorei, von einem Spielzeugladen in den andern.

Auch ins Theater schleppte er sie und mich mit und dort kam ich in einem Sperrplatze dicht hinter einem hübschen jungen Frauenzimmer zu sitzen, das mir bekannt erschien. Ich sah sie genauer an und richtig! ich hatte mich nicht geirrt, ich war in Elbing mit ihr in die Schule gegangen und wir hatten oft als Kinder zusammen gespielt. Ganz erfreut, beuge ich mich vor, um von meinem etwas erhöhten Sitze meine Hand auf ihre Schulter zu legen, als der Vater, dieß bemerkend, mich so erschrocken zurückzieht, als hätte ich beabsichtigt, diese Hand in geschmolzenes Eisen zu stecken.

Aber das ist ja Lieschen H., sage ich ganz verwundert über sein Beginnen; er indeß nickt und winkt und flüstert mir endlich zu: „Es ist eine berüchtigte öffentliche Dirne."

An diesem Abend hatte ich ein ernstes schreckliches Gespräch mit meinem Vater, der mir in furchtbarer Kürze Nachtbilder aus dem weiblichen Leben aufrollte, deren Dasein ich bis dahin nicht geahnt hatte.

Ich hörte von dem Elend, das nur mein armes Ge-

schlecht bedroht und verschlingt, und ich war Mutter zweier Mädchen und ich hatte das unselige Geschöpf, dessen Berührung mich in den Augen der Welt schon entehrt hätte, gekannt, als sie so klein, so schön, so unschuldig war, wie meine Luise!

Es war eine fürchterliche Nacht, die ich nach diesem Abende durchlebte, und, an dem Bette meines Kindes knieend, weinte ich Thränen des Erbarmens über sie, die die Verbildung der Zivilisation mit tausend und wieder tausenden ihrer Gefährtinnen in den Abgrund gestoßen, ohne sich verpflichtet zu halten, auch nur einen Finger zur Rettung ihnen entgegenzustrecken.

Der entsetzliche Schlund, in den ich einen Augenblick geschaut, gewann für mich jene Anziehungskraft, die das Gräßliche in manchen Stimmungen und für manche Gemüther hat. Ich fing an zu fragen, zu forschen. Mein Bruder, der bereits in Königsberg als Arzt und Dozent an der Universität arbeitete, belehrte mich und schickte mir Bücher. Die Schwester meines Mannes bewohnte ein Haus, aus dessen Hinterfenstern man die Rückfronte der verrufensten Häuser Danzigs sehen konnte. Dort blickte ich hinüber mit unsäglichem Mitleid, dort sah ich über geschminkte Wangen heiße Thränen rinnen, sah zu Gott emporgerungene Hände und hörte das krampfige Lachen der Verzweiflung. — Ich ging am Tage durch die Straßen, wo das geschminkte Laster, als sein eigenes Aushängeschild, an den Thüren steht und dem Blick der ehrbaren Frau die Zähne entgegenfletscht.

Ich weinte, o welche Thränen! ich sprach mit anderen Frauen, ich erfuhr Geschichten fürchterlich, schauderhaft, und sie wurden mir nicht selten mit lachendem Munde erzählt.

Ich muß aufhören von diesen Dingen zu sprechen, die

erste Erfahrung davon riß mir fast das Herz entzwei und wirkte nachhaltig auf mein ganzes Leben.

Wäre ich reich und frei gewesen, ich hätte mein Vermögen und meine Zeit den Elendesten der Erde, den verlorenen meines eignen Geschlechtes hingegeben und eine Anstalt gegründet, wie sie Niemeyer in seiner englischen Reise in London schildert; aber ich war die mittellose Gattin eines Beamten, war die Mutter von vier Kindern, die meine Zeit, meine Kraft, mein ganzes Herz für sich begehrten. Für jene Armen hatte ich nichts als meine heißesten Gebete. —

Ich erfuhr in Danzig noch, daß außer jenem ersten unglücklichen Mädchen sechs andere Gefährtinnen meiner Kindheit sich in öffentlichen Häusern befanden, verwaiste Mädchen, einst arm, harmlos und schuldlos wie ich selbst.

O und kein Gesetz straft den Verführer, nicht einmal die Gesellschaft straft ihn durch ihre Verachtung! — Der Mann, der das schöne Lieschen dem Elende übergeben, lebte als geachteter Familienvater und hatte eine schöne, gute, reiche Frau.

Seit jenem Abende war ein Etwas in mein Leben getreten, das ich vorher nicht gekannt hatte, ein gewisser weiblicher esprit de corps, verbunden mit einiger Bitterkeit gegen galante und elegante Männer, denen ich nicht viel gutes zutraute, wenn sie um junge unbefangene Mädchen scherwenzten. Tag und Nacht stand neben meinen Familiensorgen und Pflichten der Gedanke an die Unglücklichen, die im Abgrunde des irdischen Elendes keine Hoffnung haben, als die auf das Erbarmen Gottes jenseits des Grabes. —

Der Bau in Pelplin näherte sich seinem Ende und mein Gatte erhielt noch vor seiner gänzlichen Beendigung den Ruf zur Wasserbaumeister-Stelle nach dem Städtchen Driesen in der Neumark.

Friedchen begleitete uns auch dorthin und wir vertauschten das kleine Puppenhäuschen in Dirschau mit einer großen, überaus schönen Wohnung in unserer neuen Heimat.

Ich denke, Driesen ist unter allen kleinen Städten Norddeutschlands die netteste, freundlichste, anmuthigste.

Es liegt in einem grünen reichen Thale an der schiffbaren Netze, hat eine bedeutende Porzelanfabrik, eine sehr große Fabrik für Messingwaaren, Tuchweber und Scherereien und so schöne öffentliche Gärten, als ich in Königsberg und Berlin, ja in Prag und Dresden nicht gefunden habe.

Der schönste derselben lag dicht hinter unserem Wohnhause und hatte in früheren Zeiten zu demselben gehört. Jetzt hatten wir nur den Eintritt und das war für uns genug; denn die Unterhaltung eines solchen Gartens erfordert mehr Zeit, Umsicht und Kapital, als wir darauf hätten verwenden können.

Die Kinder hatten ihren Haupttummelplatz vor der Hausthüre unter den uralten Linden und Nußbäumen, und im Hofe legte sich Luise mit Hilfe der Brüder ein eigenes Gärtchen an, das bald für sie eine unversiegliche Quelle des Vergnügens wurde.

Ich unterrichtete mit Friedchen's Beihilfe meine Kinder selbst; meine Wirthschaft war nicht klein, denn ich hatte mehrere Jahre fünfzehn Personen zu Tische, da meine Mutter und ihre Schwester zu mir nach Driesen zogen und mein Mann in seinem Geschäft oft fünf bis sechs junge Arbeiter beschäftigte, die unsere Tischgenossen wurden.

Für Friedchen ging hier ein neuer schöner Lebenstag an, denn sie verlobte und verheiratete sich mit einem wackern hochgebildeten Manne, der sie innigst liebte.

Leise, mit kaum merklichem Fluge, zogen die Jahre über meinem Haupte hin.

So klein mein Aufenthaltsort auch war, so lernte ich doch dort viele Menschen von hoher Bildung kennen, mit denen ich in wirklich freundschaftliche Verhältnisse trat.

Einer davon, Professor Wilhelm Klutz, war von hohem Einflusse auf mein Leben, denn er war es, der mich zuerst darauf aufmerksam machte, daß ich im Besitze eines Schatzes, den ich verpflichtet sei, zum besten meiner Kinder zu verwerthen.

Er las Gedichte von mir und einige Aufsätze in Prosa, die ich für die Lehrstunden meiner Kinder entworfen, hörte auch sehr gern meinen Märchen zu und sagte mir endlich, daß ich unverantwortlich handle, wenn ich nicht wenigstens den Versuch machte, für die Oeffentlichkeit zu schreiben.

Meine Zeit war durch meine große Haushaltung und den Unterricht meiner Kinder sehr beschränkt, dennoch fielen seine Worte mir schwer ins Herz. Schon in der Jugend hatte mein Bruder mir oft und oft gesagt, es sei mein eigentlicher eigenster Lebensberuf, zu dichten und ich vertändele Zeit und Kraft, indem ich sie auf mühsame schlechtbezahlte Handarbeit verwende.

Die Bedürfnisse der Kinder wuchsen mit ihren Jahren. Wir hatten kein Vermögen und in dem doch immer möglichen Fall, daß Gott meinen Gatten zu sich rief, bevor die Kinder erwachsen und fähig, für sich selbst zu sorgen, waren sie naturgemäß an mich und meine geistige und körperliche Kraft gewiesen.

Dieß bedenkend, setzte ich mich an einem einsamen Abend, da alle meine Lieben schon schliefen, hin und begann den Entwurf einer Erzählung.

Sie behandelte das Thema, das mir seit Jahren im Herzen lag: die Stellung des weiblichen Geschlechtes in der bürgerlichen Gesellschaft und die Grausamkeit derselben gegen die Gefallenen, die sie rettungslos in den Abgrund stößt.

Ich schrieb und verwarf, schrieb und verwarf wieder, und zehn Jahre lang lag jener Entwurf in meinem kleinen Schreibtisch.

Mein Gatte ward in dieser Zeit von Driesen nach Züllichau als Landbauinspektor versetzt, meine Luise wuchs heran und ward ein hübsches, ernstes, innigfühlendes Mädchen; noch nicht sechszehn Jahre alt verlobte sie sich einem Jüngling, wacker und tüchtig wie sie selbst — aber wie sie selbst ganz ohne Vermögen.

Luise nach ihrem Herzen verheiratet zu sehen, war der innigste Wunsch des meinen. Ihre frühe Wahl entschied gewissermaßen auch über mein Leben.

Ich arbeitete mit allem Fleiß mein angefangenes Buch noch einmal um, beendete es und schickte es nach Königsberg zu meinem Bruder, der als Professor an der dortigen Universität doch manche literarische Verbindungen hatte.

Es war im Jahre 1849, als ich den Muth zu diesem verhängnißvollen Schritt faßte. Herr Samter in Königsberg, der den Verlag übernahm, gab dem Buche den Namen: ‚Frauenloos‘ und mir das **Versprechen** einer bestimmten Honorarzahlung, wenn 500 Exemplare des Werkes abgesetzt sein würden, was bis jetzt noch immer nicht der Fall zu sein scheint; denn ich habe bis zum heutigen Tage für diesen ersten Roman, der die Jahreszahl 1850 trägt, noch keinen Heller erhalten.

Das war mein erster Eintritt in das öffentliche Leben.

Das ‚Frauenloos‘ erregte Aufsehen. Man hielt den Frauennamen der Verfasserin für fingirt und behauptete, — ein Mann, ein Arzt nur, könne das Buch geschrieben haben. Die erste Kritik, die mir zu Gesichte kam, stand in der National-Zeitung; sie war äußerst günstig und lobte namentlich das im besten Sinne weibliche und echt deutsche Maßhalten



daran. Herr Rellstab in der ‚Voßischen Zeitung‘ begann seine Notiz von meiner ersten Arbeit mit den Worten: ‚Dieß talentvolle Buch‘ . . .

Obgleich er dem armen Buch nun eine Eigenschaft, die man an leblosen Dingen sonst in der Regel nicht findet, nämlich: Talent zusprach, so meinte er doch von ihm, was man nicht selten von talentvollen Menschen auch sagen muß: Ihm wäre besser, er wäre nie geboren, und er drückte dieß durch die Worte aus: es wäre wünschenswerth, wenn dieß Buch ganz und gar nicht geschrieben worden.

Herr Ferdinand Gregorovius schloß seine Kritik, die abwechselnd viel anerkennendes und herben Tadel, ja offenbaren Spott enthielt: ‚Dieß ist nun das keck in Schmutzfarben gemalte naturwahre Buch, das man vom Standpunkte der ästhetischen Kritik schonungslos verdammen, von dem des moralisirenden Verstandes bestens anerkennen muß.‘

Ein anderer, mir unbekannt gebliebener Kritiker sagte im Eingange seiner Beurtheilung: ‚Dieß Buch ist keine bloße Schrift, es ist eine That.‘ —

Ich schloß mein Herz vor allen Kritiken fest zu, sie durften und sollten mich weder erfreuen noch betrüben, doch hatte ich lange Zeit die Absicht, mich durch die Kritik belehren zu lassen, so lange, bis ich durch die literarischen Fehden anderer Schriftsteller erfuhr, wie viel Kritiken werth sind. Jetzt, da ich weiß, daß das bekannte Sprichwort: Eine Hand wäscht die andere, bei den kritisirenden Tagesschriftstellern ebenso viel gilt, als der Ausspruch jenes Fuhrmannes: Prügelst du meinen Juden, so prügle ich den Deinen; habe ich den Wunsch und die Hoffnung, mich belehren zu lassen, freilich so ziemlich aufgegeben, jedoch durchaus nicht allen Journalisten gegenüber. Meine Bücher sind: Frauenschriften, nichts mehr, und machen nicht den Anspruch, einen Vorderplatz in der Literatur unserer Zeit einzunehmen.

Zwei Eigenschaften befähigen mich zur Romanschriftstellerin: mein lebhaftes Gefühl und die mit einem solchen selten verbundene Neigung und Fähigkeit, dieß von seinem Auflodern bis zu seinem Verlöschen scharf zu bewachen und zu beobachten.

Jetzt, am Abende meines Lebens, kann ich es wohl aussprechen. Ich habe viel gelitten während der Dauer desselben aber ich behielt in allen Lagen den Wunsch, den Willen und die Kraft, mich zum Glücke wieder hindurchzukämpfen.

Die eigene scharfe Beobachtung dieses Kampfes in mir macht mich fähig, ihn auch in andern Menschenseelen zu ahnen, zu erkennen und zu schildern.

Das Menschenherz ist wie das Wasser von der Natur geschaffen, sich in einem Gleichgewichte zu erhalten, und dieses Gleichgewicht nennen wir Glück. Die Kämpfe, welche entstehen, wenn dieß Gleichgewicht durch innere oder äußere Ursachen gestört wird, sind das Leben, das Eintreten des vollkommenen unstörbaren Gleichgewichtes wäre so gewiß Tod, als das Eintreten vollkommenen unstörbaren Gleichgewichtes im Wasser des Ozeans, im Wasser jeder kleinsten Quelle Erstarrung und Tod wäre. Das Beobachten und treue Schildern dieses steten und stets wieder gestörten Strebens, ist ein Genuß, sitze man nun am wogenden Meere, oder am murmelnden Bach, an den brausenden Katarakten des Niagara, oder an dem kleinen rauschenden Mühlwehr. Dieß eigentliche Leben kann nur eine Kunst als Bild vor die Seele führen und das ist die Kunst des Dichters. Kein Maler kann den Lauf einer Quelle, das Wogen des Ozeans malen, kein Bildhauer es meißeln, beide können nur einen Moment dieses Lebens dem Beschauer zeigen und auf ihrem Bilde ist dieser Moment festgeschraubt. Nur das lebendige Wort, aus dem lebendigen Quell des Herzens fließend, kann wechselnd ein Bild des Wechselnden dem Leser vorführen.

Wer ein Kunstwerk zu schaffen befähigt ist, ist auch dazu berufen, sei er nun Mann oder Weib: denn wer Schönes bildet, streut Keime des Göttlichen in das Leben der Menschheit.

Ich glaube nicht, daß man ein Kunstwerk mühsam erschafft. Zu jedem Menschenwerk, das gut sein soll, gehört Fleiß, Nachdenken und Mühe, aber zum Schaffen eines Kunstwerkes gehört noch etwas, das uns über die Mühen hinweghebt, ohne daß wir sie eigentlich fühlen: Begeisterung! — Wer beim Schaffen stets Mühe fühlte, schaffte schwerlich ein Kunstwerk, und im Moment, da die Begeisterung erlischt und der schaffende Künstler den Schmerz der Ermüdung fühlt, sollte er Pinsel Feder oder Meißel weglegen, denn von da ab schafft er als Handwerker.

Meine höchste Freude, meine schönste Erholung von den Mühen meines Hauses und den Sorgen des Lebens ist mein künstlerisches Schaffen. In den Figuren, denen ich Leben gebe, lebe ich selbst ein heiteres freudiges Leben, ich liebe sie wie meine Freunde und nehme stets mit einigem Schmerz von ihnen Abschied, wenn am Schlusse eines Buches eines meiner Kinder — sie streiten stets darum, wem diesmal diese Ehre gebühre — das Wort: ‚Ende‘ darunter geschrieben.

Ich versäume durch meine schriftstellerischen Arbeiten keine häuslichen Pflichten. Meine Kinder sind alle erwachsen und haben bis auf meine jüngste Tochter das Vaterhaus verlassen, und ich würde es nach meinen Grundsätzen für meine heiligste Mutterpflicht halten, dieser Tochter die meisten Geschäfte der Häuslichkeit zu überlassen, auch wenn ich nicht schriebe.

Der Ertrag meiner Arbeiten kommt meinen Kindern zugute und unterstützt auf diese Weise meinen Gatten in der uns gemeinsam zustehenden Sorge für sie.

Außer den Kritiken über das ‚Frauenloos,‘ empfing ich,

bald nachdem dasselbe ins Leben getreten, mehrere Briefe von Personen aus verschiedenen Gegenden und in verschiedenen Lebensverhältnissen, die sich von dem Inhalte meines Buches lebhaft angesprochen gefühlt.

Die würdige Elise von Hohenhausen war die erste, die mir in einem überaus liebevollen Briefe viel freundliches über meine gute Absicht und deren Ausführung schrieb, und ich sage der wackeren Frau, mit der ich von da ab in einem ununterbrochenen Briefwechsel stehe, für die Aufmunterung, die sie mir gegeben, meinen wärmsten Dank.

Auf ihren Rath betheiligte ich mich auch bei einer Preisbewerbung, die vom ‚Familienbuch des österreichischen Lloyd‘ ausgeschrieben wurde, mit der Novelle: ‚Ein Pfarrhaus in Nathangen.‘ Die Preisrichter Halm, Seidel und Bauernfeld erkannten einstimmig meiner Arbeit den ersten Preis zu, es ward derselbe von der Redaktion mir aber nicht gezahlt, da einige Abänderungen, welche die Verhältnisse nöthig machten, von mir nicht zu rechter Zeit hatten besorgt werden können.

Herr Ferdinand Kürnberger erhielt nun den ersten Preis, doch gab die Redaktion mir einen Extra-Preis von 15, und den Herren Eduard Höfer und Paul Heyse jedem einen eben solchen von 10 Dukaten. —

Ich glaube, daß ich dieser kleinen Begebenheit größtentheils den Ruf zu danken habe, den meine Arbeiten nun schnell erhielten.

Herr Dr. Gutzkow, um dessen Protektion ich kurz vorher gebeten hatte, sagte mir dieselbe mit vieler Bereitwilligkeit zu, die meisten namhaften Journale Deutschlands ersuchten mich um Beiträge, die Sorge um Verleger hatte plötzlich ein Ende, ich hätte sie jetzt nach dem Dutzend haben können.

Während ich noch an meinem zweiten großen Roman: ‚Aus dem Leben eines Glücklichen‘ in Züllichau arbeitete, traf



uns ein Schlag, dessen größte Schwere auf das Haupt meines armen Gatten fiel.

Denunzianten hatten seine politischen Gesinnungen verdächtigt; man forderte ihn vor ein Disziplinargericht und dispensirte den thatkräftigen, an Arbeit gewöhnten Mann acht lange Monate von seinem mit Ehren geführten Amte.

Man sagt, daß sich unsere Freunde in den Stunden der Sorge und Noth erst bewähren müssen! Gott weiß, und mein dankbares Herz weiß es auch, wie herzlich sich unsere züllichauer Freunde in dieser Noth bewährten! Ja, sie führte uns so manches befreundete Herz entgegen. Erst als die Nachricht von dem Kummer, der uns betroffen, sich in dem Städtchen verbreitete, besuchte mich zum erstenmal das liebe Herz, meine junge Freundin Maria Harrer, die gegenwärtig die Redaktion des vom Herrn Louis Schäfer geleiteten Journals: Der ‚Bazar' übernommen.

Sie ist mir eine dritte liebe Tochter geworden.

Auch der Muth und die Thatkraft meiner Kinder bewährten sich, und freudig denke ich in dem Bewußtsein ihres wackern Thuns an jene Kummerzeit zurück.

Wir verkauften unsere Equipage, schafften den Kutscher und das stattliche Dienstmädchen ab, vermietheten zwei unserer Zimmer an den Stellvertreter meines Mannes und beschränkten uns aufs äußerste, ohne den frohen Muth zu verlieren.

Meine wackere Luise gab Unterricht und stickte für Geld, mein dreizehnjähriges Minchen arbeitete fleißig im Haushalt und unterstützte die Schwester. Die Sorge zog das Band der Liebe fester um die Herzen der Familienglieder und mit Gottes Hilfe ging auch diese Prüfungszeit vorüber.

Nach achtmonatlicher Quälerei und dem Verhör einer Stunde ward mein Gatte mit allen Ehren in sein Amt wieder eingesetzt, erhielt die Nachzahlung der ihm vorenthaltenen

Hälfte seines Gehaltes und seine Versetzung mit Verbesserung hierher nach Bromberg. —

Freilich war eine schwere, lebensgefährliche Krankheit, die ihn befiel, als wir hier in Bromberg kaum etwas in Ruhe gekommen, die Folge des Leidens, das er tiefgefühlt und mit großem Muthe getragen hatte. Doch auch das Leid ging vorüber!

Mein Schwiegersohn, der nach vollendetem Examen uns nach Bromberg gefolgt, vertrat meinen Mann in seinem Amt während der drei Monate seiner Krankheit — und dann hatten wir erst eine frohe, frohe Hochzeit; denn meine Luise ward nach siebenjährigem Brautstande und manchem von einem solchen wohl unzertrennlichen Kummer, die Gattin ihres seit den ersten Jugendtagen geliebten Verlobten.

Zwei Jahre darauf feierten wir beide Alten unsere Silberhochzeit und bei dieser Gelegenheit umarmte ich nach langer Trennung meinen geliebten Bruder, den wackern Professor Dr. August Burow, einen der ersten Operateure, die Deutschland zur Zeit hat.

Er ist, obgleich nicht vier Jahre jünger als ich, im Aeußeren noch ganz jugendlich, im Herzen aber ist er es nicht mehr als ich, die sich, Dank sei Gott dafür, in allen Lebenslagen die Frische und Heiterkeit bewahrt, die man gewöhnlich Jugendlichkeit nennt, die aber dem reifen Alter, bei dem die Vernunft den Zügel über das Gefühl gewonnen, weit natürlicher ist, als der ringenden Jugend

Von meinen beiden Söhnen ist der älteste Chemiker, der zweite Mathematiker. Der älteste erwirbt jetzt sein Brot als Apothekergehilfe, der zweite studirt die Maschinenbaukunst.

Meine Luise hat im dritten Jahre ihrer Ehe ein Bübchen geboren, ein liebes, liebes Kerlchen, Hännschen bei der Taufe genannt. Das junge Ehepaar wohnt drei Meilen von uns

in einem kleinen Städtchen, und ich sage es mit stolzer mütterlicher Freude, daß beide von allen, die sie kennen, geliebt und geachtet sind.

Mein Mann, mein herzlieber Alter, baut zur Zeit hier in Bromberg die neue Realschule und das Postgebäude. Er hat noch in jedem Orte, in dem wir gelebt, sichtbare und schöne Andenken seiner amtlichen Wirksamkeit zurückgelassen. Das liebste derselben ist mir die Lindenallee, die er an dem Wege von Driesen nach Vordamm pflanzen ließ und die jetzt schon recht stattlich und schattig ist.

Ich bin eine alte Frau! wie ich aussehe, erfahren diejenigen, die sich dafür interessiren durch das wohlgetroffene, von Herrn Brandeis in Prag gemalte Bild, das als Lithographie mit diesen Blättern ausgegeben wird.

Wer von meinen werthen Lesern mich nun vielleicht ein Bißchen liebgewonnen hat, der sehe sich das Bild an und denke sich die freundliche Matrone mit den hellen Augen und der hohen Stirn hier in Bromberg in einem kleinen Häuschen, dessen Fenster jetzt in der winterlichen Zeit mit Mooskränzen eingefaßt und trotz der rauhen Witterung mit vielen blühenden Blumen geschmückt sind.

Die Pflege derselben ist meine Liebhaberei und ich gestehe, daß sie auch recht viel Zeit kostet. Da gibt es stattliche Blattpflanzen und Kamelien vom Staube zu reinigen, zu gießen, zu versetzen, aufzubinden und zu beschneiden, aber meine Pfleglinge sind auch dankbar: sie wachsen und blühen in aller Ueppigkeit, und ich bin überzeugt, daß man hier in meiner Heimat weit mehr meine Blumen als meine Schriften kennt und bewundert.

Das ist mir aber auch so ganz recht, ich möchte unter meinen Mitbürgern nicht als Schriftstellerin, sondern als Hausmutter bekannt sein.

Ich schäme mich indeß durchaus nicht, eine deutsche Schriftstellerin zu sein, ich halte im Gegentheil mein Talent für ein großes und schönes Geschenk Gottes, für das ich Ihm, dem Geber aller guten Gaben, von Herzen dankbar bin. Ich selbst kann den Umfang desselben natürlich nicht beurtheilen, ich weiß nur, daß es mir schon viele Freude gemacht, daß es mir liebe theure Freunde nah und fern gewonnen und daß es eine nicht unwesentliche Stütze für meine Familie ist; im übrigen beherzige ich Göthe's Spruch:

Wer da bauet an den Straßen,
Muß sich kritisiren lassen,

und nehme Lob und Tadel mit Ruhe — das erstere ohne Stolz, den letzteren ohne Bitterkeit hin.

In meiner Heimat für einen Blaustrumpf zu gelten, wäre mir allerdings unangenehm. Ich denke aber auch, daß ich dieß nicht zu fürchten habe. Vier Kinder, die ich erzog, und ein freundlicher, gemüthlicher Haushalt, dem ich vorstehe, geben mir vor Gott und Menschen das Zeugniß, daß ich meine Pflichten als Weib ehrte und nach besten Kräften zu erfüllen strebte, und wenn ich als Mutter, Gattin und Hausfrau fehlte, so geschah dieß weiß Gott nicht, weil ich die heiligen Pflichten derselben geringschätzte, sondern weil meine Kraft nicht ausreichte, sie so zu erfüllen, wie dieß als Ideal vor meiner Seele steht.

Der Abend meines Lebens naht heran, ich bin oft leidend und denke viel an den Tod, den ich nicht fürchte, sondern als einen Uebergang in ein helleres Dasein freudig erwarte.

Manches möchte ich freilich noch gern beenden, bevor ich sterbe, und ich arbeite daher fleißig und wirke, solange es Tag ist.

Ob meine Schriften mich eben lange überleben werden, weiß ich nicht: daß im Herzen meiner Kinder mein Andenken ein gesegnetes sein wird, davon habe ich aber die feste, mich tiefbeglückende Ueberzeugung.

Ende.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06659 7975

